

Heav. 347

Grob

31



SCOTT'S EMERALD

RECORD

2nd Edition

Published by the

Scott's Emerald

Record and Copyright

1895

H. Helvetiae

m

Der
SCHWEIZER

auf dem
RIGIBERG.

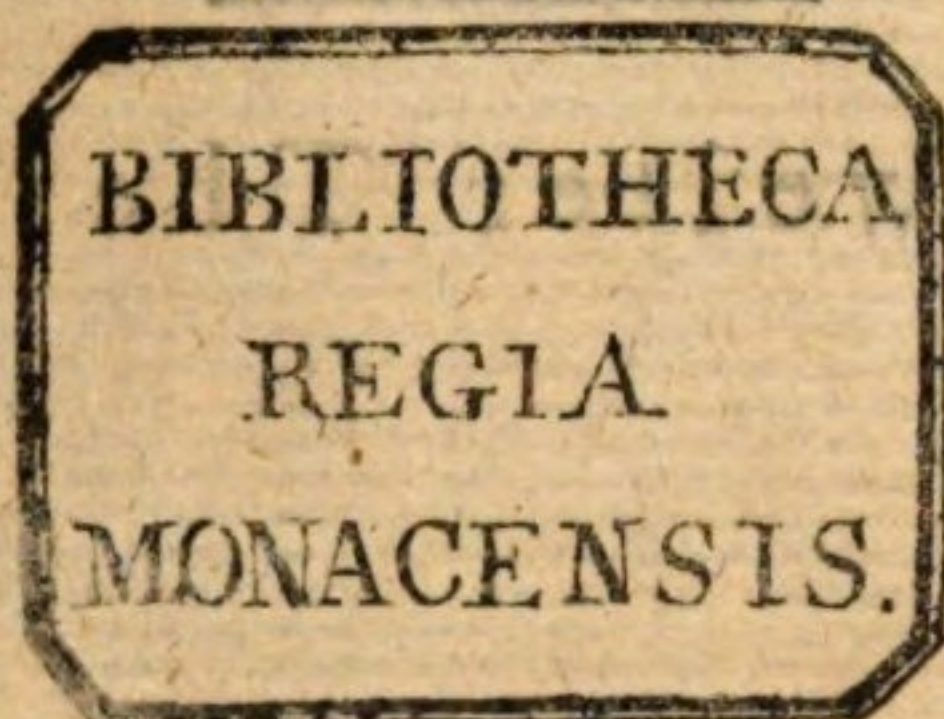
Zweiter Theil.

St. Gallen,
bey Huber und Compagnie.

1797.

SCHEWELER

RIGIBERG



Dr. G. L. Schell
Dr. Huber und Compagnie

1797

D a r s t e l l u n g
eines Theils
der
Schweizergeschichte

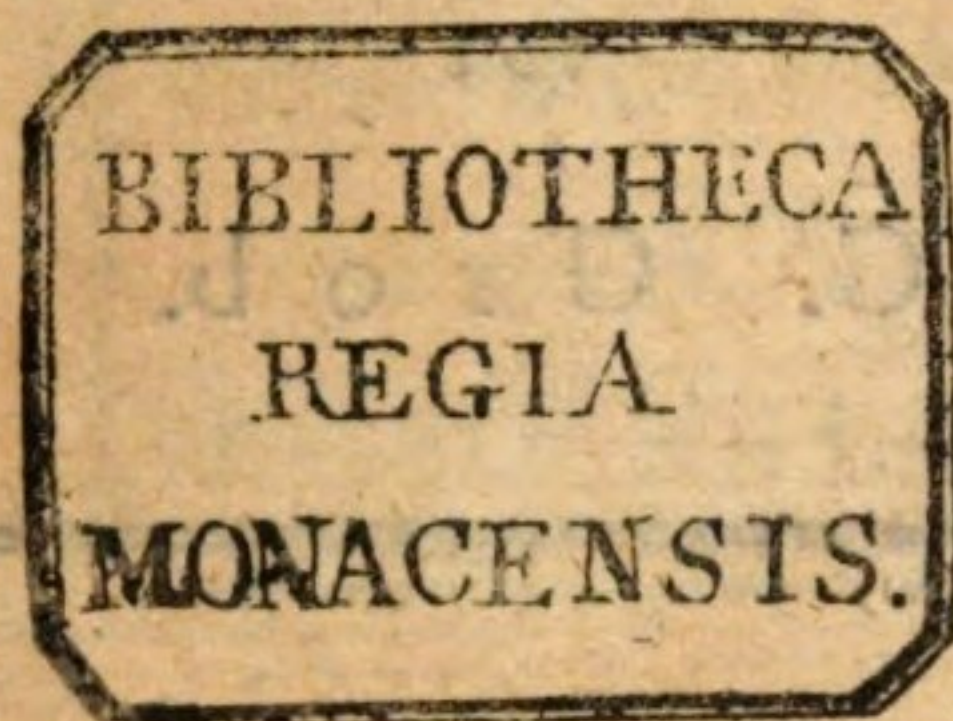
von
G. G r o b.

Erster Theil.



S t. G a l l e n ,
bey Huber und Compagnie.

1 7 9 7.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt,

Vorrede - - - - - S. 1.

I. Vorlesung.

Die alten Helvetier bis zum Verluste
der Freiheit und zum Untergange
der Nation - - - - - S. 53.

II. Vorlesung.

Untergang der Nationen und ihr Er-
wachen zur Freiheit - - - - - S. 115.

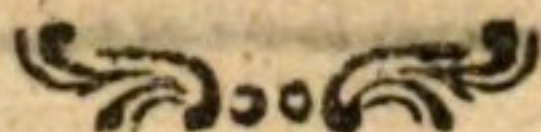
III. Vorlesung.

Die neuen Helvetier im Allgemeinen,
und besonders in den Waldstätten
— — bis 1110. — — — S. 149.

IV. Vorlesung.

Streit der Landleute von Schwiz mit
dem Stifte Einsiedeln und Folgen
dieses Streites.
von 1110 — bis — 1150 — S. 189.

V. Vor-



V. Vorlesung.

Von der Staatsreform in Unterwalden
bis zur Reichsvogtey des ältern
Grafen Rudolph von Habsburg.

Von 1150 — bis — 1217 — S. 241.

VI. Vorlesung.

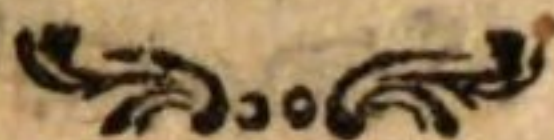
Zustand und Geschichte des Volks in
den Waldstätten von der Reichs-
vogtey des ältern Grafen Ru-
dolphs bis zur Schirmhauptmann-
schaft des jüngern Rudolphs von
Habsburg.

von 1217 — bis — 1257. - - S. 285.

VII. Vorlesung.

Das Volk in den Waldstätten und ihr
Schirmhauptmann, Graf Rudolph,
nachher deutscher König — bis
zum Tode des Letztern.

von 1257 — bis — 1291. - - S. 337.



Uebersetzung

der

lateinischen Stellen

Vorrede.

Quoniam nemo &c.

Da Niemanden zu gleicher Zeit Ruhm und Ruhe in hohem Grade zu Theil werden kann, so benütze jeder das Gute seines Zeitalters, ohne andere zu verkleinern.

I. Vorlesung.

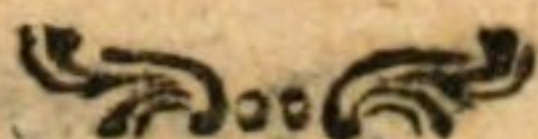
Helvetii quoque &c.

Die Helvetier waren tapferer als alle andern Gallier.

Helvetii, gallica &c.

Die Helvetier, ein gallischer Stamm, waren erst durch ihre Männer - und Waffenthaten, dann durch ihren Namen berühmt.

II. Vor-



II. Vorlesung.

Atque ego &c.

Alles, was ich gelesen und gehört habe, belehret mich, daß alle Königreiche, Freystaaten und Nationen so lange einer glücklichen Regierung genossen, als sie nach wahrer Staatsklugheit handelten; wo aber immer Gunst und Furcht und Wohl lust auf die Staatsverhandlungen Einfluß bekamen, da wurden zuerst die Staatskräfte geschwächt, hernach mußte man sich die Regierung entreißen lassen, und endlich sich unter das Joch schmiegen.

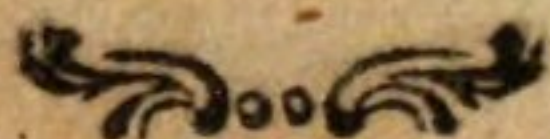
Libertas juxta &c.

Die Freiheit ist allen gleich erwünscht, den Schlechten sowohl als den Guten, den Feigen sowohl als den Tapfern; aber die Meisten lassen aus Furcht die Sache der Freiheit im Stich: So große Thoren sind die Sterblichen!

Jaetamur &c.

Das unbeständige Schicksal treibt sein Spiel mit uns.

III. Vor.



III. Vorlesung.

Sicut ante &c.

So wie die Krankheiten nothwendig früher als ihre Heilmittel bekannt werden mußten; so entstanden auch regellose Triebe früher als die Gesetze, welche ihnen Schranken setzen sollten.

Inter impotentes &c.

Mitten unter Uebermüthigen und Mächtigen darf man sich nicht sicher glauben.

Non est &c.

Das Schwerdt verschafft keinen dauerhaften Besitz.

IV. Vorlesung.

Initium semper &c.

Ungerechte Herrschaft fängt allemal beim Kleinen an.

Audendo, agendoque &c.

Nicht langsames Berathschlagen, welches der Furchtsame Vorsicht nennt, sondern kühnes Handeln ist es, was einen Staat in Aufnahme bringt.

Quod



Quod pulcherrimum &c.

Auf Tapferkeit seine Hofnung setzen, ist das Sicherste, so wie es das Schönste ist.

V. Vorlesung.

Hanc modestiam &c.

Wo findet man jezt noch bey einem Einzelnen jene Mäßigung, jene Billigkeit und jene Seelengröße, welche damals die Gefinnung des ganzen Volkes war.

Nulla lex &c.

Kein Gesetz ist allen recht; es fragt sich nur, ob es für den größern Theil der Bürger und für den Staat im Ganzen nützlich sey.

Temerarium est &c.

Es ist Thorheit, sich in den Tod stürzen, wenn man nichts zu vertheidigen hat, was der Todesgefahr werth ist.

Nihil raptim &c.

Man muß niemals zu rasch und unbedacht- sam handeln.

VI. Vorlesung.

Non ferendum &c.

In einem Freystaate darf nichts geduldet werden, was der Freiheit gefährlich werden kann.

Si in &c.

Wer in dem schnell vorübereilenden Moment einer günstigen Gelegenheit nur ein wenig zaudert, verliert ihn, und sucht ihn hernach vergeblich wieder.

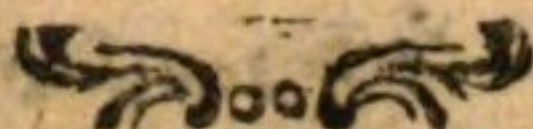
Non votis &c.

Nicht durch Gelübde, nicht durch weibische Andächteley erhält man die Hülfe der Götter: Alles gelingt eher, wenn man wachsam ist, überlegt und handelt: Umsonst ruffst du die Götter an, wenn du träg und sorglos bist; sie sind dir feind.

VII. Vorlesung.

Parsimonia & &c.

Im Entbehren und in allen Kriegsbeschwerden und Arbeiten weteiferte er mit seinem gemein-



meinsten Soldaten, und genoß in seinem Heere keinen andern Vorzug als denjenigen des Ranges und der Anführung.

Iusta causa &c.

Der wahre Grund der Freundschaft bestehe darinn, daß derjenige, welcher sich mit uns zu vereinigen sucht, unser Freund seyn wolle.

Minore negotio &c.

Man findet leichter Gewalthaber als Männer, welche den Gewalthabern Widerstand thun.

Is status &c.

Wir befinden uns jetzt in einer Lage, die uns nichts Gutes ahnen läßt.

V o r r e d e

besonders für

deutsche Leser und Recensenten.

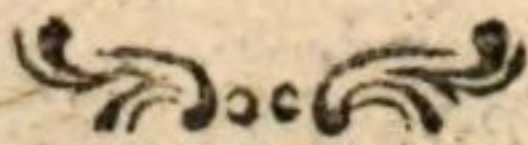
Ueber den Titel — den Inhalt — den Zweck — und die Manier des Werks — über eine Stelle aus Herrn Schlözers Staatsanzeigen — ob die Schweizer Empörer waren — ob der schweizerische Freystaat zu beneiden sey — ob er gehasst zu werden verdiene — ob er verächtlich sey — über eine Stelle aus Herrn Prof. Meiners Briefen über die Schweiz — ob die democratischen Cantons eine leichte Eroberung seyen — ob das Betragen der Schweizer in der neuesten Zeit für andere Nationen etwas Beleidigendes habe — Bemerkungen über die Recension des ersten Bändchens in der N. A. D. Bibliothek — Freude über den Cosmopoliten-Sinn des Recensenten — ob Nationalhass den Mangel des Patriotismus ersetzen könne — Wünsche.

*Quoniam nemo eodem tempore assequi potest magnam
famam et magnam quietem, bono seculi sui quisque,
citra obtrectationem alterius, utatur.*

TACITUS.

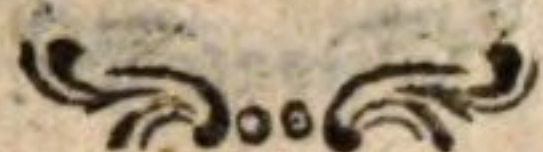


Wenn diejenigen Betrachtungen und Abhandlungen in dieses Bändchen wären aufgenommen worden, welche anfangs für dasselbe bestimmt waren, so würde ich glauben mich in der Vorrede zum ersten Bändchen über den Titel hinlänglich gerechtfertigt zu haben; allein verschiedene Gründe bestimmten mich einen andern Gegenstand zu wählen: Nicht der unwichtigste von diesen Gründen war die Ueberzeugung, daß es Pflicht des guten Bürgers sey, lieber zu schweigen als zu sprechen, wenn das Meiste von dem, worüber er hat sprechen wollen, zu einem Gegenstande des Partheyeifers geworden; wenn er nicht mehr hoffen kann, daß dasjenige, was er gerne hätte sagen mögen, ein



unbefangenes Gehör und Urtheil finden werde; und wenn er sich selbst nicht genug Einsicht und Weisheit zutraut, auf eine solche Weise sprechen zu können, daß er nicht von der einten oder anderen Seite anstoßen und ungeachtet der möglichsten Vorsicht und der reinsten Absichten gleichwol durch Mißverstand eher schädlich als nützlich werden dürfte. Zwar findet sich in Absicht auf Inhalt und Gegenstand zwischen diesem Bändchen und dem ersteren ein so natürlicher Zusammenhang, daß ich es in dieser Rücksicht ohne Bedenken als Fortsetzung desselben herausgeben darf; darum konnte und wollte ich auch den jetzt minder passenden Titel nicht ändern, aber nothwendig war es allerdings, durch einen zweiten Titel den Inhalt dieses Bändchens bestimmter anzugeben.

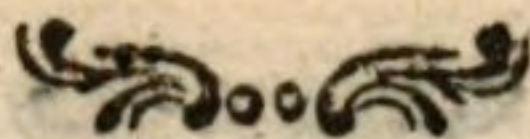
Dem neuen Titel gemäß wird nur ein Theil der Schweizergeschichte, nämlich diejenige der demokratischen Cantons Uri, Schwiz und Unterwalden, den Inhalt der folgenden Vorlesungen ausmachen:



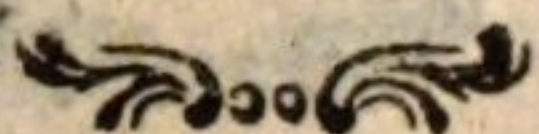
machen: In so fern aber ihre Geschichte mit derjenigen ihrer demokratischen und aristocratischen Bundes - Brüder verflochten ist, werde ich auch von dieser zu reden haben, und bey solchen Excursionen mich länger oder kürzer verweilen, je nachdem mich die Veranlassung dazu mehr oder weniger wichtig und belehrend dünkt. Es ist zwar mein Vorhaben, die Darstellung dieses Theils der Schweizergeschichte nicht nur bis zur Begründung der Unabhängigkeit und Freyheit, sondern bis auf unsre Zeiten fortzusetzen, ich mache mich aber nur zu dem ersteren anheischig; ob ich auch das letztere ausführen, oder, wenn es ausgeführt ist, dem Publikum mittheilen werde, hängt von einem Umstande ab, über welchen ich selbst noch ungewiss bin.

Wie, und warum ich auf den Gedanken gekommen, den bereits vorhandenen Vorrath von so vielen und zum Theil vortreflichen Werken über die Schweizergeschichte mit einem neuen Versuche

von



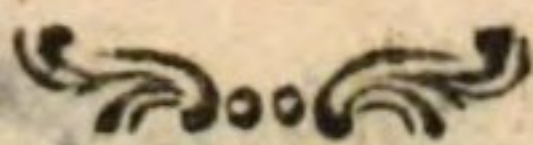
von geschichtlichen Darstellungen zu vermehren, darüber habe ich zwar in der ersten Vorlesung einige Auskunft und Rechenschaft gegeben; aber ich finde nothwendig mich hier über den Zweck dieses Versuchs noch etwas näher zu erklären. Der Zweck meiner Arbeit wurde nämlich durch ihre Veranlassung bestimmt: Ich hatte Bürger und litterarische Freunde vor mir, bey welchen ich eine, durch mannigfaltige Lectüre gebildete und geübte Denkkraft, und einen gewissen, obgleich ungleichen Grad der Aufklärung voraussetzen durfte; für diese wollte ich einen Theil der Schweizer-Geschichte zu einer würdigen und nützlichen Unterhaltung machen; dem schon bekannten durch die Art der Erzählung und Darstellung in ihren Augen ein neues Interesse geben, und durch eingestreute Bemerkungen und Reflexionen sie nicht sowol unterrichten und belehren, als vielmehr ihr eigenes Nachdenken wecken und sie ermuntern, aus der Quelle der Vaterlands-Geschichte für ihren Verstand und für ihr Herz selbst den Genuß zu schöpfen, den jeder
in



in derselben finden kann, so bald er ihn nur da suchen will. Damit habe ich nun auch schon gesagt, für welche Classe von Lesern und zu welchem Zweck ich diese Arbeit in den Druk herausgebe.

Ich wollte kein historisches Werk schreiben, in welchem Staatsleute und Gelehrte neue Entdeckungen, Aufschlüsse, Berichtigungen, Erörterungen oder sonst etwas mehrers, als in den bereits vorhandenen Werken zu finden hätten; dazu habe ich weder Hülfquellen, noch Kräfte, noch Anmaßung genug. Auch sollte es kein eigentliches Volksbuch für Handwerker und Landleute seyn; und vielleicht wäre ein solches Buch sehr überflüssig; denn der Schweizer von dieser Classe, welchem seine Chronik, die er neben der Bibel stehen hat, lieb und ehrwürdig ist, würde sie schwerlich mit einem neuen Geschichtsbuche vertauschen wollen, und eine, in moderner Sprache vorgetragene Geschichte würde ihn kaum noch Vaterlands - Geschichte dünken; derjenige aber, welcher mit keiner alten

Chronik



Chronik versehen ist, wird auch das neue Buch nicht kaufen. Es konnte und sollte also für die schon benannte Classe von Lesern kein historisches Werk, sondern nur ein historisches *Lesebuch* seyn.

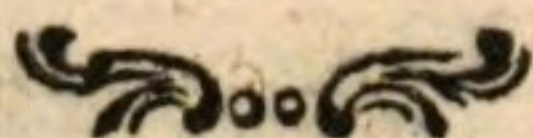
Nur als ein *solches* muß es folglich auch beurtheilt werden: Ich werde mich zwar genau an die Zeitfolge und an den Faden der Geschichte halten, auch nach den Regeln der strengsten historischen Prüfung mit der möglichsten Vorsicht und Ueberlegung mich von der Richtigkeit des Geschichtlichen zu überzeugen suchen, ehe ich es als solches niederschreibe, und was mir ungewiß und zweifelhaft scheint, auch nur als solches darstellen: Wenn ich mir aber manche Freyheiten erlaube, welche in einem historischen Werke vielleicht Tadel verdienen; wenn ich ohne Rücksicht auf das Verhältniß der Theile zum Ganzen, in der Erzählung und Darstellung des eint oder anderen Theils der Geschichte viel umständlicher und weitläufiger bin als bey anderen, weil mir eben dieser Theil in den

meisten



meisten Handbüchern der Geschichte zu kurz abgefertiget, oder an sich besonders wichtig und lehrreich schien: wenn der Gang der Geschichte oft durch Bemerkungen unterbrochen wird, zu welchen die natürliche Veranlassung, so wie die Belege und Gründe für die Beurtheilung des Wahren und Richtigen derselben, in der Geschichte selbst lagen; wenn die Manier und der Ton des Vortrags sich nicht durchaus gleich bleibt, öfters von der Ruhe und Würde des historischen Stils abweicht und in den leichteren Ton der Unterhaltung oder in die wärmere Sprache der Empfindung übergeht; so glaube ich theils durch den Zweck dieser Schrift, theils durch ihre nicht willkührliche äußere Gestalt, in so fern sie aus Vorlesungen besteht, hinlänglich gerechtfertiget zu seyn.

Ich habe nur die wichtigsten von den gedruckten Geschichts - Quellen gebraucht, welche der Länge nach herzusetzen überflüssig seyn würde, weil sie allgemein bekannt sind: Vielleicht hätten auch
die



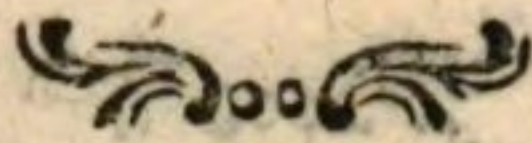
die wenigen Citaten in der Schrift selbst wegbleiben können, denn die Geschichtskenner bedürfen sie nicht, und andere Leser nehmen sich nicht die Mühe nachzuschlagen; indess mußte ich doch auf solche Leser, welche zweifeln, oder untersuchen und etwas mehreres wissen möchten, billig auch einige Rücksicht nehmen. Handschriftliche Quellen hätte ich mir kaum anschaffen können, und ich glaubte sie auch zu meinem Zwecke nicht nöthig zu haben.

Das Umständliche und Weitläufige, womit die Geschichte der drey democratischen Cantons vor dem, unrichtig so genannten ersten Schweizerbund dargestellt wird, hat eine doppelte Absicht. Da ich nämlich öfters Gelegenheit gehabt habe zu bemerken, daß viele Schweizer diesen Theil der Geschichte entweder gar nicht kennen, oder für sehr unbedeutend ansehen, und daß die Geschichte der freyen Schweiz in ihrer Vorstellung erst mit Tell und Gessler und dem Aufstande gegen die Land-



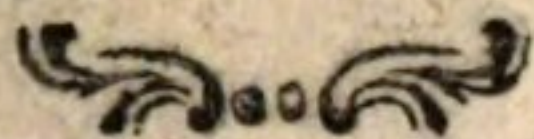
Landvögte anfängt; gleichwol aber unfre Vorfahren in den Waldstädten ihre ursprüngliche Unabhängigkeit lange vor diesem Zeitraume oft und viel gegen mannigfaltige Anfechtungen und Gefahren mühsam verfechten mußten, und immer nach Maasgab der Umstände mit Muth und Entschlossenheit oder auch mit einer nicht minder rühmlichen Vorsicht und Mäßigung gehandelt haben; so wünschte ich das Wichtige und Lehrreiche von diesem allem dem Schweizerbürger in möglichst klarem historischem Lichte vor das Auge zu stellen, und ihn darüber zum Nachdenken aufzumuntern.]

Eine andere Absicht dabey war — durch eine treue Darstellung der frühern Geschichte der Schweizer in der Waldstätten meine Mitbürger und besonders auch deutsche Leser in den Stand zu setzen, es selbst beurtheilen zu können, was es mit der Behauptung mancher deutscher Schriftsteller für eine Bewandtniß habe, vermöge welcher unfre Vorfahren strafbare Rebellen gewesen seyn sollen,
die



die sich einer offenbaren Empörung gegen ihren rechtmässigen Oberherrn schuldig gemacht haben; an welcher Behauptung aber auch andere deutsche Gelehrte nicht wenig Auffallendes und Anstössiges gefunden haben. Popselt z. B. macht in seiner Geschichte des Kriegs der Franken die Bemerkung — „Man weifs, wie sehr neuerlich mehrere „den Ton angegeben haben, an die Ansprüche der „Nachkommen Rudolfs von Habsburg auf das Erbe „ihres Ahnherrn in Helvetien aufmerksam zu machen“ — Als Beleg dieser Bemerkung führt er folgende Stelle an, aus Schlözers Staatsanzeigen: 10. Band, Heft 13.

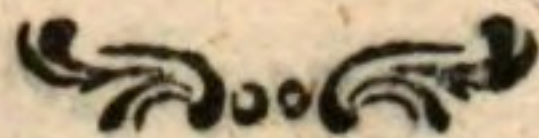
„Was hatten die Schweizer für Recht, sich „gegen Habsburg und noch mehr gegen Deutsch- „land zu empören? Die Histörchen, die dieses „Recht begründen sollen, kenne ich wohl: Aber „sind sie wahr? — Erwache doch einmal die histo- „rische Kritik! Tell's Apfel ist nicht das einzige „Märchen in der Geschichte von der Entstehung
der



„des Schweizerbundes. Rebellen lügen gar unver-
„schämt . . . Vom Aufstande der Schweizerhirten
„sprachen bisher meist enthusiastische Schweizer,
„wie von den Pausischen Kriegen nur Römer: Wie
„ganz andere Data werden zum Vorschein kommen,
„wenn je kritische Oesterreicher den Handel unter-
„suchen werden“ —

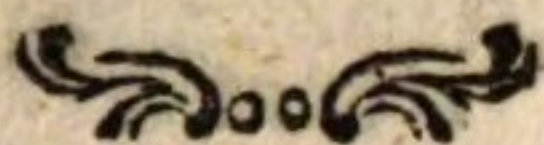
Wenn ein Schweizer an dieser Stelle einen noch
größeren Anstoß findet, als Popselt und gewiss
noch mancher deutsche Gelehrte, so ist das sehr
natürlich, und wenn er sogar darüber in einige
Hize gerathen würde, möcht' es ihm zu verzeihen
seyn: Auch muß es jedem Leser einleuchten, wie
leicht es wäre über diesen bitteren Text einen nicht
weniger bitteren Commentar zu schreiben: Allein
das utile & decorum, und die Achtung, welche ich
dem Publicum schuldig zu seyn glaube, gebieten
mir, allem Leidenschaftlichen zu widerstehen und
zu keiner Privat-Fehde irgend einen Anlaß zu ge-
ben. Nur sey es mir erlaubt, mit der möglichsten

Ruhe

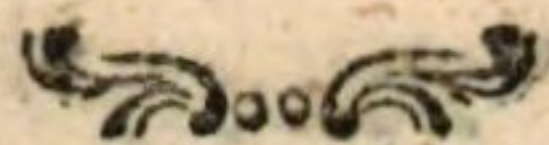


Ruhe und Kürze den, in der angeführten Stelle enthaltenen Meinungen die einfache historische Wahrheit entgegen zu setzen.

Das Hirtenvolk in den Waldstätten ist dem Hause Habsburg niemals weder unterthan gewesen, noch von den Oesterreichischen Fürsten selbst dafür angesehen worden: Leopold bekriegte sie nicht als Rebellen, sondern als Feinde seines Hauses, und die nachfolgenden Fürsten aus diesem Hause haben ihre Unabhängigkeit mitten im Kriege gegen sie anerkannt: Nach dem wichtigsten *Oesterreichischen* Geschichtschreiber, nach Schmidts Geschichte der Deutschen nämlich, soll es sogar zweifelhaft seyn, ob Albrecht von Oesterreich das Hirtenvolk in den Waldstätten — nicht als ihm unterwürfig angesehen, sondern — sich nur unterwürfig habe machen *wollen*; aus welcher Aeufserung sich ein sonderbarer Widerspruch mit jener angeführten Stelle ergibt. Das Haus Habsburg hat allerdings in der Schweiz viele Besitzungen gehabt, aber sie theils an
die

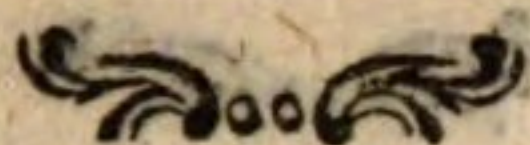


die Schweizer verkauft, theils in offenem Krieg verloren und sich hernach aller Ansprüche auf dieselben durch wiederholte Verträge begeben: Die Schweizer über diese alten Habsburgischen Besitzungen ize noch behelligen, heißt ihnen ihren Anspruch auf das allgemeine Völkerrecht streitig machen. Die Waldländer und die meisten Städte in der Schweiz hatten einst ohne anders zum deutschen Reiche gehört, aber sie haben sich von demselben durch keine Empörung unabhängig gemacht: Sie wurden von demselben in ihren Kriegen mit den Fürsten und dem Adel vernachlässigt und dadurch genöthiget, den Schuz des Reichs entbehren zu lernen. Diese Aegide mochte nicht bis auf ihre Alpen reichen, da mußten sie sich um eine andere umsehen, die sie in ihren Bündnissen fanden; zum Glücke war die neue Aegide von so fester Materie und wurde von so männlichen und starken Händen gehalten, daß sie hinter derselben mehr Schuz und Sicherheit fanden als hinter der alten, die sie aber noch eine lange Zeit beybehielten auf
eben

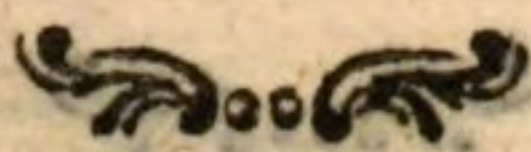


eben die Weise, wie sie noch heut zu Tage in ihren Zeughäusern die alten Waffenrüstungen aufbewahren, weil sie ihnen, ob sie gleich unbrauchbar geworden, dennoch ehrwürdig sind. Genau zu reden, hat sich die Schweiz nicht von dem deutschen Reiche, sondern dieses sich von der Schweiz getrennt, indem es dieselbe ihrem Schicksal und ihrer eigenen Kraft überließ; dadurch wurde die Trennung auf jeden Fall nothwendig: Denn wenn die Schweizer im Kampfe mit dem Adel und den Fürsten untengelegen wären, so würden sie aus Reichsangehörigen zu Unterthanen und zum Eigenthum irgend eines mächtigen Grafen oder Fürsten geworden seyn; wenn sie sich aber der Unterdrückung ohne den Schuz und die Hülfe des Reichs erwehren wollten, so mußten sie ihre Kräfte durch Bündnisse vereinigen und sich dadurch zum Widerstand stärken: Dieses geschach anfangs mit ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Verbindung mit dem Reich; in der Folge, als der Zustand der Gefahr und der Verlassung von Seiten des Reichs

fort-



fortdaurte, mußten sie nothgedrungen in ihren Bündnissen auf ihre Lage und ihr Bedürfnis mehr Rücksicht nehmen, als auf jene Verbindung, aber noch wurden Kaiser und Reich vorbehalten, obgleich dieser Vorbehalt mit dem Inhalt ihrer Bünde ferners kaum zu vereinigen und nicht viel mehr als eine bloße Formel war. Nachdem die Schweiz vom Reiche verlassen und durch den Drang der Umstände genöthiget sich zu einem besonderen, verbündeten Staat gebildet, auch schon lange im Krieg und Frieden für sich und mit benachbarten Mächten als ein unabhängiger Staat gehandelt hatte, wollte sie freylich ihre sauer genug erkämpfte und wohlverdiente Selbstständigkeit nicht aufgeben und nicht wieder in den alten Zustand zurücktreten; sie wollte vielmehr — nicht nur ein unabhängiger Staat wirklich seyn — sondern es auch dahin bringen, daß sie von dem deutschen Reiche selbst, so wie von allen auswärtigen Mächten dafür anerkannt würde. Bekanntlich erhielt sie auch im Westphälischen Frieden die förmliche Anerkennung ihrer

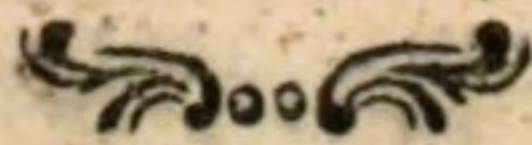


Unabhängigkeit, welche sie, wohl zu merken, keinem Krieg und keiner Art von Zwangsmitteln, sondern lediglich nur ihrem Rechte und der gefunden Politik der pacificirenden Mächte zu danken hatte.

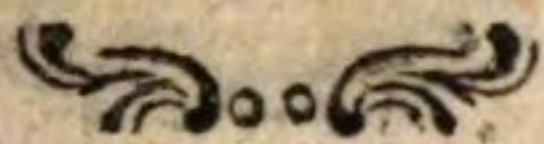
Dieses ist es, was durch die, so vielfältig bearbeitete und mit so vielen Urkunden belegte Geschichte der Schweizer außer Zweifel gesetzt wird: Wer daher die Schweizer schlechterdings als Rebellen gegen das Haus Habsburg und gegen das deutsche Reich angesehen wissen will, der sieht sich freylich genöthiget zu behaupten, daß, wie angeführte Stelle befragt, diese Rebellen auch von dem Chronikschreiber *Eterlin* an bis auf den Geschichtschreiber *Müller*, *unverschämte gelogen haben*: Allein dieses würde noch nicht zureichen; er müßte auch noch behaupten, daß alle Urkunden in den Archiven und Geschichtsbüchern erdichtet oder verfälscht seyen; und daß selbst das Westphälische Friedens-Instrument — Doch dies wäre eine Blasphemie, die ich mir auszusprechen nicht erlauben darf.

Warum

Warum seit einiger Zeit manche deutsche Gelehrte in einem bittern und feindseligen Tone gegen die Schweiz schreiben, ist eine Erscheinung, die ich mir aus keiner Ursache erklären kann. *Es kann nicht von Neid herrühren*; denn was sollte man wohl an der Schweiz beneiden können? — Ihren Wohlstand? Aber man weiß ja, daß dieser nur das Mittel zwischen Armuth und Reichthum hält, und daß er nicht sowohl der Fruchtbarkeit des Landes als vielmehr dem Fleiße, der Sparsamkeit, den geringen Abgaben, dem Frieden u. s. w. beyzumessen ist. — Ihre Freyheit? Aber sind es nicht eben jene Schriftsteller, welche die schweizerische Freyheit als ein leeres Hirngespinnst darstellen? Freylich möchten sie eben so Unrecht haben wie diejenigen, welche von derselben zu viel Rühmens und Aufhebens machen. Der unterrichtete Deutsche weiß wohl, daß eigentlich jedes allgemeine Urtheil über diese Freyheit unrichtig seyn muß, weil die Schweiz aus mehreren kleinen Republiken von ganz eigenen und verschiedenen Verfassungen besteht. Der schweizeri-

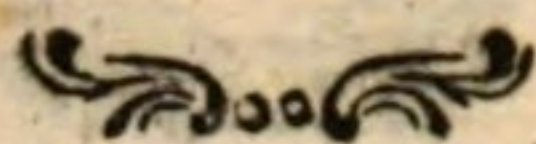


sche Freyheitsbaum ist aus gutem Saamen entstanden,
 aber seine Früchte haben von dem Boden, aus
 welchem er aufgewachsen ist, noch hie und da
 einen herben Feudal-Geschmak behalten. Es fehlt
 sehr vieles an dem absoluten Werth unsrer Frey-
 heit, und der relative Werth derselben ist im Gan-
 zen von solcher Art, daß er uns kein Recht giebt
 uns über andere Nationen zu erheben, aber auch
 keine Ursache enthält, warum wir dieselben benei-
 den müßten. Ein verständiger Schweizer, selbst
 wenn er Bürger eines democratischen Cantons wäre,
 müßte zugeben, daß der Unterthan eines weisen
 Fürsten, ob er gleich keinen Antheil an dem Sou-
 veränitäts-Recht hat, doch manche Bürger- und
 Menschenrechte in vollkommnerem Grade genießen
 kann als er, welchem z. B. seine Religion zu wäh-
 len oder über dieselbe seine Meinung frey zu sagen
 und zu schreiben nicht gestattet ist: Freylich könnte
 dieser Schweizer sagen, daß sein Antheil an dem
 Souveränitäts-Recht auch keine Kleinigkeit sey; daß
 er in der Ausübung des eint und anderen Menschen,



rechtes durch Geseze, nicht aber durch die Willkühr eines Menschen beschränkt werde; dafs nicht alle Fürsten *weise* Fürsten, und weise Fürsten nicht unsterblich feyen; dafs die Verfassung und Geseze eines Freystaates den Rechten und Freyheiten des Bürgers mehr Sicherheit und Dauer gewähren als der gute Wille und das Leben eines Fürsten u. f. w. Es ist zwar in der Schweiz nicht überall alles so, wie der Freyheits- und Menschenfreund es gern sehen und wünschen möchte, aber die Ursache davon liegt nicht sowohl in neuen, despotischen Anmassungen und willkührlichen Verfügungen, als vielmehr in dem Mißverhältniß des Eint und Anderen von alten Gesezen und Gerechtsamen zu neuen Einsichten, Meinungen, Umständen, Sitten, Bedürfnissen u. f. w. Und von dieser Seite haben Monarchieen, was nicht zu läugnen ist, einen wirklichen Vorzug vor Republiken, weil in denselben das Schlimme leichter verbessert wird: Aber der Republikaner kann sich damit trösten, dafs hingegen auch das Gute in Republiken dauerhafter ist,

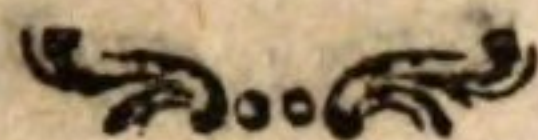
und



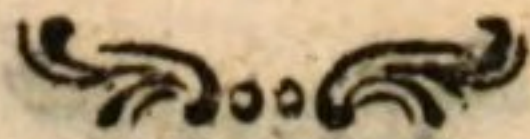
und nicht so leicht verändert und zernichtet werden kann. Was in Republiken aus bekannten Ursachen viel schwieriger ist, ist um deswillen doch nicht unmöglich, und wenn das Bessere gleich nur allmählich und mit einer ängstlich vorsichtigen Rücksicht auf Verfassung, Formen, Geseze, Gerechtsamen und auf mannigfaltige Schwierigkeiten zu Stande gebracht werden kann; so ist doch schon manches in der Schweiz besser geworden als es war, und es läßt sich von der Klugheit so wie von dem guten Willen mancher Regierungen mit Grunde hoffen, daß noch manches, was dem Fremden allerdings in der freyen Schweiz auffallen muß, besser werden wird.

Iener *bittere Ton* kann auch nicht von *Nationalhass* herrühren: Denn es läßt sich gar keine Ursache denken, die diesen Haß bewirken könnte. Seit Jahrhunderten ist die Schweiz für das deutsche Reich nicht nur ein unbeleidigender, sondern ein friedlicher und freundschaftlicher, nicht nur ein

un-



unschädlicher, sondern ein nützlicher Nachbar gewesen. *Nützlich*; weil er das Erzeugniß seines Erwerbs größten Theils an das fruchtbare Deutschland hingiebt; was sich freylich sehr vermindern müßte, wenn durch öftere und lange Fruchtsperre die Schweizer gezwungen würden, klüger zu werden, und fortzusetzen was sie bereits mit gutem Erfolge angefangen haben; daß sie nämlich ihr eigenes Land besser anbauen, um demselben eben die Nahrungsmittel abzugewinnen, die sie bisher so theuer bezahlt haben, oder, wo das nicht möglich ist, andere Nahrungsmittel erzeugen, und jene theils entbehren, theils sparsamer genießen lernen: *Nützlich*; weil ein kleiner und doch nicht ohnmächtiger Freystaat die beste Gränz-Vestung eines großen Reiches ist, was die Erfahrung in der älteren so wie in der allerneuesten Zeit bewiesen hat; und vielleicht dürften einst große Monarchen und Nationen wünschen, daß auch Polen eine Republik geblieben seyn möchte. Es ist so offenbar der Vortheil des deutschen Reichs, daß die Schweiz bleibe was sie ist,



ist, und die Folgen, welche der Sturz derselben für jenes Reich haben müßte, sind so leicht voraus-
zusehen, daß es unbegreiflich ist, wie ein deutscher
Patriot diesen Sturz wünschen kann. Ein Staat,
welcher seinen Nachbarn eher Sicherheit und Vor-
theil gewähret, als ihnen Schaden zufügt oder sie
mit Gefahren bedroht: Ein Staat, der von aller Ab-
sicht sich auf Unkosten seiner Nachbarn vergrößern
zu wollen so rein und ferne ist, daß darüber nur
kein Argwohn und kein Zweifel statt finden kann,
weil sein eigener Vortheil, die Lage und Natur sei-
nes Landes, seine äußeren und inneren Verhältnisse
und eine lange Erfahrung es verbürgen, daß er diese
Absicht nicht nur wirklich nicht habe, sondern auch
niemals haben könne: Ein Staat, dessen unverän-
derliches Neutralitäts- und Friedens-System unver-
dächtig und offen aller Welt vor Augen liegt: Ein
solcher Staat, sollte man meinen, kann weder ge-
hasst noch gefürchtet werden.

Wohl könnte er demohngeachtet seiner Selbst-

stän-



ständigkeit unwürdig, verächtlich, kraftlos seyn, und darum der Eroberungs-Lust eine leichte Beute scheinen. Wer es aber weiß, wie der Schweizerstaat seine Selbstständigkeit erkämpft und bis jezt behauptet hat; wer die Natur des Landes und den Charakter, nicht blos einzelner Menschen in Gasthöfen und Visitenzimmern, sondern der Nation im Ganzen kennt, und ihren, von heldenmüthigen Vorfahren ererbten, bis jezo noch unbefleckten Ruhm der Tapferkeit, so wie ihre Tauglichkeit zu jeder anderen Kriegertugend, zur Gelehrigkeit, zur Disciplin, zum Ausdauren, zum entschlossenen und beharrlichen Angriff wie zur standhaften Vertheidigung, für etwas gelten läßt: Wer es weiß, daß außer vielen wohlbestellten Zeughäusern, jeder Schweizer bis auf sehr wenige Ausnahmen, mit seiner Waffenrüstung versehen ist, und jährlich mehr oder weniger in der Kriegskunst unterrichtet und geübt wird; daß die Schweizer-Jünglinge gerne aus dem Schooße des Friedens sich in fremde Kriegsschulen begeben, in welchen sich ihrer im Jahr



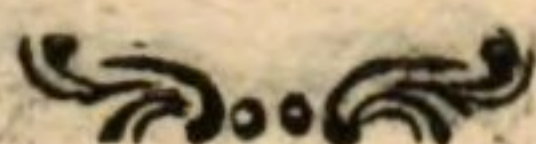
1788 nahe an vierzig tausend befunden haben; dafs die Schweiz, nach einer sehr mäfsigen Angabe, ohne Nachtheil des Landbaues, ein Heer von hundert und dreyzehntausend Mann aufstellen kann, dessen Unterhalt einem Staate, der hie und da nicht unbeträchtliche Ersparnisse liegen hat, nicht verschuldet ist, und in dem Credit bey Auswärtigen so wie in dem Vermögen seiner Bürger wichtige Hülfquellen fände, zwar immer lästig aber doch nicht unmöglich seyn würde; dafs in dem Bürgerkrieg zu Anfang dieses Jahrhunderts, ob er gleich nicht allgemein, und gerade damals das Kriegswesen in dem schlechtesten Zustand war, dennoch mehr als hundert und fünfzig tausend Mann unter den Waffen gestanden sind, von welchen freylich der kleinste Theil wirklich zum agiren kam: Wem das alles nicht unbekannt ist, der kann die Schweiz unmöglich für einen verächtlichen und leicht zu erobernden Staat ansehen.

Zwar sagt Herr Professor Meiners in seinen
Briefen



Briefen über die Schweiz —: „Den Bergschweizern
„kommt es gar nicht in den Sinn, daß wenn sie auch
„alle Eingänge und Bergklüfte verschließen könnten,
„selbst viele von ihren Bergen einer geübten Infan-
„terie leichter zu ersteigen wären, als die Mauren
„und Wälle von großen Festungen, die mit hun-
„derten von Canonen, und mit vielen tausenden
„von tapfern Kriegeren besetzt sind. So groß aber
„das Zutrauen ist, welches die Landleute in der
„gebirgigen Schweiz zu sich selbst und ihrem Lande
„haben, so glaube ich doch nicht, daß es viele
„Regimenter von deutschen Grenadieren und Jägern
„brauchte, um mit allen democratischen Cantonen
„in einem Sommer fertig zu werden.“

Es ist aber doch sehr daran zu zweifeln, ob
ein deutscher General nur mit wenigen Regimen-
tern diese Sommerarbeit unternehmen und damit
so leicht fertig zu werden hoffen würde; denn es
scheinen diesem Gelehrten gar viele Schwierigkeiten
nicht zu Sinn gekommen zu seyn, die einem Ge-
neral



neral höchst wahrscheinlich nicht entgehen und ihm keine Kleinigkeit dünken möchten. Ich besitze nicht genug militärische Kenntniss, um mir darüber ein Urtheil erlauben zu dürfen, ob die Eroberung eines Berges oder diejenige einer Festung leichter sey: Verschiedene Umstände erzeugen auch verschiedene Schwierigkeiten, deren grössere oder mindere Wichtigkeit freylich nur ein geschikter und erfahrener Krieger beurtheilen kann: Unter diesen hier eintretenden verschiedenen Umständen scheinen mir aber folgende besonders auffallend zu seyn. Bey der Eroberung einer Festung haben die Angreifer zwar gegen Mauern und Canonen zu kämpfen, aber sie werden selbst auch von Canonen unterstützt; bey der Eroberung eines Berges hingegen müssen die Angreifer diese Unterstützung missen, für die Vertheidiger wäre sie nicht ganz unmöglich, aber sie können sie entbehren, weil sie andere Vertheidigungsmittel in ihrer Gewalt haben, die nicht weniger Wirkung thun als Kanonenkugeln: Bey ersterer hat man es mit einer, in eine Festung eingesperr-



gesperrten Befazung zu thun, der Schlachtbezirk ist klein und bestimmt, das Gefecht selbst blutig aber kurz, und das Gelingen an einem einzigen wichtigen Punkte für alle anderen entscheidend; bey *letzterer* hingegen haben die Vertheidiger freyeren Spielraum als die Angreifer, der Schlachtbezirk ist unbestimmbar und von weitem Umfang, das Gefecht kann mit beständigem Nachtheil und Verlust der Angreifer sehr lange dauern, bis die Vertheidiger den Vortheil des Höherstehens verlieren, und manche errungene Vortheile der Angreifer können wieder vereitelt und fogar zur Ursache einer größeren Niederlage werden: Bey *ersterer* (was wohl das Wichtigste seyn möchte) ist die Befazung ganz an Widerstand und Vertheidigung gebunden, sie muß ihre Kraft theilen und zerstreuen, um von allen Seiten und auf allen Posten gefast zu seyn, während dem die Angreifer alle Punkten bedrohen, zugleich aber nur auf *einen* mit überwiegender Macht und Kraft agiren können, durch dessen Eroberung dann der Widerstand an allen anderen vergeblich



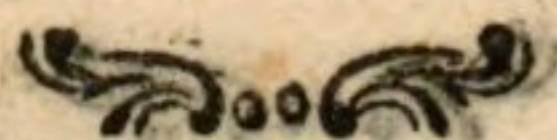
geblich wird; bey *letzterer* hingegen haben die Angreifer nicht blos groſſe locale Schwierigkeiten und den Widerſtand der Vertheidiger zu überwinden, ſondern bey weitem das meiste ſelbſt von dem Angriffe der *Lezteren* zu befürchten, weil dieſe den Vortheil deſſelben in aller Rückſicht ganz auf ihrer Seite haben, und, Tapferkeit von beyden Seiten gleich angenommen, ſo möchte dem entſchloſſenen und ſtürmiſchen Anfall der Vertheidiger von oben herab eine dreyfach ſtärkere Anzahl des Gegentheils kaum widerſtehen können.

Mit der Eroberung einer Kluft oder eines Berges, die, möchte ſie auch um vieles leichter ſeyn als ſie mir ſcheint, doch immer einem Feinde ſauer genug gemacht werden könnte, wäre aber gleichwol noch nicht viel ausgerichtet: Man würde, um mit der Eroberung des Landes fertig zu werden, nothwendig vorwärts dringen, und zu dem Ende durch enge Päſſe über Klüfte und Schlünde von einem Berg zum andern ſetzen müſſen; da würden aber
einem



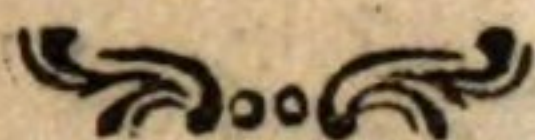
einem General, vorausgesetzt daß er gewohnt ist nicht bloß vorwärts sondern auch rückwärts und auf alle Seiten zu sehen, höchst wahrscheinlich immer neue und größere Schwierigkeiten und Gefahren ins Auge fallen, bey deren Anblick ihm der Gedanke an das Herauskommen nicht minder wichtig werden dürfte als ihm derjenige an das Hereinkommen ist.

Freylich könnten die democratischen Cantons, ungeachtet aller örtlichen Schwierigkeiten, eine leichte Eroberung seyn, wenn sie schlecht vertheidiget würden; es käme alles darauf an, ob diese Bergschweizer zur Vertheidigung ihres Landes Verstand und Muth und Kraft genug hätten: Nun machen dieselben zwar nicht einmal den zehenden Theil der ganzen Bevölkerung des Schweizerlandes aus, aber es sind doch der streitbaren Männer gegen vierzig tausend, und Herr Meiners läßt ihnen die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie nicht bloß Zutrauen zu ihrem Lande, sondern auch zu sich haben,



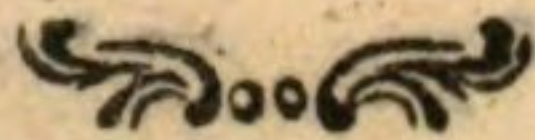
haben, welches Zutrauen aber nicht, wie Herr Meiners anzunehmen scheint, ein blindes Selbstvertrauen ist. Der Vortheil, den geübte Truppen in Absicht auf Kunst und Taktik über sie haben würden, ist ihnen nicht unbekannt, und sie wissen sehr wohl, was ihnen selbst vortheilhaft oder nachtheilig ist, welchem vorzubeugen und jenes zu benützen es ihnen weder an Verstand noch an Muth gebricht: Es ist z. B. bey Ihnen die Vorstellung allgemein herrschend, daß nicht das ferne Gefecht, sondern das Handgemeng ihnen noch jezt, wie einst ihren Vätern, angemessen seyn würde, und daß sie das ihnen nachtheilige ferne Gefecht schnell und kühn und ohne auf den anfangs grossen Verlust zu achten, abkürzen müßten; daß aber auch (und darinnen bestehet eigentlich ihr Selbstvertrauen) der Vortheil des Kampfes auf ihrer Seite seyn würde, so bald sie den Feind erreicht hätten. Man kennt die Freyheitsliebe, die Kühnheit und die Körperkraft der Bergschweizer, aber nicht so bekannt ist es vielleicht, mit wie viel richtigem Sinn

und



gefunden Verstand sie über die ihnen sehr wichtige Angelegenheit der Vertheidigung denken und sprechen; Ich gebe gerne zu, daß nicht alle ihre Ideen und Meinungen über diesen Punkt passend und ausführbar seyn dürften, aber ich bin überzeugt, daß ein kluger und erfahrner General an denselben eine treffliche Vorarbeit finden, und viele derselben in seinen Plan aufnehmen würde; es müßte dann, was kaum zu vermuthen ist, die völlige Gleichmachung der Kriegsmanier der Vertheidiger mit derjenigen der Angreifer der erste und unabänderliche Punkt seines Planes seyn. Uebrigens ist es blos der Achtung beyzumessen, welche ich Herrn Meiners und seinen Verdiensten schuldig zu seyn glaube, warum ich über diesen Punkt etwas weitläufig geworden bin; was solche Männer sagen oder schreiben, darf, wenn wir es gleich für unrichtig halten, weder verachtet, noch kurz abgefertiget werden.

Iener *bittere Ton* läßt sich eben so wenig aus einem Reize erklären, der *in neueren Zeiten* durch

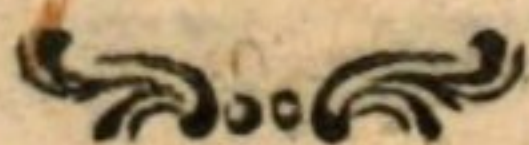


irgend etwas beleidigendes von Seiten der Schweizer erzeugt worden wäre. Ja, wenn die Regenten und Bürger einer Republik Hohn oder Trotz, gehässige oder feindselige Gefinnungen gegen andere Staaten äußern, so ist es eine sehr begreifliche Wiedervergeltung, wenn eine solche Republik auch wieder gehasst und angefeindet wird; aber die Regierungen der Schweiz, so wie die Schriftsteller und Bürger derselben haben sich diese Fehler so wenig zu Schulden kommen lassen, daß sie vielmehr nicht nur das Gegentheil bewiesen, sondern auch im Dienste monarchischer Staaten, besonders im Militär-Dienst sich durch Eifer und Treue immer auszeichneten. Auch während des schrecklichen Kampfes mit einer großen werdenden Republik haben die Schweizer, obgleich ihre Meinungen über die Gegenstände des Kampfes sich trennten und in Partheyeifer übergiengen, wie überall, dieselben dennoch mit mehr Mäßigung geäußert, als es selbst an vielen Orten in Deutschland geschehen ist, und an dem Streite selbst zu Gunsten der ent-

stehen-

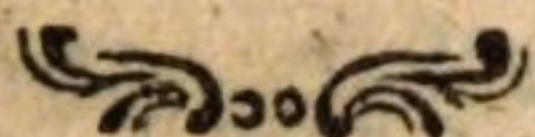


stehenden Republik nicht nur keinen Theil genommen, sondern man könnte vielmehr sagen, daß ihrer nicht wenige für eben die Sache, für welche so viele Monarchen und alle Fürsten der deutschen Nation streiten, mit rühmlicher Tapferkeit gefochten und im ungleichen Kampfe den Helden-Tod gefunden haben: Möchte also auch der Haß gegen eine Republik, die mit einem blutigen Kriege gegen andere Staaten beginnt, noch so sehr zu rechtfertigen seyn, so ist er doch höchst ungerecht, wenn er sich über die friedliche und freundschaftliche Schweizer - Republik erstreckt. Man könnte zwar einwenden, daß jene Schweizer nicht sowohl für die *Sache* eines unglücklichen Königs, als vielmehr für seine *Person*, überall nicht als *Verfechter einer Parthey*, sondern vielmehr nur als *Opfer ihrer Pflicht - Treue* gefallen sind; und ich bin weit entfernt diese Einwendung widerlegen zu wollen, weil ich glaube, daß ihnen gerade dieses vor aller Welt zur größten Ehre gereichen muß, und weil ich mich über ihr trauriges Schicksal gern

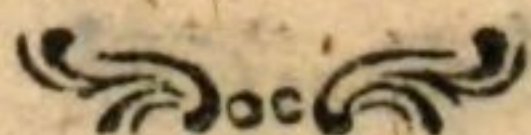


mit dem Gedanken tröste, daß sie wenigstens für ihr Vaterland nicht umsonst gefallen sind, obgleich ihr Helden-Tod für den, welchen sie schützen wollten, vergeblich war: Denn so lange eine Eid- und Pflicht-Treue, die allen Gefahren und selbst dem nahen und gewissen Tode Trotz bietet, eine schöne und rühmliche Tugend ist und dafür anerkannt wird, so lange wird man sich umsonst bemühen, eine Nation verhasst und verächtlich zu machen, die von dieser Tugend solche Beyspiele giebt und solche Beweise ablegt; Denjenigen, welche in dem gegenwärtigen Kriege eine Ursache zu finden glauben, die Schweizer zu hassen und sie verhasst zu machen, möcht' ich die Geschichte des zehenden Augustus vor Augen mahlen und ihnen sagen: — „seht, das thaten Schweizer! und Ihr, was habt ihr gethan?“

Man hat sogar den Schweizern aus ihrem Neutralitäts- und Friedens-System einen Vorwurf gemacht und behauptet, daß sie mit dem deutschen Reich



Reich hätten gemeinschaftliche Sache machen sollen, um erlittene Beleidigungen und besonders auch ihre gefallenen Brüder zu rächen: Ein Rachekrieg, der zugleich gewisse Vortheile und Eroberungen beabsichtigt, mag vielleicht von der Politik entschuldigt und gebilligt werden; aber für einen Staat, der schlechterdings keine Eroberung machen will, ist ein Rachekrieg eine eben so große politische als moralische Sünde; denn er könnte zu weiter nichts dienen, als nur ein einzelnes Uebel zu vervielfältigen, von beyden Seiten mehr Unglückliche zu machen, und bey dem besten Gelingen bestände der größte Gewinn blos darinnen, etwas weniger Unheil und Schaden erlitten zu haben, als man dem Feinde zufügen konnte: Darum wird auch die Schweiz so lange weder einen Rache- noch einen Eroberungs-Krieg führen, so lange die Häupter derselben sich in ihren Maasregeln nicht durch Leidenschaften, sondern durch die Vorstellung des allgemeinen Wohls bestimmen lassen: Und wahrlich wir sind denselben großen Dank dafür schuldig, daß



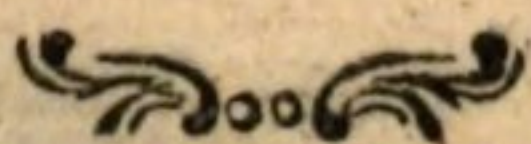
dafs sie, als viele unfre Brüder über dem Bestreben einen Unglücklichen aus einem fürchterlich brausenden, und schrecklich wilden Strome zu retten, umgekommen waren, statt uns in eben diesen Strom hineinzuführen, vielmehr denselben durch Damm und Wehre von unserm Vaterlande abzuhalten suchten, damit er nicht zu uns herüberstürme, und wir mit seiner zerstörenden Gewalt zu kämpfen hätten.

Ich gestehe, dafs die, hoffentlich auf keine beleidigende Weise gerügten, unfreundlichen Gefinnungen einiger deutscher Schriftsteller gegen mein Vaterland, mich nicht wenig besorgt machten, es möchte vor dem Tribunal der deutschen Kritik über den Schweizer auf dem Rigiberg ein strenges Gericht ergehen. Allein ich habe mich auf eine so angenehme Weise betrogen gefunden, dafs ich den deutschen Gelehrten für jene Besorgnis billig Abbitte thun mufs: Besonders hat der Recensent in der N. Allg. D. Bibliothek in seinem Urtheile über das erste Bändchen von demselben so viel Gutes gesagt, und



und mich dadurch zur Fortsetzung dieser Schriftsteller-Arbeit so sehr ermuntert, daß er die Erscheinung dieses zweiten Bändchens gewissermaßen zu verantworten hat. Damit aber der Leser nicht wähne, als ob ich ihm mit Recensenten-Lob nur Staub in die Augen werfen wolle, will ich nur von dem reden, was eben dieser Recensent an meiner Schrift tadeln zu müssen glaubte.

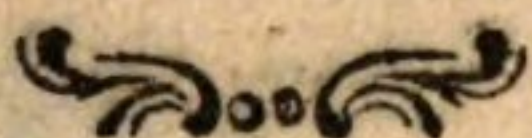
„R. findet den Vortrag fließend und ziemlich correct, jedoch nicht ganz rein von den, schweizerischen Schriftstellern noch immer anhängigen Provinzialismen“ — Wären diese in meinen Vortrag eingeschlichene Provinzialismen eine Folge der Nachlässigkeit und Flüchtigkeit, so würde mir auch dieser Tadel gleichgültig gewesen seyn; da ich mir aber bewußt bin, auf die Reinigkeit des Vortrags den möglichsten Fleiß verwandt zu haben, so mußt' ich auch wünschen, daß es Recensent hätte gefallen mögen — nicht ungerügt zu lassen, was wirklich fehlerhaft ist, sondern — zu seiner Rüge den
eint



eint oder anderen Beleg anzuführen. Wenn deutsche Recensenten den oft wiederholten Wunsch erfüllen und in der Beurtheilung schweizerischer Producte da wo es sie selbst der Mühe werth dünkt, einige von den, allen anklebenden Provinzialismen herausheben und anzeigen wollten, so würden sie damit wenigstens denjenigen einen dankenswerthen Dienst erweisen, welche, ohne eine große Einbildung von der Wichtigkeit ihrer Arbeit zu haben, derselben gleichwol, der allgemeinen Schriftsteller-Pflicht gemäß, die möglichste Vollkommenheit zu geben suchen.

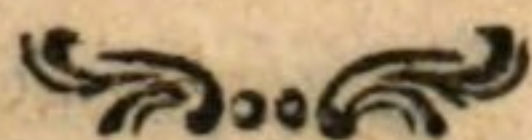
„Recensent behauptet, daß die Zusammenstellung eines höchst ekelhaften Afterbildes mit dem wahren des General Pfiffers, um den Contrast zwischen beyden auffallender zu machen, ein sonderbarer und wenig glücklicher Einfall sey.“

— Ienes Afterbild von entnervter Mannheit war die Copie eines wirklichen Originals, welches mir einige Zeit nach meiner Bergreise in der Person
eines



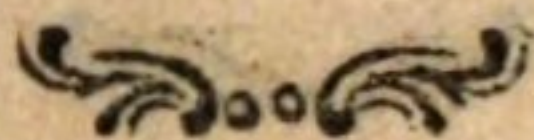
eines Officiers ins Auge fiel, und welches desto mehr Ekel und Aergernis bey mir erzeugte, weil ich mit der Vorstellung von einem schweizerischen Krieger diejenige von Stärke und Kraft zu verbinden gewohnt bin, und weil ich dieses Original an einem Orte zu Gesicht bekam, wo sonst alle Umstände geschickt waren patriotische Gefühle zu erzeugen: Dafs ich nun die, meiner Imagination eingedrükten Bilder von beyden Originalien in der Zeichnung neben einander stellte, um der Schönheit des einten durch den Contrast mit dem häßlichen mehr Auffallendes und Erhebendes zu geben, war doch wohl kein *sonderbarer*, sondern ein sehr *natürlicher* Einfall. Ob es aber auch ein *glücklicher* Einfall war? ist eine andere Frage. Da derselbe auch dem Recensenten in der Allg. Litt. Zeitung aufgefallen ist, ob er ihn gleich nicht eigentlich tadelt, so mußte mich das zusammentreffende Urtheil von zwey competenten Richtern aufmerksam machen, und wenigstens so viel über mich vermögen, eine eigene strengere Prüfung mit jenem Einfall vorzunehmen: Ich würde mir

Zwar



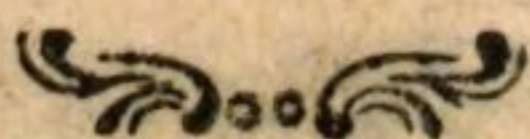
Zwar getrauen noch jezo manches zur Rechtfertigung desselben sagen zu können, was ich aber nicht thun will, theils, weil die Sache für eine weitläufige Erörterung nicht wichtig genug ist, theils, weil ich selbst daran zweifle, ob diese Rechtfertigung ganz befriedigend ausfallen dürfte; ich gestehe vielmehr, dafs ich, wär es noch in meiner Gewalt, jenes ekelhafte Gegenbild (das aber seiner Natur und seinem Zwecke gemäfs ekelhaft seyn *mußte*) lieber auslöschen als rechtfertigen möchte.

„R. glaubt, dafs meine Schilderung der nachtheiligen Folgen des Fabrikwesens und des Luxus für den physischen und sittlichen Zustand kleiner Freystaaten, hie und da überspannt und übertrieben sey.“ — Er ist aber doch so billig einzugestehen, dafs man das Locale und die Menschen jener Freystaaten kennen müsse, um hierüber richtig urtheilen zu können: Es ist freylich sehr schwer in solchen Gemälden die Gränzlinien



zwischen dem zu Wenigen und zu Vielen, dem zu Matten und zu Grellen genau zu treffen, und ich schmeichle mir nicht sie immer getroffen zu haben; gleichwol bin ich überzeugt, daß das Resultat einer genauen Untersuchung der Sache an Ort und Stelle darinnen bestehen würde, daß R. der Wahrheit zu Ehren sein Urtheil — ich aber auch ohne Zweifel den eint und anderen Zug in meinem Gemälde mildern müßte.

Wenn auch der Tadel des würdigen Recensenten um vieles strenger ausgefallen wäre, so hätte mich die Stelle, womit er seine Recension beschließt, wieder mit ihm ausöhnen müssen. Er knüpft nämlich an meinen Wunsch für die Fortdauer des Glücks der Eidgenossen auch den seinigen und sagt: — „Dieses feltene, mit so vieler Mäßigung, Weisheit und Edelmuth genossene hohe Glück erhalte du ihnen, Genius der Freyheit! und gieb es allen, die von denselben Tugenden geleitet, darnach ringen.“ — Die Empfindungen, welche

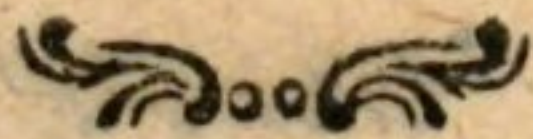


welche durch diese Stelle in meinem Herzen erzeugt wurden, sind wahrlich das Schönste und Beste, womit ich für meine Arbeit belohnt werden konnte: O! ich hätte den Mann der das sagte, und alle deutschen Männer die so denken wie er, umarmen mögen! — Wer sein Vaterland liebt, liebt auch diejenigen, welche ihm Gutes gönnen und wünschen, aber nicht blos dieses, sondern vornehmlich der Cosmopoliten Sinn und Geist, in welchem diese Stelle geschrieben ist, der so schön, so edel, so wohlthuend ist, und leider! immer feltener wird; dieser war es, welcher am meisten auf meine Empfindung wirkte. Wenn alle Schriftsteller von diesem Geiste der Humanität und der allumfassenden Menschenliebe beseelt wären; jeder ihn befördern und keiner ihm entgegen arbeiten wollte; dann würde ihr Beruf wirklich wohlthätig, groß und ehrwürdig und die Buchdruckerkunst zur Beförderung des allgemeinen Menschenwohls so wie zur Verminderung und Linderung des Menschenelendes ein wirkames Mittel seyn: Dann würde



würde das Bücherlesen überwiegenden Nutzen und
reines Vergnügen gewähren, und der Menschen-
freund nicht so oft in den Fall kommen, ein von
mancher Seite verdienstliches Buch mit Unwillen
und Traurigkeit bey Seite legen zu müssen, weil es
von Menschenhafs zeugt, und Menschenhafs nährt.

Man hat ja fogar diesen Cosmopolitenfenn theils
verächtlich und lächerlich, theils als ein Hinder-
niss des Patriotismus verhafst zu machen gesucht
und behauptet, dafs er besonders in der Anwen-
dung auf eine Nation, gegen welche man einen
Krieg zu führen habe, höchst verwerflich und straf-
bar sey. Nicht davon zu reden, dafs Humanität
und allgemeine Menschenliebe die heiligste Reli-
gionspflicht und das oberste Moralgesez ist, und
dafs sie den schönsten Zug — nicht nur überhaupt
des Menschen — sondern vornehmlich auch des
Helden - Characters ausmacht; möcht' ich lieber
fragen. Wenn Patriotismus bey einer Nation wirkt
und lebt, ist es dann nöthig, ihr noch andere
Antriebe



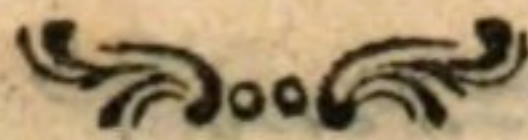
Antriebe zu geben? Wenn es ihr aber an demselben fehlt, ist es dann besser, daß man denselben zu weken und zu beleben suche durch Mittel und Verfügungen, welche dazu dienen können, daß der Staatsbürger sein Vaterland und seinen Zustand in demselben lieb gewinne, bey jeder Veränderung viel zu verlieren fürchte, und für die Vertheidigung des Staates, in dem er sich glücklich fühlt, zu jeder Anstrengung und Aufopferung geneigt werde? oder ist es besser, daß man diesen Mangel an Patriotismus durch ein anderes Motiv, durch Nationalhafs zu ersezen suche?

Diese Fragen zu erörtern ist nicht meine Absicht, aber gewiss scheint es mir, daß die Einbildung, als ob Patriotismus durch Nationalhafs ersetzt werden könne, ein thörichter Wahn, und eine höchst gefährliche Täuschung sey. Patriotismus ist eine Tugend, welche erhebt und stärkt; Nationalhafs ist ein Laster, welches erniedrigt und schwächt: *Jener* geht entschlossen und groß auf geradem, offenem Wege einher, handelt und wirkt

blos



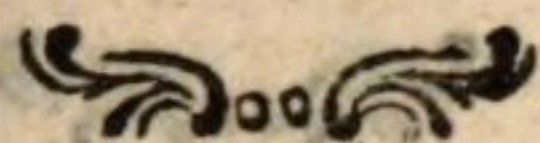
blos aus Trieben der Vaterlandsliebe; das Vaterland zu retten, zu vertheidigen, das Glück und die Ehre desselben zu behaupten, ist sein höchster, einziger Zweck, für welchen er alle Kräfte anstrengt, Gut und Blut und Leib und Leben wagt; *dieser* hat blos den Schaden, das Unglück und das Verderben des Feindes zur Absicht, aber er fürchtet eigenen Schaden eben so sehr als er denjenigen des Feindes wünscht, darum schleicht er unentschlossen und hinterlistig auf heimlichen und krummen Wegen, nimmt seine Zuflucht zu Schmähungen, Verläumdungen, Intriguen und Bestechungen, und gebraucht überall lieber die niedrigsten Mittel, als solche, welche mit eigener Gefahr, Aufopferung und Selbstverläugnung verknüpft sind: *Iener* bekämpft den Feind mit Hize, Nachdruck und Kraft, und behandelt den Besiegten mit Edelmuth und Milde; *dieser* ist entweder schwach und zaghaft im offenen Streite gegen den Feind, oder er kämpft mit Bosheit und Wuth, und behandelt den Besiegten mit grausamer Härte. *Iener* giebt Beyspiele



spiele großer Tugenden, welche zur Nachahmung reizen, und dem Staate von Außen Ruhm und Achtung und Freundschaft erwerben; *dieser* giebt nur solche Beyspiele, welche den Character eines Volks erniedrigen und herabwürdigen, und dem Staate von Außen Verachtung und Haß zuziehen: *Iener* war die Denkart aller Nationen in der schönsten Epoche ihrer Geschichte, die Quelle jener Gefinnungen und Thaten, wodurch sie sich zur höchsten Stufe ihres Glücks, ihrer Ehre und Größe hinaufschwangen; *dieser* war das Zeichen ihres Verderbnisses, die Quelle jener niedrigen Handlungen, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, wodurch andere Nationen gereizt wurden zum Untergang eines gehässigen und gehafsten Volkes, ihre ganze Kraft anzuwenden. Wahrlich! es ist nicht patriotisch gehandelt, wenn man seinen Mitbürgern Nationalhaß einzuflößen sucht.

Vielleicht möchte aber doch vieles dabey zu entschuldigen seyn, wenn ein solcher Haß auf eine

Nation



Nation gerichtet ist, gegen welche man in einem wirklichen Kriege begriffen ist: Wenn man sich aber Mühe giebt, denselben gegen ein Volk zu erregen, welches seit Jahrhunderten das gröfsere oder geringere Maas seines Wohlstandes auf eine, allen anderen Nationen unschädliche Weise genossen hat, keinen Nachbarn beunruhiget und keinen bedroht: Wenn man die gute Seite der Verfassung und des Zustandes dieses Volks mit sichtbarem Neide entstellt und verkleinert, und alles Fehlerhafte und Schlimme und jedes Verderbnifs desselben statt mit ernstem Tadel und Bedauern zu rügen, vielmehr mit offener Schadenfreude durch einseitige und übertriebene Schilderungen recht auffallend zu machen sucht: Wenn man die Ehre und den Ruhm seiner Vorfahren herabwürdiget und die schönsten Tugenden, welche jemals ein Volk im schwersten Kampfe um Existenz und Freyheit bewiesen hat und denen selbst ein edelmüthiger Feind seinen Beyfall und seine Bewunderung nicht versagen könnte, durch Schmähungen beflekt:

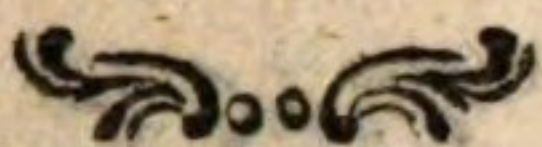
D

Wenn



Wenn man fogar Monarchen zu feindfeligen Gefinnungen gegen dieses Volk zu reizen fucht und Schriftsteller auffordert, voll rüftigen Eifers mit der Feder gegen dafselbe zu Felde zu ziehen, wobey der Wunsch hindurchfcheint, durch die Federn der Schriftsteller eine Fehde anzufachen, die dann hoffentlich am Ende noch durch Krieger und Soldaten mit Flinten und Canonen zum Heil und Glück der Menschheit entfchieden werden foll: Sagt, deutſche Biedermänner! könnt ihr das billigen?

Nichts könnte unnatürlicher feyn, als Nationalhaß zwifchen Deutſchen und Schweizern, das heißt, zwifchen Nationen, welche in Abſicht auf Verfaſſung, Character, Cultur und Sprache einander ſo nahe verwandt find, und deren Freundschaft ihrem beyderſeitigen Intereſſe ſo angemefſen iſt; darum iſt auch zu hoffen, daß ein ſolcher Haß niemals Wurzel faſſen wird. Ein Schweizer kan als ſolcher keine Nation haſſen, auch wenn ſie duldet oder thut, was verachtungs- oder haſſens-



tenswerth ist , weil er nicht dem Volke beymißt , was die Gewalthaber verschulden ; am wenigsten kan er die deutsche Nation hassen , von welcher ihm durch das Vehikel der Sprache so viel Schönes und Gutes zufließt , was ihm mannigfaltigen Genuß und wichtigen Nutzen verschafft : Jeder Schweizer wird mit mir von ganzem Herzen in den cosmopolitischen Wunsch des würdigen Recensenten einstimmen , und sich freuen , wenn durch die Erfüllung desselben vornehmlich die deutsche Nation beglückt wird.

Möge der humane , edle Eifer für allgemeines Menschenwohl , von welchem so viele Schriften und Thaten deutscher Männer zeugen , immer lebendiger und wirkfamer werden , und das Gute , was er erzeugt , sich auch über andere Nationen verbreiten !

Mögen alle deutsche Fürsten in der Veredlung ihres Volks ihre höchste Ehre , und in dem Glücke



desselben ihr höchstes Vergnügen finden! Mögen Sie Freunde der Wahrheit, des Lichts und der Freyheit seyn, und durch Sicherstellung der Wohlfahrt ihres Volks gegen jede despotische Willkühr, ihrem Regenten - Verdienst die Krone aufsetzen!

Und allen deutschen Ländern und Städten, wo Menschenrechte geschützt und geehret, und weise benützt und genossen werden, erhalte dies hohe und feltene Glück, o Genius der Freyheit! und gieb es Deutschen und Schweizern und allen, die noch darnach seufzen und würdig darnach streben!

St. Gallen am 1sten Merz

1796.



Darstellung

eines

Theils der Schweizergeschichte.

I.

Vorlesung.

Betrachtung bey der Ansicht einer Schlachtstelle — Einleitung zur Darstellung eines Theils der alten Schweizergeschichte — Erste Einwohner der Gegenden um den Rigiberg — Ihr Zustand — Slaven — Adel — Priester — Barden — über Kriegsmusik — Cimbrischer Krieg — dessen Veranlassung und Erfolg — Marius — Auswanderung der Helvetier — Orgetorix — Niederlage der Helvetier — Cäsar — Schicksal der Helvetier unter römischer Herrschaft — Verlust der Freyheit und Untergang der Nation.

Vornehmlich nach

Cäsar — Müllers Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft — Histoire militaire de la Suisse, par M. May de Romainmotier.

Helvetiï quoque reliquos Gallos virtute praecedunt.

IUL. CAESAR.

Helvetiï, gallica gens, olim armis virisque, mox memoria nominis clara.

TACITUS.



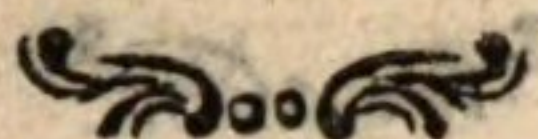
Wenn ein Schweizer, dem, obgleich nicht die ganze Geschichte seines Vaterlandes, doch nur die ersten und merkwürdigsten Kämpfe bekannt sind, durch welche seine Vorfahren sich der Sklavenketten erwehren, und ihren Nachkommen die Freyheit erfechten mußten; auf der Spitze des Rigi-berges steht, so muß die ganze, weite Gegend die er vor Augen hat, für ihn eine Wichtigkeit bekommen, die sie für keinen Fremden haben kan; denn so bald seine Gedächtniskraft durch die Ansicht dieser Gegend zur Erinnerung an alles was es von den, in derselben vorgefallenen, Begebenheiten aufgefaßt hat, rege gemacht wird, so bald verwandelt sich diese Gegend für ihn in ein schönes, großes, lebendiges Geschichtsgemälde, auf
wel-



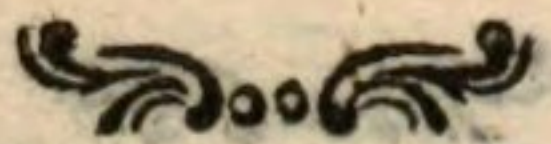
welchem er in den handelnden Personen seine Väter oder seine Feinde, und im Erfolg der Handlung sein Heil und sein Elend sieht: Die Begebenheiten, die bisher nur in seinem Gedächtnis und in seinen Gedanken waren, werden hier durch Ort und Stelle, wo sie vorgefallen, auch seinem Auge sichtbar und gegenwärtig.

„Da, und dort, auf dieser und auf jener Stelle,
„war es (wenn er viel Einbildungskraft und starkes
„Gefühl hat, würd' er sagen) da, dort *ist* es, wo
„sie stehen, die Schweizer, meine Väter, im ge-
„drängten, kleinen Haufen dem grossen Feindes-
„heer gegen über! Izt sinken sie auf die Knie;
„ihr Entschluß für's Vaterland zu siegen oder zu
„sterben wird zum Gebet und zum Gelübde, und
„was sie Gott und dem Vaterland geloben, wer-
„den sie halten! Izt stehen sie wieder aufgerichtet,
„ihr Blick, der eben voll Ehrfurcht und Zutrauen
„gen Himmel gerichtet war, fällt nun feurig und
„schlachtbegierig auf den höhnnenden Feind! Gleich-

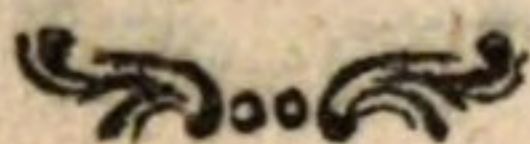
„chen



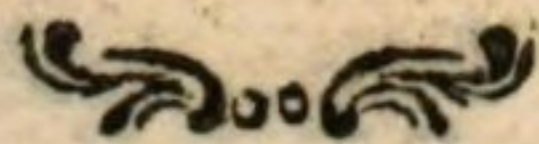
„ chen und festen Schrittes rücken sie vor zum An-
„ griff und beginnen den Kampf, dessen gewisser
„ Erfolg für sie und ihre Nachkommen Knechtschaft
„ oder Freyheit seyn muß ! Sie schwingen die
„ Waffen, Spiefse und Schwerdter blizen und klir-
„ ren , das Schlachtgetümmel rauscht, Streiche fal-
„ len , Wunden öffnen sich, Blut fließt, Weh !
„ Patrioten sinken , Weh ! — nein, Wohl ihnen !
„ Sie haben mit einer guten That geendet , haben
„ Gott und dem Vaterlande ihr Gelübde bezahlt,
„ ihr Leben geopfert ; ihr freyer und edler Geist
„ ist im Himmel der Geister willkommen, und groß
„ der Lohn, der ihrer dort wartet im Bewußtseyn
„ des, was sie hier gethan haben ! Auch Feinde
„ fallen , fallen um elenden Sold oder für Herrsch-
„ sucht , hin ist ihr Leben, hin ist ihr Lohn, denn
„ für Herrschsucht und Söldnerdienst ist dort kein
„ Lohn zu erwarten, am wenigsten im Bewußt-
„ seyn, wofür man sich aufgeopfert hat ! Heißer
„ wird die Schlacht, faurer der Kampf, lauter das
„ Getümmel , allgemeiner das Schlagen und Wür-
„ gen,



„gen, größer die Zahl der Streiche, der Wun-
„den, der Sinkenden, der Sterbenden! Ha! theure
„Väter, ihr denkt an Gott, Freyheit und Vater-
„land; Sieg oder Tod ist euer fester Entschluß;
„ihr wankt, ihr weicht nicht; die größere Ge-
„fahr, die schwerere Arbeit, ermüdet, erschreckt
„euch nicht, entflammt nur euren Muth, spannt
„nur eure Kraft! Die wachsende Hize, der flam-
„mende Schlachteifer, die gespantere Kraft schlägt
„tiefere Wunden, stürzt mehrere Feinde, macht
„größere Lücken, stürmt weiter und weiter über
„Haufen von Leichen in die Reihen der Feinde!
„Schon ist ihre Ordnung zerrissen, ihr Muth ge-
„funken, ihre Kraft gelähmt, schwach und angst-
„voll ihr Widerstand; Schrecken und Todesfurcht
„hat sie ergriffen; sie beben, zittern vor nahen
„Waffen und Wunden, vor dem nahen blizenden
„Auge des siegenden Streiters; sie hoffen, wollen
„nicht mehr den Sieg, wollen nur Rettung des
„Lebens durch Schande; sie wenden sich um,
„kehren dem Sieg und dem Tode den Rücken,
„eilen



„eilen und fliehen! — Dank dem Ewigen! Preiss
„und Dank Euch, ihr Väter! Die uns zu Knechten
„machen wollten, damit sie unfre Herren würden,
„liegen von euren starken Armen erschlagen zu
„euren Füßen, oder keichen auf ängstlicher Flucht,
„um eure furchtbare Nähe zu meiden und in siche-
„rer Ferne ihr Leben zu retten. Preiss und Dank
„Euch, theure Väter! Der stolze Herrscher, dessen
„Ioch uns drohte, ist besiegt, sein Ioch zerbro-
„chen, seine Ketten zerrissen, und seine Diener
„und Slaven haben von euch, was sie nicht woll-
„ten, aber verdienten, Tod und Schande zum
„Lohn empfangen. Dank dem Ewigen! Preiss und
„Dank Euch, ihr Väter! Dafs wir nicht das Erb-
„gut einer Herrscher-Familie sind, dafs wir Selbst-
„ständigkeit, Namen und Ehre haben, dafs wir
„eine Nation, dafs wir Schweizer, dafs wir freye
„Männer und Bürger sind, das ist euer Werk,
„das ist die grofse, herrliche Frucht eures Patrio-
„tensinnes, eures Heldenmuthes und eurer Män-
„nerkraft.



So die Begebenheiten der Vorzeit und die Thaten unfreer Väter bey der Ansicht des Orts und der Stelle, wo sie vorgefallen find, sich vorstellen, sie wie in einem lebendigen Gemälde betrachten, und sein Herz den Empfindungen des Danks und der Freude öffnen, die durch das, was man sieht und denkt, erzeugt werden; dies ist ein wahres Patrioten-Fest, welches einem Schweizer-Herzen nicht bloß im Augenblicke des Genusses wohlthut, sondern ihm Labfal und Stärkung für lange Zeit gewähret. Allein bey einem Geistes- und Herzensgenusse dieser Art, macht unfre Seele (wie bestimmt auch übrigens die Geseze ihrer Denkkraft seyn mögen) so schnelle Uebergänge vom Ganzen zum Einzelnen, vom Nahen zum Fernen und umgekehrt; so manchen Sprung und Verstoß wider Einheit und Zeitfolge, daß man ihrem Gedanken-Gang in der Beschreibung nicht folgen, weder könnte noch dürfte.

Wenn ich also den Versuch wage, die Begebenheiten darzustellen, die in jenen Gegenden, welche
man



man auf dem Rigiberg vor Augen hat, vorgefallen find, so kan und werde ich nicht dem Gange meiner Vorstellung davon bey dem Anblike dieser Gegenden folgen, sondern ich werde mich an die Ordnung der Geschichte halten, und durch ihre Hülfe die Lücken meiner damaligen Vorstellungen ausfüllen: Ob vielleicht daraus eine zu merkliche Ungleichheit des Vortrags entstehen; ob ich vielleicht von *dem*, was mir nicht blos die Geschichte darbietet, sondern was einst auch auf dem Rigiberg stärkeren Eindruck auf mich machte, und in rührenden Bildern meinem Geiste vorschwebte, mit einer, gegen das übrige zu sehr abstechenden, Wärme sprechen möchte; das kan mich nicht abschrecken, denn wenn ich auch hierinnen fehle, was ich freylich gerne vermeiden möchte, so wird eine billige Nachsicht diesen Fehler nicht strenge beurtheilen können.

Was mich eher hätte abschrecken können, Sie M. Hhrn. mit einem Theile der Geschichte unsers

Vater-



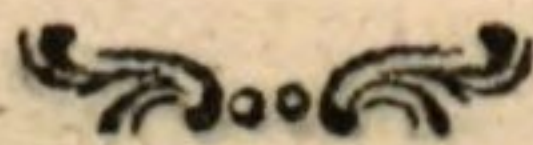
Vaterlandes zu unterhalten, wäre der Gedanke gewesen, daß es den Anschein haben möchte, als ob ich Mangel an Bekanntschaft mit derselben voraussetze, und diesem Mangel abhelfen wolle: Diese Voraussetzung würde freylich eben so ungerecht, als der Tadel derselben gerecht seyn. Allein nicht *diese*, sondern gerade die entgegengesetzte Voraussetzung einer, schon in früher Jugend gemachten, und hernach oft erneuerten Bekanntschaft mit dem Gegenstande, von welchem ich sprechen möchte, war es, welche bey mir die Hofnung erwekte, daß das Viele oder Wenige, was ich davon sagen möchte, in alleweg doch einige Aufmerksamkeit und Theilnahme finden werde. Wenn man von einer Sache zu reden hat, die nicht nur an sich wichtig, sondern es auch in der Vorstellung derjenigen ist, zu welchen man von derselben spricht, und dann doch der Vortrag statt Theilnahme, Mißvergnügen und Langeweile erzeugt, so liegt die Schuld weder an dem Gegenstande, noch an dem Zuhörer oder Leser, sondern nur an dem



dem Vortrage, welcher allerdings (sprach ich auch mein eigenes Urtheil) in solchem Fall sehr fehlerhaft und sehr elend seyn müßte.

Wir haben aber über die allgemeine und specielle Geschichte des Vaterlandes schon so manches treffliche Buch, daß es sehr schwer ist, etwas Neues, oder das Bekannte besser zu sagen, als es schon gesagt ist; daß es, so etwas nur zu versuchen, sehr *überflüssig* oder sehr *anmassend* scheint: *scheint*, sag' ich, denn in der That wäre es weder *überflüssig* noch *anmassend*, wenn noch mehrere Männer, die Lust und Talent dazu hätten, die Vaterlands Geschichte bearbeiten, sie aus mehreren Gesichtspunkten, von mehreren Seiten darstellen, und mehreren Classen von Bürgern genießbar, wichtig und lehrreich machen würden: Jedes Werk dieser Art verdiente mit Beyfall und Dank aufgenommen zu werden: Mein Versuch ist aber kein solches Werk, darum kan ich mir auch das Verdienst desselben nicht anmassen wollen. In Absicht auf das Ueberflüssige meiner Arbeit ist nichts gewisser, als

daß

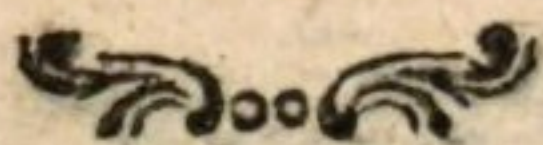


dafs jede Rechtfertigung darüber überflüssig seyn würde ; denn für denjenigen, der sie für überflüssig hält, ist sie es wirklich, und wer sie nicht dafür hält, der rechtfertigt mich selbst durch sein eigenes Gefühl. Meine Betrachtungen niederzuschreiben war für mich Bedürfnis und Genuß ; damit auch andern einen nicht unangenehmen Genuß zu verschaffen, war freylich mein Wunsch ; aber nur *die Erfahrung*, dafs uns oft blos das Eigene und Individuelle in der Vorstellung und Darstellung bekannter Dinge schon einiges Vergnügen macht, und die *Vermuthung*, dafs sich vielleicht manches Schweizerherz findet, welches mit dem meinigen im Einklange steht, dessen Saiten durch eben die Vorstellungen gerührt werden, durch welche die des meinigen in Bewegung gesetzt wurden ; nur *diese* Vermuthung und *jene* Erfahrung ist es, worauf ich die Hoffnung gründe, dafs meine Darstellungen und Betrachtungen über einen kleinen Theil der Vaterlandsgeschichte vielleicht einiges Vergnügen schaffen und einigen Nutzen stiften könnten.

Jahr.

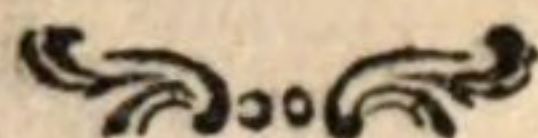


Jahrtausende waren verflossen, Länder, Reiche und Nationen waren schon alle Stufen der Bildung und Zerstörung herauf und herunter gegangen, hatten geblühet und waren wieder gefunken, als die ganze Gegend, auf welche der Rigiberg izt eine so liebliche Ansicht gewähret, noch unbekannt in trauriger Stille und öder Wüste lag, als da noch keine Spur einer schöpferischen, bildenden Menschenhand zu sehen war. Kein Wunder: denn diese Gegend mußte für den rohen, wie für den gebildeten Menschen gleich abschreckend seyn; für *jenen*, weil sie ihm wenig Genuß für einförmige, und mühsame Arbeit versprach, die seinem Freyheitsfinn Slavenzwang scheint; für *diesen*, weil er das Schlechte nicht dem gewohnten Besseren vorzieht. Nur die allmächtige Noth konnte die ersten Bewohner dieser Gegend bewegen sich hier anzufiedeln: Entweder das Bedürfnis einer sichereren Freystätte vor den Verfolgungen des Unglücks, oder, der Mangel an Nahrung und Wohnung, der bey jedem



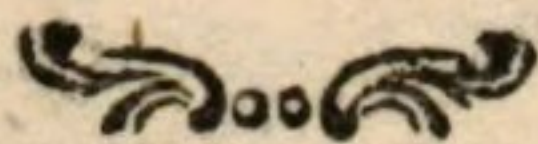
Volke im barbarischen Zustande allemal mit dem Wachstume der Bevölkerung entsteht, weil der Mensch in diesem Zustande eine große Streke Erdreich zu seinem Unterhalt braucht und die Beschränkung des Umfanges im kleineren Raum nicht durch Cultur und Fleiß zu ersetzen weiß. Aus dieser Ursache mögen nach und nach einzelne Familien aus dem gallisch-celtischen Stamme, der sich dieser Gegend zuerst genähert hatte, in dieselbe ausgewandert seyn; wohl nur um da ihre Nahrung zu suchen, nicht aber sie erst zu schaffen; wohl eher in der Hoffnung Gewild in den Wäldern und Fische in den Seen zu finden, als in der Absicht das Land anzubauen: doch mußte die Viehzucht bald ihre Hauptbeschäftigung werden, theils weil die Natur des Landes selbst dazu einladet, theils weil sie mannigfaltigen Genuß für die mindeste Mühe verschafft, und weil sie den freyen Menschen am mindesten drückt, einengt und bindet. An große, zahlreiche Einwanderungen ist nicht zu denken, denn wenn ein großer

Haufe



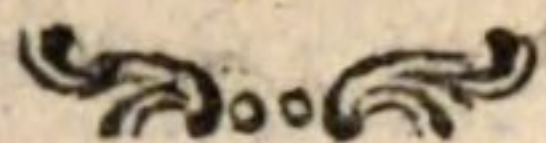
Haufe dieser rohen Völker sich von seinem Stamme
fönderen mußte, um seinen Brüdern nicht enge zu
machen, so richtete er seinen Zug nach einem bes-
seren Land als welches er verließ: Die Früchte
der Cultur reizten seine Begierde, ob er gleich
die Arbeit scheute, die sie fordert, und er fand
sich mit der Hülfe seiner Brüder stark genug, um
sich von den arbeitsameren, aber minder kriegeri-
schen Einwohnern den Wohnsitz in ihrem Lande
mit den Waffen ertrozen oder erkämpfen zu können.

In der alten Geschichte finden sich freylich
wenig sichere Spuren von den ersten Einwohnern
dieser Gegend, weil ihrer lange nicht ausdrücklich
erwähnt wird, indem sie kein besonderes Völkgen,
sondern ein Theil der celtisch - helvetischen Nation
waren und entweder zum tigurinischen oder zum
tuginischen Gau gezählt wurden. Doch ist es eben
nicht schwer sich einigen Begriff von ihrem Zustande
zu machen, weil dasjenige, was von der ganzen
Nation bekannt ist, auch von ihnen, als einem



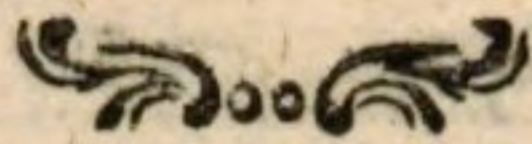
Theil derselben , gedacht werden kan, nur mit derjenigen Verschiedenheit, welche durch die Natur des Landes nothwendig wird.

Was ein Volk, dessen Cultur und Bildung sich nicht viel über das Bedürfnis des Natur-Menschen erhob, seyn konnte, das waren sie: arm und roh, aber stark und frey: zuerst Jäger und Fischer, weil sie nur Wald und Wasser fanden: dann Hirten, weil der erste, der an günstiger Stelle zahmes Vieh zur Waide trieb, und vor ihren Augen den Vortheil der Viehzucht genoß, bald viele zur Nachahmung reizte, um gleichen Genuß zu haben; wer dann keinen so günstigen Boden fand, war stark genug Tannen zu fällen und Gesträuch auszureißen, um seinem Vieh Raum zu machen: Dies war ihm desto minder lästig, weil es ohne Zwang geschah, er arbeitete nur so viel und so lang als er wollte und es ihm behagte, weil ihm kein Tagwerk von keinem Treiberstok vorgezeichnet wurde. Schlechte und einfache Nahrung genügte ihnen, weil

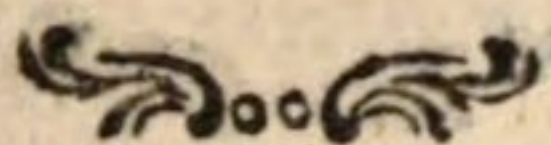


weil sie nur aßen um sich zu fättigen und dem Hunger alles schmeckt: Die Haut eines Thieres war ihnen ohne viel Zubereitung zu einem Kleide genug, weil sie nicht wußten wozu man ein Kleid sonst noch brauchen könnte, als zur Bedekung, und doch gefiel sich der Mann schon besser in der Haut eines Wolfs oder Bären, den er selbst erlegt hatte, als in der Haut eines zahmen Thieres: Und da lag freylich schon die Begierde zum Grund, mit etwas Staat zu machen, und sich auszuzeichnen. Ein solcher Stuzer, wenn man ihn so nennen will, darf uns nicht lächerlich dünken, denn wenn wir ihn mit einem modernen Stuzer vergleichen wollten, so müßten wir ihm den nicht unwichtigen Vorzug einräumen, daß seine Wolfs- oder Bärenhaut ein Beweis von wirklichem, eigenem Werth, von Stärke und Herzhaftigkeit war; da hingegen das Kleid des letzteren nur von dem Werth des Schneiders zeugt. Sie scheuten alles Beschränken und Einzwängen und lebten meistens im Freyen; nur herbe Witterung und Kälte konnte

sie



sie in Hölen und schlechte Hütten treiben, die sie dann freylich immer gröfser und geräumiger machten, aber nicht sowohl um ihrer selbst willen, als vielmehr um das mehrere Geräth und die gröfsere Habfeligkeit zu verwahren. Iagen und Fischen war das eigene Geschäft des Mannes, in Leibes- und Waffenübung bestand sein Vergnügen, und seine Erholung in völlig abgespannter Ruhe, die er lieber im Schatten eines Baumes als in seiner Hütten- genofs. Seinem Weibe ward die volle Herrschaft über die Kinder, über Gefind und Heerde überlassen; nachdem sie dem Mann seinen, irgend einem Thiere abgestreiften, Mantel über die Schulter gelegt, ihn mit Wurffpiefs und Keule zur Jagd ausgerüstet, und dem Gefinde die nöthige Arbeit angewiesen, fafs sie gerne mit dem Säugling im Arme vor der Hütte im Kreise ihrer Kinder, die sich nakend im Grase wälzten, oder ihre jungen Kräfte im Ringen und Laufen versuchten; in welchem Kreise dann der Mann und Vater im Jubel empfangen wurde, wenn er von der Jagd zurückkehrte,



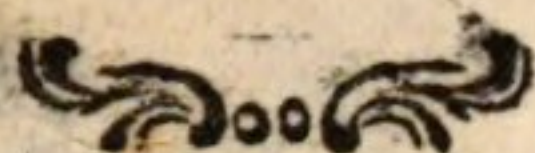
kehrte, besonders wenn ihm ein hübsches Stück Wildpret an der Keule über den Rücken hieng. Es fehlte der ehlichen Liebe zwar sehr an schönen Phrasen, zärtlichen Worten, empfindsamen und süßen Reden, aber nicht an Realität; das Laster der Untreue war bey ihnen so verabscheut, daß sie es mit dem Tode bestraften, und so selten, daß diese Strenge niemals zu hart dünkte.

Alle waren freye Männer, Niemanden unterwürfig, aber Herren unterwürfiger Slaven, die ihnen im Kriege zur Beute geworden: Nach ihren Begriffen war derjenige, der sein Leben nicht zu vertheidigen wufte, nicht werth es frey zu genießen; sie glaubten, daß es ihm zieme, dem Tapferen zu dienen und Weibern zu gehorchen; daß der Feige Slave seyn müsse: Das Leben des feigen und gefangenen Feindes war als das Eigenthum des Siegers angesehen, und ersterer mußte den Niefsbrauch seines Lebens, als eines fremden Gutes, mit Dienstbarkeit erkaufen: Traurig und elend

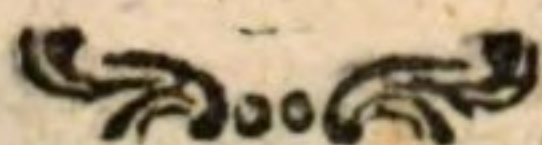


elend war freylich der Zustand dieser Slaven, denn Slavery ist immer traurig ; dienstbar, abhängig, der Menschen - und Bürgerrechte beraubt und von allgemeiner Verachtung gedrückt seyn, ist immer elend ; Doch wurde ihnen von ihren Herren mit mehr Großmuth und Schonung, mit mehr Lindigkeit und Menschlichkeit begegnet , als wie zu unsrer Zeit gebildete, christliche Nationen, wie vornehmlich die neueren Britten ihre Slaven behandeln, die sie nicht im offenen Kriege zur Beute machen (was freylich eben so ungerecht aber doch minder niederträchtig ist) sondern von Despoten und Tyrannen erhandeln.

Dafs sich bey diesem freyen Volke schon frühe ein Adelstand fand, darf uns nicht Wunder nehmen ; denn von jeher sind vorzügliche Männer, besonders bey freyen Nationen auch vorzüglich geachtet worden ; aber eine Nation, bey welcher diese Achtung nicht so wohl wirklichen und persönlichen Vorzügen, als vielmehr der Geburt und dem

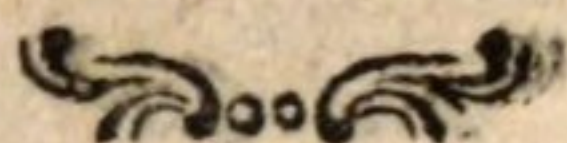


dem Vorurtheile erwiesen wird ; bey welcher das Kind in der Wiege oder der Taugenichts, weil er von seinem Vater einen gewissen Namen ererbt hat, an welchen willkührliche Gunst sehr ungereimt eine beständige Würde knüpfte, einen höheren Rang genießt, als der verdienteste Mann, wenn solcher Name ihm fehlet; eine Nation, bey welcher einer, durch Geburt und Name begünstigten, Classe nicht nur höherer Rang, sondern auch ausschließende, wichtige Vorrechte überlassen werden; welche die Rechte aller anderen kränken oder zerstören; eine solche Nation erniedrigt sich in eben dem Grade, in welchem sie jene Classe von Bürgern über sich erhebt: Je höher die Einten und Wenigeren stehen, desto tiefer kriechen die Uebrigen und Mehreren: Mit je stolzerem Uebermuth sich die Einten im Glanze ihres Ranges brüsten, desto mehr Slavenfönn bey denen, welche diesen stolzen Uebermuth ertragen können: Je mehr die Vorrechte der Einten Beschimpfendes und Nachtheiliges für die Anderen haben, desto versunkener,



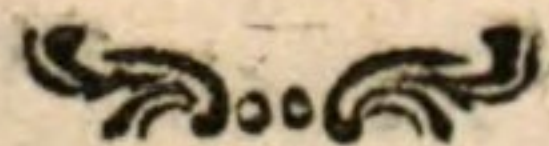
ner, desto feiger, herz- und muthloser diese Anderen, die ihre Rechte gedultig hingeben und Schaden und Schmach nicht von sich abzuwenden streben.

Aber so war es nicht mit dem Adel der alten helvetischen Nation: Hochherzige, tapfere Männer, die sich gegen den Feind durch Verstand und Muth vor Anderen ausgezeichnet hatten, wurden als die würdigsten und edelsten unter ihnen, zu Häuptern und Befehlshabern gewählt: Die grössere Beute, die ihnen als solchen nach einem glücklichen Kriegszug zu Theil wurde, verschafte ihnen ausser dem persönlichen Verdienst und Ansehen auch noch das Gewicht des Reichthums: Aus Zuneigung, Achtung, Freundschaft, oder auch aus Armuth waren dann viele freye Männer ihrer Nation begierig sich an sie anzuschliessen, weil sie sich durch eine nähere Verbindung mit ihnen unterstützt und geehret fanden; daraus entstand denn eine Waffen-Bruderschaft, die, ob sie gleich freywillig war,



war, das Haupt derselben nur desto mächtiger machte, weil sich bey solchen Waffenbrüdern mit Streitlust und Tapferkeit der Dienstleister der Freundschaft vereinigte: Aus den ärmern dieser Waffenbrüder wurden freylich nach und nach Clienten, die an ihre Patronen durch Eid und Pflicht gebunden waren, aber zu keinem anderen als bloß zum Waffendienste. Niemand aber genoß den Rang und Vorzug des Adels, wer nicht edel war; d. i. wer nicht diejenigen Vorzüge wirklich befaß, die in sich selbst den Grund eines höheren Ansehens und einer größeren Macht enthalten: Jeder freye Mann, der sich diese Vorzüge zu erwerben wußte, konnte sich durch dieselbe zur edeln Classe erheben; hingegen der Sohn eines Vaters aus dieser Classe hatte freylich den Vortheil, auf der höhern Stufe nur bleiben zu dürfen, ohne sie erst ersteigen zu müssen; aber wenn er durch ein schlechtes Betragen herunter sank, wenn er ein Feiger, ein Taugenichts wurde, so galt er wie jeder andere seiner Art nichts mehr und nichts weniger

als



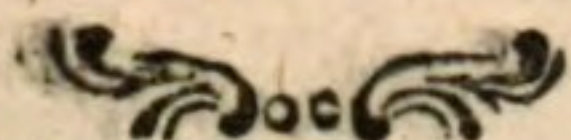
als — ein Taugenichts. Wer das Wesen jener Vorzüge einbüßte, verlor auch den äußeren Glanz und die Rechte derselben. Wie aber ein Mann bloß durch eine Schrift auf Pergament adeliche Vorzüge erhalten könne, davon hatten sie gar keinen Begriff.

Obſchon der Adel keine Vorrechte genoß, die für das freye Volk ſchimpflich oder drückend waren, ſo wurden doch die Vorſteher in den Provinzen oder Gauen, ſo wie die Befehlshaber im Kriege aus dieſer Claſſe genommen, aber ſowohl die Häupter der Landrätthe als die oberſten Befehlshaber mußten dem Volke durch Schwur und Eid für ſeine Freyheiten und Rechte Sicherheit geben. Ein oberſter Feldherr ſchien ihnen eben ſo gefährlich als nothwendig; daher dauerte ſeine Macht und ſeine Stelle nur ſo lange bis der Krieg zu Ende war: Im Frieden glaubten ſie weder Soldaten noch Kriegshauptleute nöthig zu haben, und wollten nicht, daß Erſtere ſich an's Gehorchen und Leztere



tere sich an's Befehlen gewöhnen, weil sie voraus-
sahen, daß dann der Gehorsam der Einten das
Mittel und die Stütze der eigenmächtigen Herrscher-
gewalt der Anderen abgeben würde: Sie wollten
nicht, daß aus freyen Kriegsmännern Soldaten und
aus Befehlshabern Tyrannen würden.

Mehr Gewalt und Ansehen als der Adel befaß,
hatten sich die Priester, die Druiden, über dieses
freye Volk zu verschaffen gewußt. Der Oberprie-
ster war es, welcher in den General-Versammlun-
gen den Vorsitz hatte, die Civil- und Militär-Häup-
ter der Nation in Eid und Pflicht nahm, und über
die wichtigsten Angelegenheiten, über Krieg und
Frieden entscheiden konnte, weil es in seiner
Macht stand, die Götter, welche das Volk ver-
ehrte, jeden Auspruch thun zu lassen, der sei-
nem Willen angemessen war. Die übrigen Priester
in den besondern Bezirken, die theils verheura-
thet unter ihren Mitbürgern lebten, theils in ab-
gelegenen Wäldern ein ehloses Mönchsleben führ-
ten,



ten, besorgten den Götterdienst, und trieben mancherley Priesterkünste, denen sie leicht den Schein und das Gewicht des Wunderbaren in den Augen eines Volkes geben konnten, welches aus Unwissenheit leichtgläubig genug war um sich bethören zu lassen, und welchem die, obgleich noch sehr geringe Kenntniss seiner Priester besonders in der Naturkunde, Götterweisheit dünken mußte: Durch dieses Vorurtheil von einer übermenschlichen Weisheit und von einem vertrauten Umgange mit den Göttern war das Volk eigentlich ganz in der Gewalt seiner Priester, weil es ja nur von ihnen abhing, ihre Wünsche zu Göttersprüchen zu machen, und so alles was sie wollten, von dem Volk zu erhalten: Allein, so sehr auch jede Täuschung Tadel verdient, so muß man es doch an diesen Priestern desto rühmlicher finden, je seltener es ist, daß sie von der Verehrung die sie genossen, und von ihrem großen Ansehn keinen, dem Volke sehr schädlichen, Mißbrauch gemacht. Die Verehrung der Sonne machte einen Haupttheil ihres Götterdien-



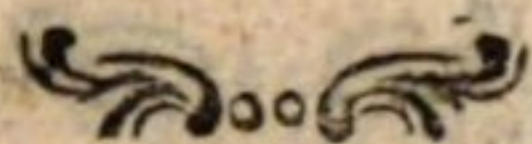
dienstes aus: Bey einem Volke, welches von der Natur so wenig Kenntniss und von dem Weltall gar keine Vorstellung hatte, und eben darum sich auch zu dem Begriff von einem unsichtbaren Urheber der Natur und der Welt nicht erheben konnte, hat die Anbetung der Sonne so viel Verzeihliches, Unschuldiges, fast möcht' ich sagen, Vernünftiges und Ehrwürdiges, dass sie kaum eine Abgötterey zu nennen ist. Die Sonne ist von allem Sichtbaren das würdigste Symbol der unsichtbaren Gottheit, weil sie wirklich die Vorstellung von den erhabensten Eigenschaften erzeugt, die der Gottheit zukommen, die Vorstellung von Herrlichkeit und einer wohlthätigen, überall wirkenden und segnenden Gegenwart. Sie beteten die Sonne an, weil sie nach dem ganzen Zustand ihrer Geistes-Cultur nicht unvernünftig glauben konnten, dass sie Gott sey, und nur Gott anzubeten war ihre Absicht: Dies ist doch immer eine minder unvernünftige, minder tadelswerthe Abgötterey, als wenn man Etwas anbetet, was nicht nur nicht

Gott

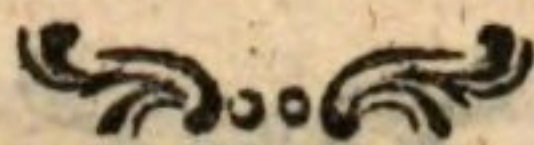


Gott ist, sondern wovon man auch weiß, daß es nicht Gott ist. Wer die Anbetung der Sonne an rohen Völkern verdamulich finden könnte, müßte nicht wissen, oder nicht bedenken, wie vieles selbst in der Gottesverehrung der Christen von solcher Art ist, daß es mit dem Begriffe des vollkommensten Wesens in offenbarem Widerspruche steht; was daher das höchste Wesen nicht billigen, wohl aber verzeihen kan, weil es — gut gemeint ist.

Noch gab es eine Classe, zu welcher die Barden gehörten, und welche man den gelehrten Stand nennen könnte; denn sie verstanden die Schreibekunst, welche wahrscheinlich durch griechische Emigranten nach Gallien und Helvetien gebracht wurde: Sie waren die Verwahrer und Ausleger der Geseze, und wenn neue gemacht werden sollten, so wurden sie zu Rath gezogen; das Uebergewicht ihrer Einsichten bestimmte meistens den Willen des Volks, und was der durch ihren Rath gelenkte Volkschluss zum gültigen Gesetz



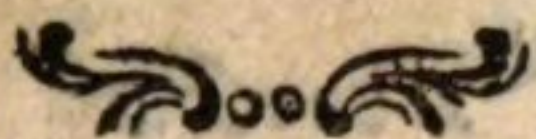
ihren Rath gelenkte Volkschluss zum gültigen Gesetz erhob, das wurde dann von ihnen in Schrift verfaßt. Ihr vorzügliches Geschäft war, von der Schreibekunst zur Aufbewahrung der Geschichte ihres Volkes eine nützliche Anwendung zu machen, die schönsten Kriegesthaten herauszuheben und sie in Gedichte und Gefänge einzukleiden, damit das Andenken an dieselbe durch diese lebhaftere Darstellung, als die trockne Erzählung ist, dem Volke angenehm und wichtig werden möchte. Der wichtigste Gebrauch, den sie von ihren Dichtungen und Gefängen machten, bestand darinn, daß sie bey Feldzügen und Gefechten, wo sie allemal zugegen waren, die Krieger ihrer Nation durch dieselben gleichsam zur Schlacht einweihten, und sie zur Tapferkeit anfeurten. — „Brüder! verachtet die Gefahren, die euch bedrohen und die wir mit euch theilen wollen: Scheut den Feind nicht, sondern zwingt ihn, euch scheuen zu müssen: Fürchtet den Tod nicht, der euch Ruhm bey den Tapfern und Beyfal und Ehre bey den Göttern erwirbt:



„Verschmäh't das Leben, wenn ihr ihm eure und
 „eurer Nation Ehre aufopfern, wenn ihr es durch
 „Schande erkaufen müßt: Habt Muth zu sterben,
 „damit ihr würdig seyd frey zu leben: Denkt euch
 „die Männer-Thaten eurer Väter und Brüder, seyt
 „was sie waren, thut wie sie thaten, erkämpft
 „euch, wie sie, eigenen Ruhm, damit wir seiner
 „im Siegesjubel gedenken, und ihn in künftigen
 „Schlachtgefängen wie *den* eurer Väter vor euren
 „Brüdern und Feinden preisen können. Auf! dem
 „Feinde entgegen! Fluch und Schande dem Feigen
 „der flieht! Segen und Ehre dem Tapfern, der auf
 „den Feind dringt und kämpft. Auf Brüder! be-
 „ginnt die Schlacht, zeigt euren Muth, spannt eure
 „Kraft, beginnt und beharret! siegt oder sterb't.“—

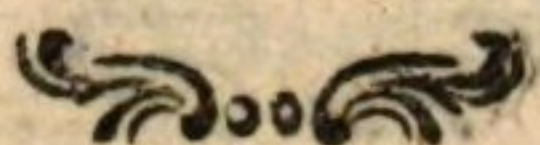
Dieß war im Allgemeinen der Inhalt der Barden-
 Gefänge, durch welche sie die mächtigsten Triebe
 der Männer-Natur aufweckten und zur feurigen
 Thaten-Begierde entflammten: Nach diesen Ge-
 fängen ertönten dann die Harschhörner, die das
 Zeichen zum Schlachtsturme gaben, und welche izt

noch



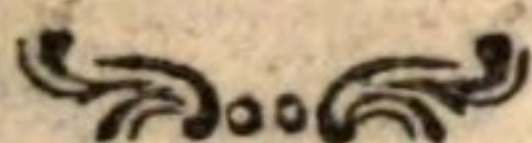
noch in einer von diesen Gegenden zu gleichem Zwecke gebraucht werden, vielleicht das einzige Ueberbleibsel der ersten Einfassen derselben.

Die Erfahrung, wie viel und mächtig man durch Musik und Gesang auf die Gefühle und Triebe des Menschen wirken kann, ist ohne Zweifel die Ursache, warum sich alle, sowohl die rohen als die gebildeten Nationen derselben, als des wirksamsten Mittels bedient haben, den Muth der Krieger anzufeuern: Ob jene oder diese mehr Vortheil im Kriege aus der Musik zu ziehen gewußt, wäre eine Untersuchung, die vielleicht wichtiger und nützlicher seyn dürfte, als sie beym ersten Anblicke scheinen möchte: Mich dünkt, daß die Barden-Musik wenigstens Etwas Vorzügliches vor der neuern Kriegsmusik hatte, worinnen sie besonders von Republikanern nachgeahmt zu werden verdient; dieses Vorzügliche waren die Gefänge und der zweckmäßige Inhalt derselben. Die Musik kann freylich durch sich selbst allein und bloß

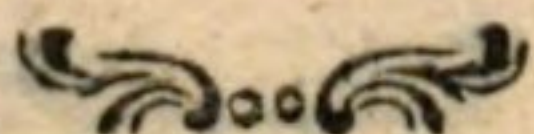


durch Töne eine grofse Wirkung thun, aber es fehlt diefer Wirkung an Bestimmtheit und an Dauer; fie kann wohl dunkle Gefühle erregen und auf einen hohen Grad der Wärme treiben, aber nicht ihnen eine fichere Richtung zu einem bestimmten Zweke geben; fie kann wohl das Herz rühren und erheben, aber in die Seele keine klaren Bilder und Vorftellungen bringen, die dauerhafte und ftarke Triebe erzeugen: Bey einem Gefange hingegen wirken nicht blofs Töne, fondern auch der Inhalt des Gefanges und beyde deſto mehr, je beſſer ſie zuſammen ſtimmen, je richtiger Worte und Töne auf die Natur des Menſchen berechnet und angewandt ſind. Wenn durch den Inhalt des Gefanges beſtimmte und klare Vorſtellungen von Freyheit und Vaterland; von National - Ehre und Schande; von Männer - Werth und Tugend; vom Schönen und Groſſen der Vaterlandsliebe, der Hingebung und Selbſtaufopferung für das allgemeine Wohl, der Todesverachtung, der Unerſchrockenheit, der Tapferkeit und des Heldenmuthes; vom Schönen

nen

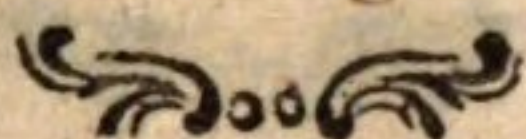


nen und Großen der Heldenthaten im ruhmvollen
Beyspiele tapferer Vorfahren; vom Schönen und
Großen der Pflicht, diesem Beyspiel nachzueifern,
und der Abstammung von Ihnen sich würdig zu
machen: Wenn, sag ich, durch den Inhalt des
Gefanges klare Vorstellungen hievon in der Seele
republikanischer Krieger rege und lebendig gemacht
werden; wenn nicht sowohl Töne als vielmehr
diese Vorstellungen zur Quelle ihrer Gefühle und
Empfindungen werden, ihnen Nahrung und Wärme
geben; wenn dann die Melodie des Gefanges und
der Musik den natürlichen Ausdruck der Empfindung
erleichtert und belebt; wenn das Ganze durch all-
gemeine Theilnehmung zu einem feyerlichen, brü-
derlichen Weihgefang zum Sieg oder zum Tod
fürs Vaterland wird; Dann sind die Seelen aller
Krieger mit Gedanken und Bildern erfüllt, vor wel-
chen die Gedanken an die nahen Gefahren der
Schlacht verschwinden; dann sind ihre Herzen nicht
bloß in eine unbestimmte Bewegung gesetzt, sondern
sie sind von Trieben und Gefühlen in Wallung ge-
bracht,

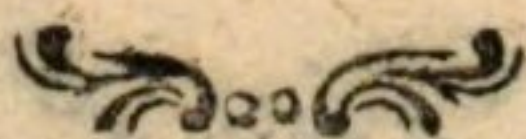


bracht, von denen sie das Bewußtseyn haben, daß sie schön und edel sind, welchen sich hinzugeben und nach ihrem Antriebe zu handeln Pflicht und Tugend ist; dann entsteht aus der vereinigten Wirkung dieser Gedanken und Gefühle jene Flamme, welche die Schlacht und Thaten - Begierde entzündet; jener unerschütterliche, ausdaurende Muth, der Gefahren und Wunden nicht achtet; jene Spannung die nicht nachläßt; jene Beharrlichkeit, die nichts, auch das Mißgeschik nicht ermüdet; und jene unbewegliche Standhaftigkeit die noch die letzte, sterbende Kraft zum Kampfe anwendet, und wenn sie auch dem Feinde nicht mehr schaden kann, ihn doch zwingt Krieger zu achten und zu scheuen, deren Muth, obgleich nicht ihre physische Kraft, unüberwindlich ist. Man weiß, was die Freyheitslieder und Gefänge, womit die neufränkischen Bürger die Gefechte und Schlachten beginnen, gewirkt haben.

Ich dünke also, alte und neue Erfahrung sowohl

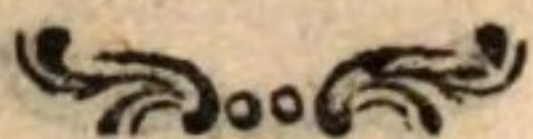


wohl als die Natur der Sache rechtfertigen meinen Wunsch, daß es republikanische Befehlshaber ihres ernstlichen Nachdenkens werth finden möchten, wie sie nicht nur von dem physischen Vermögen ihrer Krieger zu mechanischen Verrichtungen, sondern auch von ihren sittlichen Trieben den möglichsten Vortheil ziehen, und sie nicht bloß als soldatische Maschinen, sondern auch als Bürger und Menschen in Bewegung setzen können. Man braucht freylich nur wenig von der Kriegskunst zu verstehen, um wenigstens das Unentbehrliche und Wichtige ihrer Mechanik begreifen zu können, aber eben so braucht es auch nur wenig Menschenkenntniß, um zu begreifen, daß ein schönes Freyheitslied, ein guter, passender Schlachtgesang, der den republikanischen Krieger, wenn er ins Gefecht geht, begeistert und anfeuert, für Kampf und Sieg eben so wichtig ist, als ein Handgrif oder sonst ein Theil der Taktik es nur immer seyn kann.



Ich habe bisher aus der alten Geschichte einige Züge von dem Zustande desjenigen Volkes darzustellen gesucht, welches sich zuerst den Gegenden um den Rigiberg genähert, und wenigstens in einem Theile derselben sich einfälsig gemacht hatte: Eine umständliche Erzählung der Begebenheiten dieses Volkes gehört in die allgemeine Schweizergeschichte und würde meinem Zweke, nur von dem, was die Bewohner dieser Gegenden betrifft, zu reden, nicht angemessen seyn: Erst von dem Zeitpunkte an, wo sie zu einem eigenen und besondern Völkgen geworden, kann eigentlich von ihrer Geschichte geredet werden. Doch scheint es mir um der Ordnung und des Zusammenhangs willen nöthig zu seyn, auf diejenigen Begebenheiten wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen, an welchen sie Theil nehmen mußten, obgleich ihrer in der Geschichte nicht ausdrücklich gedacht wird; und diese Theilnehmung kann man wohl, ohne sich zu irren, allemal voraussetzen, wo die Geschichte der Tiguriner und Tuginer erwähnt, die sich in diese Gegenden

aus-



ausgebreitet, und von denen die leztern fogar ihren Hauptfiz nicht ferne von dem Fusse des Rigi-berges hatten.

Lange genossen die celtischen Helvetier den ungestörten Besiz dieser Gegenden, zufrieden mit ihrem Zustande, weil sie keinen bessern kannten; ihre Tapferkeit wurde von den Benachbarten geachtet, und das Wenige, was sie belassen, von Niemand beneidet; als endlich der langsame Gang ihrer und ihres Landes Cultur durch die Ankunft der Cimbrer und andrer rohen Völker vom fernen Osten und Norden her gestört wurde. Der Zug dieser Völker bis an die Gränzen von Helvetien glich einem grossen Strome, der von Regengüssen aufgeschwellt über die Ufer stürzt: Nichts konnte ihnen widerstehen, Alles ward von ihnen zerstört oder fortgeschleppt, und hinter ihnen lag alles wüst und öde: Schon mit dem Reichthume vieler überwundenen Völker beladen, fahen sie die Armuth der Helvetier ohne Neid und Raubbegierde; die

arm-



armfelige Beute schien ihnen des blutigen Kampfes nicht werth, den man um sie mit tapfern Männern bestehen müßte, und sie glaubten an ihrer Tapferkeit eine bessere Beute zu machen, als an ihrem Vermögen: Die wilden, sonst nur einer drohenden Sprache gewohnten, Krieger hatten Achtung für die Helvetier und boten ihnen Bündniß und Bruderschaft an. — „Helvetische Männer! sagten sie, laßt uns Freunde und Brüder seyn: Ihr seyt arm wie wir es waren, aber seht, unfre Waffen haben uns reich gemacht: Ihr bewohnt ein undankbares Land, welches eure faure Arbeit nur schlecht belohnt, gleich dem, welches wir verlassen haben, aber unfre Waffen sollen uns ein besseres erkämpfen: Kommt, laßt uns unfre Kräfte zusammen sezen, ergreift eure Waffen, ziehet mit uns; Reichthum und ein fruchtbares Land unter einem lieblichen Himmel wird bald die Beute unfrer Tapferkeit seyn.“ — Nun erwachte die Begierde nach Reichthum und Wohlleben; diese, und das Vertrauen auf den Beystand der Cimbrer, furcht-



furchtbarer und wohlbewaffneter Männer voll wilden Muthes und von riesenmäßiger Körper-Größe und Stärke, bewog zuerst die Tiguriner, dann die Tuginer, denen bald mehrere folgten, ein Bündniß zu schließen, welches ihren rege gewordenen Begierden eine volle und leichte Befriedigung versprach.

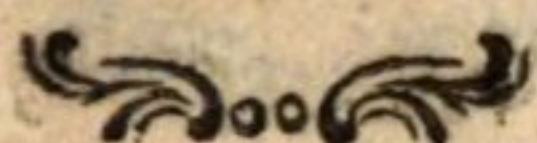
Da zogen die Verbündeten mit vereinigter Kraft gegen die Römer, um mit ihnen um den Besitz von Italien und Gallien zu kämpfen. Der Name der Römer war bereits zum Schrecken der Völker geworden, und schon glaubten sie, der Siege gewohnt, jeden Feind verachten zu dürfen: Aber diesmal hatten sie es mit einem Feinde zu thun, der sie an Stärke übertraf, an Muth und Tapferkeit ihnen wenigstens gleich kam, und der am Ende nur der größern Kunst und Klugheit und den besseren Waffen erliegen mußte. Noch von keinem Feinde hatten die Römer mehrere und größere Niederlagen erlitten, und von keinem waren sie ihrem

Unter-



Untergange näher gebracht worden. Man könnte diesen Krieg, in Rücksicht der grossen und blutigen Schlachten, die während demselben geliefert wurden, den Riesenkrieg nennen. Nachdem die Römer in verschiedenen Feldzügen besiegt worden, und viele Tausende, worunter mehrere Consuls und Feldherren waren, eingebüßt hatten, gelang es den Tigurinern, ohne Hülfe der Cimbrer, an den Grenzen von Gallien über ein römisches Heer einen so vollkommenen Sieg zu erfechten, daß nicht nur der grösste Theil davon samt dem Anführer, dem Consul Cassius, auf dem Schlachtfelde blieb, sondern auch der Ueberrest des geschlagenen Heeres in die Hände des Siegers gerieth: Bald darauf erfolgte wieder eine schreckliche Mordschlacht in Gallien, in welcher ein römisches Heer von achzig tausend Mann besiegt und dann ganz zernichtet wurde. Dem mächtigen und furchtbaren Rom, das seine Krieger und seinen Muth verloren hatte, schienen keine Kräfte mehr übrig zu bleiben, um den siegenden Feind aufzuhalten, und sich seines Unterganges erwehren

zu



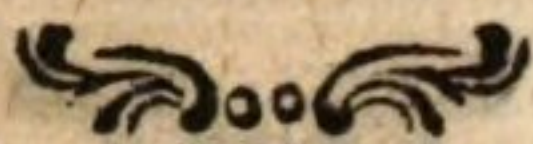
zu können. Hätte ein junger Held, Diviko, der Anführer der Tiguriner, der rasch und thätig die Bestürzung und Schwäche des Feindes benützen, nach Rom ziehen, und dort vollenden wollte, mit seinem Rathe Eingang gefunden, so würde Rom vielleicht damals schon gefallen seyn; Aber durch das Zögern der Verbündeten, die lieber die Früchte ihrer Siege genieessen als neue Siege über einen Feind erkämpfen wollten, der ihnen nicht mehr furchtbar schien: und durch einen Mann, der von diesem Zögern allen möglichen Vortheil zu ziehen wufste, ward Rom gerettet.

Es war Marius, einer von den großen Männern, die man bewundern muß, ob man sie gleich nicht lieben kann: Nicht ohne Mühe hatte er wieder ein Heer gesammelt, die letzte Kraft von Rom, mit welcher er eben darum nicht das ungewisse Schickfal einer Schlacht versuchen wollte, bis ihn die äußerste Noth zwingen oder der sichere Vortheil dazu bewegen würde; Länger als zwey Jahre
blieb



blieb er mit seinem Heer in einem verschanzten Lager, von dem Feinde mehr vernachlässigt als gefürchtet. Während dieser Zeit war es sein unablässiges Geschäft, seine Krieger an Zucht und Gehorsam zu gewöhnen, sie gegen Arbeit und Beschwerden abzuhärten, in den Waffen zu üben, Selbstvertrauen und Römergefühl in ihnen aufzuwecken, ihren Muth zu beleben, und sie so zum Kampf und Siege vorzubereiten. In zwey siegreichen Schlachten in Gallien und Italien, wo der Consul Catulus bereits von den Helvetiern geschlagen ward, erndtete er die Früchte seiner Klugheit, und erwarb sich unsterblichen Ruhm, in dem er sein Vaterland rettete: Nicht die grössere Tapferkeit, sondern der Geist des Marius, seine List und Klugheit und günstiger Zufall war es, was den Sieg auf die Seite der Römer lenkte; nie haben tapfere Männer mit mehr Standhaftigkeit und Beharrlichkeit gefochten, als es in diesen Schlachten von beyden Seiten geschah, und in welchen selbst mehrere tausend Weiber wie tapfere Männer kämpfend

den

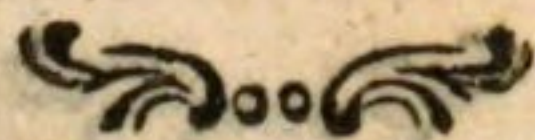


den Heldentod fanden: Nach der Menge des Bluts das geflossen, und nach der Menge der Todgebliebenen zu urtheilen, möchte man sagen, daß nicht Kriegesheere, sondern ganze Nationen gegen einander im schrecklichsten Kampfe gewesen seyn müssen; kaum könnte man es der Geschichte glauben, daß in beyden Schlachten über zweyhundert tausend der Verbündeten und über hundert tausend Römer geblieben seyen, wann es der Charakter der kriegenden Partheyen nicht sehr begreiflich machte, daß die Niederlage von beyden Seiten nicht viel geringer seyn durfte, wenn anders die Sieger ihren Sieg nicht verfolgen, und die Besiegten ihre Niederlage nicht rächen sollten. Die Römer waren froh sich von einem so furchtbaren Feinde die Ruhe erfochten zu haben, der ihnen, obgleich überwunden, annoch gefährlich schien; und der Rest der Helvetier begab sich, zwar in ihren Wunden und im traurigen Verluste des gröfseren Theils ihrer Brüder das römische Uebergewicht schmerzlich fühlend, aber doch unverfolgt, und mit reicher Beute beladen in
ihre



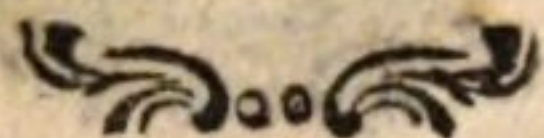
ihre Heymath zurück. Der wichtigste Theil dieser Beute waren die Gefangenen, die sie aus Gallien und Italien mit sich gebracht hatten: Diese mußten ihnen Häuser bauen, die Erde bearbeiten, und sie würden nicht nur die Kultur des Landes, sondern auch diejenige ihrer Gebieter befördert haben, wenn es diese nicht verschmäht hätten, etwas von Slaven zu lernen. Sie hätten nun schon zu einem vielfacheren und besseren Lebensgenusse gelangen, und durch den Ruf ihrer Tapferkeit, so wie durch die Natur ihres Landes, das, wie Müller sagt, für seine Einwohner streitet, vor jedem Angriffe gesichert unter wenigen und billigen Gesezen frey und glücklich leben können: Aber sie verschmähten ein sicheres Glück, was nur durch beharliche Arbeit langsam verdient wird; sie folgten lieber, der, durch den Krieg mit den Römern mehr gereizten als befriedigten Begierde nach schnellem und unverdientem Ueberflusse, und verloren darüber ihre Freyheit, in der Folge sogar Namen und Daseyn.

Nie ist ein Volk seiner Freyheit gewisser, als wenn es dieselbe vertheidigt; weil ihm gerade dann die Freyheit am theursten ist; weil sie der Preis des Kampfes, das bedrohte Gemeingut ist, für dessen Behauptung sich alle Gemüther vereinigen; weil eben darum jeder äußere Feind den muthvollsten und beharrlichsten Widerstand findet, und jeder innere Feind, der Verräther oder der Herrschfüchtige am schärfsten beobachtet, am meisten verabscheut und schnell bestraft wird: Aber nie ist die Freyheit bey einem Volke mehr in Gefahr und ihr Verlust so nah und verdient; als wenn Eroberungs- und Raubbegierde es zu einem ungerechten Kriege verleitet; alsdenn ist schon etwas anders an die Stelle der Freyheit getreten, was die Gemüther einnimmt; die Schätzung der Freyheit wird desto lauer, je größer die Begierde nach Eroberung und Beute ist; dann darf jeder Ehrgeizige, der dieser Begierde schmeichelt und sie befriedigt, hoffen, daß ihm das Mindere für das mehr Geschätzte hingegeben, daß er Herrschaft

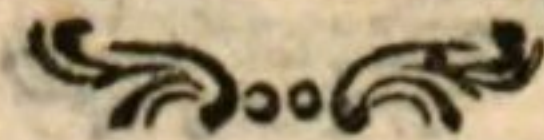


für reiche Beute erhalten werde ; oder wenn dies nicht gelingt , wenn das Volk , welches beraubt werden soll , im Kampfe den Sieg behält , so wird es über einen solchen Feind nicht blos Sieger , sondern billig auch Meister seyn wollen. Dieser Fehler war den alten Helvetiern eben so verderblich , als die Vermeidung desselben den Neueren heilsam geworden ist.

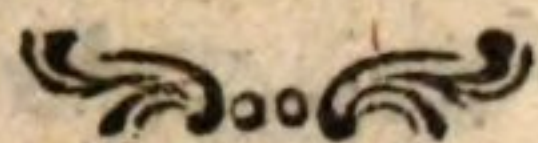
Orgetorix , ein Ruhm - oder herrschfüchtiger Mann , glaubte in der Beutbegierde des helvetischen Volks ein Mittel zu seiner eigenen Grösse zu finden : Nicht zufrieden einer der reichsten und vornehmsten seines Volkes zu seyn , und über zehn tausend Leibeigene gebieten zu können , die theils ererbte theils selbst erworbene Beute waren , wollte er (so beschuldigt ihn die Geschichte) allein groß seyn und über das ganze Volk herrschen ; dazu konnte er nur als Feldherr gelangen , und um dies zu werden , mußte er das Volk zu einem Kriege verleiten. Es gelang ihm ohne Mühe , dasselbe zu
einem



einem Unternehmen zu bereden, welches zwar ungeheuer und thöricht, doch dem Geiste der Zeit und der Stimmung eines rohen und beutegierigen Volkes nicht entgegen war. — „Das ganze helvetische Volk, welches durch so manche Siege erfahren habe was es vermöge, folle ein Land verlassen, welches mühselige Arbeit mit so wenig Genuß belohne, und, was tapfern Männern anständig und leicht sey, sich in Gallien bessere und schönere Gegenden zum Vaterland mit den Waffen erwerben.“ — So lautete der Vorschlag oder vielmehr die Sprache der Verführung. Wirklich ward die Auswanderung beschloffen, und, was wohl etwas schwieriger seyn mochte, weil die Priester und der Adel gewonnen werden mußte, Orgetorix zum obersten Befehlshaber gewählt. Viele der Großen, die selbst auch nach dieser Stelle verlangten, ertrugen es ungern, durch die Erhebung des Orgetorix erniedrigt und nun um so viel kleiner zu seyn, als dieser größer geworden. Mit dem spähenden Auge des Neides und der Ei-



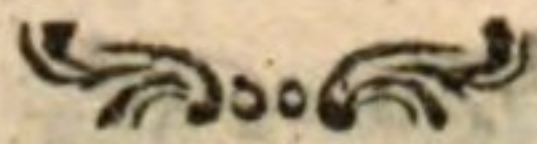
ferfucht, entdeckten fie bald , was das verblendete Volk wohl zu spät felbft würde gefehen haben ; dafs Orgetorix , auf den Bund mit einigen Grofsen aus den benachbarten Nationen geftützt, nach der Alleinherrfchaft ftrebe, und den Befehlshaber-Stab in einen Königs-Zepter zu verwandeln trachte: Gleichwol ift es ungewifs, ob diefe Befchuldigung in der Wahrheit gegründet war, oder ob fie blos der neidifchen Feindfchaft beyzumefsen ift; aber im erfteren Fall müfste es dem Orgetorix fehr an Klugheit gefehlt haben, wenn er feine Begierde nach Tyrannen-Macht fo frühe hätte merken laffen, und vielleicht ift er, wie fo mancher andere, in der Gefchichte blos um defswillen als ein Schuldiger verzeichnet, weil er — nicht glücklich war. Doch war es nicht fowohl die Eiferfucht der Grofsen, gegen welche ihn feine eigene Macht und diejenige feiner Parthey vielleicht genugfam befchirmt haben würde, als vielmehr das Mißtrauen oder die Feindfchaft der Priester, was feinen Sturz bewirkte: In der National-Verfammlung ward



beschlossen, daß die Entscheidung einer so wichtigen Sache durch den Oberpriester dem Ausspruche der Götter übergeben werden solle: Einem Götterspruche verlieh der allgemeine Volksglaube eine solche Macht, gegen welche jeder Widerstand vergeblich war; dies bedachte Orgetorix, und weil er in der ihm bekannten Gefinnung der Priester den Inhalt des Götterspruches mit Gewißheit voraussehen konnte, so wollte er lieber ungerichtet durch seine eigene Hand sterben, als von Priestern im Namen der Götter als schuldig verurtheilt werden, und diese Schuld, vermöge des strengen Gesetzes, im Feuer büßen.

Aber die Helvetier, welche der Gefahr, das Opfer der Herrschsucht zu werden, für einmal entgangen waren, wurden das Opfer ihrer eigenen Begierde; ein Beyspiel aus Taufenden, daß die Völker nicht durch Herrscher und Tyrannen, sondern durch sich selbst ins Verderben gestürzt werden, so wie sie sich selbst wieder erheben müssen.

Eine



Eine ungeliche Raub- und Eroberungsfucht hatte sich aller Gemüther bemächtigt; undankbar verachteten und verschmähten sie ein Land, in welchem sie zu einem kraftvollen, tapferen und von allen Nationen geachteten Volke geworden; das ihnen jeden heilsamen Genuß verschafte und nur denjenigen versagte, den ein freyes Volk sich nie ungestraft erwerben kan: Sie wähten in einem andern, besseren Lande, in beständigem Wohllieben ohne Arbeit und Mühe ein größeres Glück zu finden. Nach dreyjähriger Zurüstung, und nachdem sie, um selbst die Gedanken an Rückkehr bey jedem zu tilgen, ihre Städte, ihre Flecken und Häuser verbrannt und alles hinter sich zerstört und verwüßt hatten, nahmen sie über zweyhunderttausend Mann stark mit einer Menge Wägen, auf welche sie ihre Greise, ihre Weiber und Kinder und ihre beste Habe geladen hatten, ihren Zug gegen Gallien; längst dem Iemanischen See bis in die Gegend von dem itzigen Genf: Unter ihren Anführern genoß und verdiente das größte

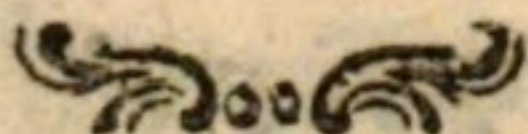
An-



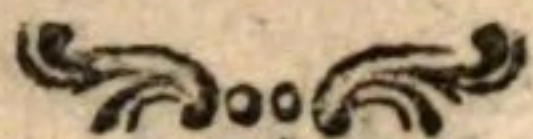
Ansehen ein alter Kriegsheld , der Befehlshaber der Tiguriner , Diviko , der schon fünfzig Jahre früher durch siegreiche Klugheit und Tapferkeit den Römern furchtbar geworden war.

Diesmal aber bekamen sie es mit einem Mann zu thun , den das Schicksal groß machen wollte , und welchen die Natur mit den nöthigen Eigenschaften dazu ausgerüstet hatte : Cäsar , welchem zu erliegen , weil er alles überwinden sollte , keine Schande war , stellte sich den Helvetiern mit einem römischen Heere und mit seinem Glücke entgegen : So war es ein glücklicher Umstand für ihn , daß die Helvetier durch seine List bethört , gleich anfangs den günstigsten Zeitpunkt zum Schlagen entzwischen ließen ; Cäsar hatte nämlich , weil er sich noch zum Widerstande zu schwach fand , das Begehren eines freyen Durchzuges nicht geradezu abgewiesen , sondern sich für die bestimmte Erklärung so viel Zeit ausbedungen , bis er hierüber den Beschluß des römischen Senats erhalten hätte ; nach

fei-



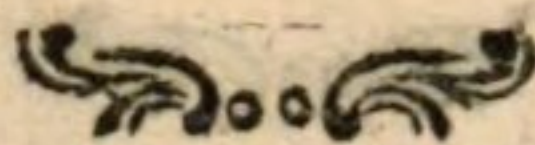
seinem Sinne hiefs das, bis er genugsame Verstärkung an sich gezogen und durch Mauren und Verschanzungen den Durchzug unmöglich gemacht hätte, welches er auch in wenigen Tagen mit der ihm eigenen Schnelligkeit zu Stande brachte, und dann den Bescheid gab, er könne ihnen nicht gestatten über römischen Boden zu ziehen, und er werde sich der Gewalt widersetzen: Gleichwol gelang es den Helvetiern, im Einverständniss mit benachbarten Nationen von einer anderen Seite langsam in Gallien einzudringen; aber auch da war ihnen Cäsar schnell wieder mit einem mächtigen Heere im Rücken. Eine Niederlage, die ein Theil der Tiguriner von ihm erlitt, machte zwar die Helvetier nicht furchtsam, aber doch geneigt, von einem solchen Feinde lieber durch einen Vergleich zu erhalten, was sie im Weigerungsfall dennoch mit den Waffen zu erkämpfen entschlossen waren: Diviko ward an den Cäsar gesandt, um den letzten Versuch zu machen, was Vorstellungen bey ihm auszurichten vermögen; beyden grossen Männern



nern anständig, voll Großsinnes und gegenseitiger Achtung war zwar diese Unterhandlung, aber dennoch fruchtlos; dann Cäsar verlangte Rückkehr und Geiseln; Diviko aber sprach: — „Die Helvetier sind nicht gewohnt, Geiseln zu geben, wohl aber zu empfangen, was den Römern nicht unbekannt seyn könne.“ —

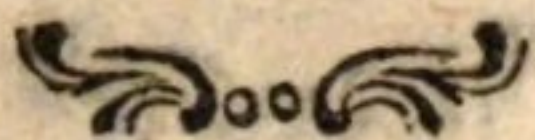
Eine Schlacht mußte entscheiden, in welcher die Helvetier ihres Ruhmes nicht unwürdig fochten, aber gleichwol dem Geist und dem Glücke Cäsars, der römischen Taktik und ungünstigen Umständen erliegen mußten: Einen ganzen Tag ward mit der äußersten Anstrengung und mit gleichem Muthe um den Sieg gekämpft, viele Tausende waren auf beyden Seiten gefallen, als die Helvetier von der ungewohnten Sonnenhitze erschöpft und durch den gröfseren Verlust geschwächt, endlich am Abend sich in zwey Haufen theils auf einen nahen Berg, theils in ihre Wagenburg in solcher Ordnung zurückzogen, wie Krieger die

zwar



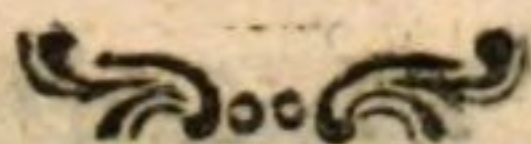
zwar den Sieg aber noch nicht den Muth verloren haben. Cäſar, den niemals bloß die Lorbeeren eines Sieges, ſondern immer nur die größt mögliche Frucht deſſelben befriedigen konnte, wollte den Feind nicht bloß ſchlagen, er wollte ihn ganz überwinden, was durch die Eroberung der Wagenburg geſchehen konnte; und dies ſchien ihm ein Unternehmen zu ſeyn, welches ihm durch die Menge der in derſelben verwahrten Weiber und Kinder, und durch die daraus entſtehende Verwirrung bey den ſchon ermüdeten Männern ſehr erleichtert werden müßte: Aber auch hier fand er einen Widerſtand, der einen beſſeren Ausgang verdient, und ihn vielleicht gegen jeden andern Feind als gegen den Cäſar gehabt haben würde: Statt durch ein klägliches Jammern ihre Männer zu betäuben, theilten vielmehr die Weiber mit ihnen die Arbeit des Kampfes, und fochten ſelbſt mit allem dem Nachdrucke, den die Verzweiflung auch ſchwachen Kräften ertheilt; der blutige Kampf hatte ſchon bis mitten in die Nacht gedauert und

noch

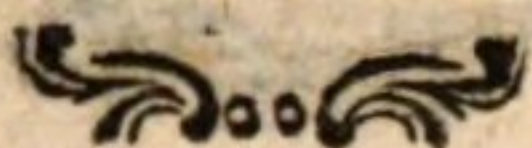


noch wich keiner, der stehen und kämpfen konnte, als endlich selbst die Wagenburg, die sie schützen sollte, von den Römern angesteckt, mit Feuer und Flammen für den Feind stritt und sie zwang, sich durch einen neuen Kampf und mit grossem Verlust den Weg zu dem andern Haufen ihrer Brüder zu bahnen.

Nun erkannten die Helvetier zu spät im schmerzlichen Gefühle ihres Verlusts und ihrer Schwäche, welch einen Gegner sie an Cäsar gefunden: Sie schickten ihre Vornehmsten an den Ueberwinder, nicht mehr, um als Gefandte einer freyen Nation mit einem Feinde zu unterhandeln, sondern um als Fürbitter eines überwundenen Volkes von der Milde des Siegers erträgliche Bedingungen der Unterwerfung zu erhalten; und Cäsar, dem die helvetische Nation selbst in ihrem Unglücke achtbar geworden, wollte lieber durch Güte ihre Bewunderung, als durch Härte ihren Haß verdienen; sie lieber zu Freunden als zu Sclaven von Rom machen.



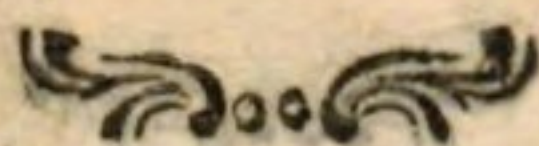
machen. — „Leget die Waffen nieder; kehret in
„euer Vaterland zurück, das ihr nie hättet ver-
„lassen sollen; bauet eure Häuser wieder auf und
„büßet damit die ungelige Thorheit, womit ihr
„sie selbst zerstört habt; seyt treue Bundesgenossen
„der Römer, Freunde von ihren Freunden und
„Feinde von ihren Feinden; vertheidigt Rom und
„Rom soll euch schirmen; bleibt ungekränkt bey
„euren Gesetzen und Gebräuchen, aber in euren
„Versammlungen müssen die Vorsteher der römi-
„schen Colonien, die zum Schirme des Reichs
„in eurem Lande nothwendig sind, dasjenige An-
„sehen haben, welches ihrer Würde als Römern
„und Bundesgenossen gebühret.“ — Dies waren
die gelinden Gesetze, welche der Sieger den
Ueberwundenen vorschrieb, und womit er, nach-
dem er sie mit den Waffen bezwungen hatte, nun
auch ihre Herzen eroberte; denn die Helvetier,
die sich, wenn auch keiner grausamen, doch einer
strengeren Begegnung verfahren, bewunderten diese
Großmuth desto mehr, je ungewohnter sie unter
bar.



barischen Nationen war: Sie verehrten nun in ihm den gütigen Mann, nachdem sie in ihm den großen Feldherrn fürchten gelernt hatten.

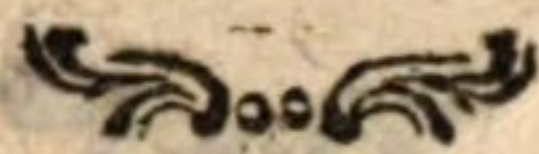
Es gilt von Cäsar in Rücksicht auf Helvetien eben sowohl, als was man von ihm in Rücksicht auf das Wohl der römischen Welt gesagt hat; — daß er nie hätte geboren werden, oder nie sterben sollen. Aus Ehrgeiz wollte er sich alles unterwerfen, und aus Edelmuth wollte er alle, die ihm unterwürfig wurden, glücklich machen; daher ist man geneigt, um des letztern willen ihm den ersteren zu verzeihen, um so mehr, da die Römer schon lange nicht mehr aus Gemeingeist dem Vaterlande, sondern nur aus Eigensucht dem Ehrgeiz der Vornehmen dienten, und darum auch aufgehört hatten, der Freyheit würdig zu seyn. Allein der Bürger, der nicht lieber jede andere mögliche Maasregel ergreift, dem Verderben des Vaterlandes zu steuern, als daß er sich zum Alleinherrscher desselben aufwirft, ist nie zu ent-

schul-



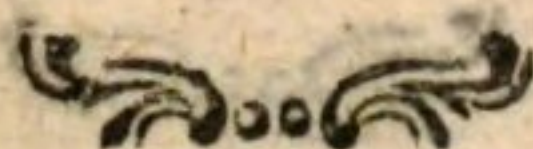
schuldigen, und wenn er auch der beste Mensch und voll reiner Begierde wäre, aus verdorbenen Bürgern glückliche Unterthanen zu machen; denn eben die Kraft, womit er sich auf den Thron schwingt, würde zu heilsamen und bessernden Anstalten nicht minder wirksam seyn, und dann ist der edle Mann auf dem Throne nicht unsterblich; der große und gute Mensch verschwindet, aber die Eigengewalt bleibt und wird in schwachen oder bösen Händen das Unglück der Völker: Wenn daher (dieser Gedanke ist zu schön, als daß ich ihn hier anwenden dürfte, ohne Müllers Schweizergeschichte, die Quelle zu nennen, woraus er geschöpft ist) wenn daher Cäsar für zu vielen Ehrgeiz eine Strafe leidet, so besteht seine Hölle darinn, daß er seine Nachfolger um sich hat.

An dem Benehmen Cäsars gegen die Helvetier hat ohne Zweifel seine Klugheit eben so vielen Antheil gehabt als sein Edelmuth: Er wünschte Helvetien zu einer Schutzwehre für Italien gegen
die



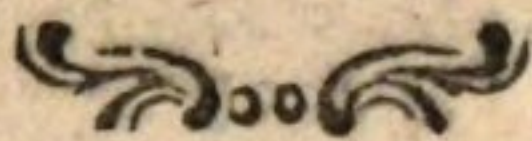
die barbarischen Nationen zu machen; denn es schien ihm ein unbezwingbares Land zu seyn, wenn es von tapferen Einwohnern gut vertheidigt würde; und daß die Helvetier dazu vollkommen geschickt seyen, hatte ihm selbst der Sieg über sie bewiesen, den er mit Strömen Römerblutes erkaufen mußte; Aber er wußte wohl, daß, um aus der helvetischen Nation eine Vormauer des römischen Reiches zu machen, dazu vornehmlich zwey Dinge erforderlich seyen; daß nämlich die Helvetier bleiben, was sie waren, ein freyes und tapferes Volk; und dann, daß sie der römischen Nation mit treuer Freundschaft ergeben seyn müssen: Das Erstere glaubte er dadurch zu bewirken, wenn er ihnen ihre Verfassung, ihre Gebräuche und Gesetze lasse; das Andere hoffte er dadurch zu erhalten, wenn er sie durch die größte Wohlthat, die man einem Volke erweisen kann, den Römern verbindlich mache, wenn ein römischer Feldherr, in dessen Gewalt es stand sie unter das Slavenjoch zu beugen, ihnen die Freyheit schenke!

Das

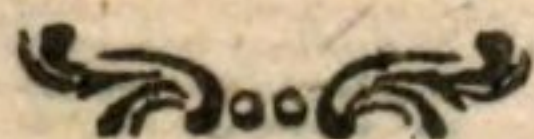


Das Schickfal Roms wollte nicht, dafs die Anfälle der Barbaren auf das römische Reich an der Kraft einer freyen Nation und an den natürlichen Vesten ihres Landes fruchtlos zurückprellen sollen: Die Mafsregeln Cäsars mit der helvetischen Nation entstanden aus der Politik einer grossen Seele, wie hätten die kleinen Despoten-Seelen seiner Nachfolger das Weise und Heilsame derselben fassen können? Wie alle gemeine Despoten, glaubten sie, dafs sie sich der Helvetier am besten durch Unterjochung versichern können; weil von einem Volke, dessen Muth und Geist gelähmt und dessen Hände gebunden wären, am wenigsten zu befürchten sey: Aber ein solches Volk, das einem Despoten freylich nicht mehr furchtbar ist, ist es dann eben so wenig auch einem äufsern Feinde. Die von Cäsar errichtete Vormauer des römischen Reiches ward durch Despoten-Politik niedergerissen, und die Helvetier konnten keine Schutzwehre seyn, so bald sie kein freyes Volk mehr waren.

Von



Von des Tiberius Regierung an ward der Helvetier Freyheit immer mehr Abbruch gethan, und als sie schon den Verstand und den Muth nicht mehr hatten, sich selbst und ihre Freyheit zu schützen, gleichwol aber thöricht genug waren, für den Kaiser Galba gegen Vitellius Parthey zu nehmen, für einen Despoten gegen den andern die Waffen zu ergreifen, so wurden sie für diese Thorheit durch eine Niederlage am Bötzenberg, durch die Verwüstung ihres Landes und durch den völligen Verlust ihrer Freyheit bestraft: In der Folge, als das römische Joch, je nachdem der Charakter der Kaiser und ihrer Günstlinge beschaffen war, gelinder oder härter, aber im Ganzen immer drückender wurde, und als sie selbst über der Nachahmung der römischen Sitten und Laster ihren eigenen Charakter und alle Tugenden ihrer Vorfahren eingebüßt hatten, sanken sie endlich zu einem Zustande der Kraftlosigkeit herab, in welchem ein Volk jedes Despotenjoch gedultig erträgt, aber den Despoten eben so wenig zu schirmen, als zu schü-



zen vermag. Im vierten Jahrhundert, nachdem die Helvetier für die Verachtung ihres Vaterlandes von Cäſar gezüchtigt, aber durch feinen Edelmuth Roms Bundsgenossen, bald hernach Roms Unterthanen, und endlich Slaven von Roms Despoten geworden, kämpften barbariſche Nationen, die Allemanen und Burgunden mit den Römern um den Beſitz von Helvetien; in welchem Kampfe die Helvetier, weil ſie kein Vaterland mehr, ſondern nur harte und ſtolze Herren, die ſie haſten, zu vertheidigen hatten, theils ſchwachen Widerſtand thaten, theils den minder gehaſten Feind nicht ungerne bey ſich aufnahmen. Da ward Helvetien das Land der Allemanen und Burgunden; das alte helvetiſche Volk aber verlor unter dieſen neuen Einfäſſen ſich ſelbſt, nachdem es unter den Römern Ehre und Freyheit verloren hatte, und — fogar ſein Name verſchwand.

Darstellung

eines

Theils der Schweizergeschichte.

II.

Vorlesung.

Einleitung zur neuen Schweizergeschichte.

Verfall und Untergang der Nationen — Das Entstehen
eines Volkes und sein Erwachen zur Freyheit — Krieg
— Siegesfest — Schweizername.

*Atque ego multa legendo atque audiendo, ita com-
perii, omnia regna, item civitates, nationes usque eo
prosperum imperium habuisse, dum apud eos vera con-
silia valuerunt; ubicunque gratia, timor, voluptas
ea corrumpere; post paullo imminuta opes, deinde
ademptum imperium, postremo servitus imposita est.*

SALUSTIUS.

*Libertas, juxta bonis & malis, strenuis, & igna-
vis, optabilis est. Verum eam plerique metu dese-
runt, stultissimi mortales.*

SALUST.

Jactamur invicem varietate fortunæ.

CURTIUS.



Ich bin am Ende meiner letzten Vorlesung bey dem Untergange der alten helvetischen Nation stehen geblieben: Bey einer Begebenheit also, die freylich nur traurige Gedanken erzeugen kan; dennoch möchte ich heute von diesen Gedanken ausgehen, theils weil sie vielleicht auch ihr Fruchtbares und Nützliches haben, theils, weil sie uns am besten auf die angenehmeren Eindrücke vorbereiten können, welche die Geschichte der neuen Helvetier auf uns machen wird.

Es ist mit dem Untergange einer Nation wie mit dem Sterben des einzelnen Menschen: Beyde sinken entweder durch innere Abschwächung und Zerrüttung ihrer Kräfte allmählich dem Tod in die

Arme,



Arme , oder sie werden von einem gewaltsamen Stosse von Aufsen schnell in das Grab hinunter gestürzt : Auch wird durch den Untergang von Beyden bey dem Zuschauer der gleiche Eindruck erzeugt.

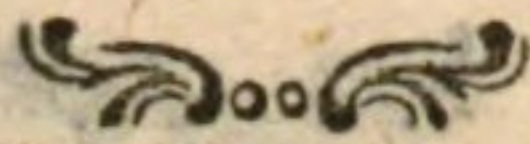
So wie der Anblick eines siechenden und dahinwelkenden Menschen bey uns eine schwermüthige , aus Grauen und Mitleiden zusammengesetzte Empfindung zurückläßt ; so können wir auch den Verfall und das Versinken einer Nation nicht ohne ein wehthuendes Herzbeklemmen , nicht ohne manche schmerzliche Empfindung betrachten : schon dann , wenn wir uns von der Geschichte bloß das Gemälde einer solchen Nation aus der Vorzeit darstellen lassen ; mehr aber , wenn wir selbst Zeitgenossen derselben sind ; und noch mehr , wenn wir das Unglück haben , Bürger derselben zu seyn.

Und so , wie uns der gewaltsame , mörderische Todschlag eines Menschen mit Abscheu erfüllt , zum

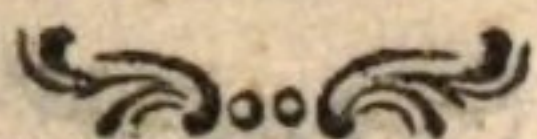
Zorn



Zorn entflammt und uns reizt das geraubte Leben des Bruders im Blute des Räubers zu rächen, was auch jeder thun müßte, wenn kein Gericht wäre, welches mit dem Schwerdt der Gerechtigkeit an jedem solchen Verbrecher diese Rache vollziehen würde; so empört sich auch unser Innerstes, wenn ein übermächtiger Despot über ein schwaches Volk herfällt, um es zu verschlingen, und, wenn es seine geringe Kraft zum Widerstande anstrengt, mit grimmiger Tigerwuth durch Ströme von Blut und über Haufen von Leichen einhereschreitet, um sich von der zerrissenen und zerfleischten Beute Meister zu machen: Da fluchen wir dem Tiger, verwünschen seine Macht, und beklagen die Menschheit, daß es kein Gericht gibt, welches Volks- und Nationen-Mörder zur Verantwortung und zur Strafe zu ziehen vermag; wir wännen dann die Blitze des Himmels über den allzumächtigen Verbrecher herabfallen sehen zu müssen, und, wenn das nicht geschieht, an der Gerechtigkeit des Himmels selbst zweifeln zu dürfen.



Freylich , wenn ruhige Ueberlegung auf die gereizte Empfindung folgt , sehen wir dann wohl ein , daß wir Unrecht haben. Ieden Verbrecher trifft gewifs die verdiente Strafe ; was jeder säet , wird er gewifs erndten ; wie jeder ist , so genießt , so fühlt er sich. Der Bösewicht kan sich an der Glückssonne wärmen , in den Armen der Wohlthät sich wiegen , Ordenssterne tragen , auf einem Throne sitzen , aber er kan nicht den Genuß und das Gefühl eines tugendhaften Mannes haben , und selbst der Tyrann würde den rechtschaffenen Patrioten , der in Ketten vor ihm steht und den Tod erwartet , beneiden , wenn es ihm möglich wäre zu vergleichen , wie er , und wie dieser Patriot sich fühlt : Nie hätten die Attinghausen , die Fürst , die Stauffacher , die Anderhalden , Gesslers , Landenbergs , Wolfenschiefs seyn wollen , wenn sie auch die Opfer ihres Patriotismus hätten seyn müßten , und jene nicht wären gestürzt worden.



In dem, wie jeder sich selbst fühlt, liegt eigentlich das, womit Gottes Gerechtigkeit lohnet und straft; und selbst äußere Schicksale, welche wir als Verhängnisse der Gerechtigkeit betrachten, werden nur durch dieses Selbstgefühl zum Lohn oder zur Strafe: Wer das nicht begreift, wie kan der Gottes Gerechtigkeit begreifen? wie sich zurecht finden, wenn das gleiche traurige Schicksal den Tugendhaften wie den Böfewicht trifft, oder über jenen schwer einher fällt, indess letzterer verschont bleibt. Zwar ist diese Strafe meistens geheim, aber desto gewisser, desto näher, desto unvermeidlicher, desto peinlicher.

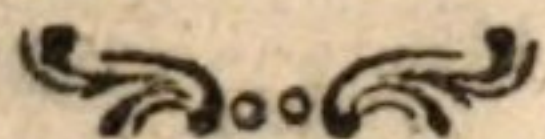
Wir sehen freylich den Nationen-Mörder, den Länder-verschlingenden Despoten nur im Glanze des Thrones von Hofleuten umgeben, die ihm schmeicheln und vor ihm kriechen, aber wir sehen sein Innwendiges nicht, wenn Gottes Gericht über ihn kommt, wenn in einem furchtbaren Gemälde ein verödetes Land seinem Geiste vorschwebt, wo
der



der Staub und der Rauch der Verwüstung aufsteigt, wo Leichname in ihrem Blute verwesen, Verstümmelte auf Krücken gestützt daher wanken, Weiber um ihre Männer, Kinder um ihre Väter klagen, und trostloses Elend mit hagerem Gesichte und in zerfetztem Gewande um Hülfe schreit; wenn er denn verdiente Vorwürfe wie hohle Gespenster - Stimmen zu hören glaubt: — „Du hast die Verwüstung gesendet — Du hast uns gemordet, uns verstümmelt, „uns zu Wittwen, uns zu Waifen, uns zu Bettlern „gemacht — Du hast's gethan — Dich klagen wir „an vor Gottes Gericht, klagen und zeugen, daß „du bist ein Verwüster, ein Räuber, ein Mörder, ein Ungeheuer!

Und doch sind solche Bilder und Gedanken nur die Folterknechte, welche den Verbrecher auf das furchtbare Gericht vorbereiten, vor welches ihn sein eigentlicher Henker, das Gewissen einst schleppen, und göttliches Urtheil und Recht an ihm vollziehen wird. Der grofse Verbrecher, der an einem ganzen Volke zum Räuber und Mörder geworden,

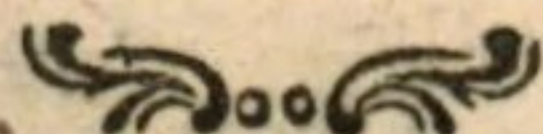
mag



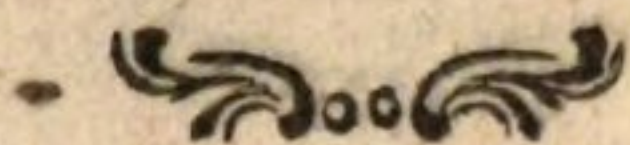
mag wohl dem ohnmächtigen Menschengerichte, aber nicht der göttlichen Gerechtigkeit entrinnen; in sein Innwendiges sendet diese einen Henker, der ihr Urtheil auf ihren Wink unwiderstehlich vollzieht, und aus den Werken und Thaten des Verbrechers selbst die Werkzeuge der verdienten Marter macht.

Aber wie kann Gottes Gerechtigkeit ein ganzes unschuldiges Volk einem Verwüster Preiß geben? Frage die Geschichte, sie wird dich lehren, daß die Völker meistens durch ihre Vernachlässigung und Trägheit, durch ihre Laster und Thorheit, durch ihre eigene Schuld die Beute eines Eroberers geworden sind; und du wirst dich dann nicht darüber wundern, wenn ein Volk, welches, um ein anderes zu verschlingen, tollkühn einen übermächtigen Gegner angreift, von diesem niedergeworfen wird; wenn die alten Helvetier der gereizten römischen Macht erliegen, sich unter ihre Herrschaft schmiegen, mit derselben fallen, und in ihrem Ruin versinken mußten.

Doch,

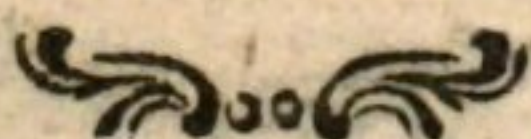


Doch, wer bist du, dem Gottes Gerechtigkeit für den Sturz der Nationen Rede stehen soll? Du kennst das Einzelne, das Nahe und Kleine nicht, und willst das Ganze, das Ferne und Große beurtheilen; Kannst du sagen, was jetzt, was heut und morgen geschehen soll, damit nur das geschehe, was für deinen ganzen Zustand und deine ganze Bestimmung das Beste und zweckmässigste ist? und du willst beurtheilen, was mit Nationen geschehen müsse, damit das geschehe, was für die Menschheit das Beste ist! Gott ist nicht der Nationen, sondern der Menschen Gott: Nationen werden und sind und vergehen, aber keine wird der anderen geopfert, sondern das Entstehen und Vergehen derselben steht mit der Ausbildung und Vervollkommnung, mit der Bestimmung der ganzen Menschheit, mit dem, was sie noch werden soll und Gott aus ihr machen will, in einem so nothwendigen Zusammenhang, daß Gott seinen Zweck mit der Menschheit hätte aufgeben müssen, wenn Er das Vergehen und Werden der Nationen, die waren und jetzt sind, hätte



hätte hindern wollen : Wir sehen von diesem Zusammenhang eben so wenig, als von dem Plan der ganzen Weltregierung; unser Blick vorwärts reicht kaum eine Spanne weit, und selbst von dem Geschehenen, was schon hinter uns ist, vermögen wir nicht das letzte Ziel zu sehen: Freylich glauben wir begreifen zu können, warum z. B. der militärische Despotismus des römischen Volkes den rohen Krieger aus Norden, und diese den Franken und Deutschen erliegen mußten; wir glauben, daß der Fall, der eint und andern Nation Gewinn für die Menschheit war: Aber die Beziehung zwischen Ursache und Folge genau bestimmen, den schon vorhandenen und noch zu hoffenden Gewinn berechnen, die Wirkungen der Ereignisse, Veränderungen und Revolutionen bis ans letzte Ziel verfolgen, wer vermag das?

Und doch kann unser Urtheil über alles Vergangene und Gegenwärtige in der Menschen- und Völkergeschichte nur in so fern mehr oder weniger



ger wahr und richtig seyn, in so fern es mit der ganzen Summe der Ursachen und Folgen, mit dem ganzen Zusammenhange aller Begebenheiten und Wirkungen derselben bis zum letzten Ziele mehr oder weniger übereinstimmt; und so beschränkt auch unsre Einsicht seyn mag, so hängt dennoch das größte Vergnügen, so wie der größte Nutzen, den uns die Betrachtung alter oder neuer Geschichte der Völker gewähren kann, davon ab, daß wir unsern Blick vornehmlich auf den Zusammenhang der Begebenheiten richten, wie eine aus der anderen entstanden, eine durch die andere vorbereitet war, und wie sich dieser oder jene Fortschritt zur Veredlung und Vervollkommnung der Menschheit entwickelt hat, von welcher die letzte Stufe freylich sich in einer, für unser Auge un erreichbaren Höhe und Ferne verliert.

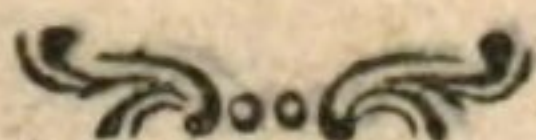
Wir müssen nur jede Begebenheit als das Glied einer Kette betrachten, mit welcher es vorwärts und rückwärts zusammenhängt; Wir müssen nur
nicht



nicht so an dem Einzelnen kleben, daß wir darüber das grössere und wichtigere Ganze vergessen, womit es in Verbindung steht; Wir müssen unsern Blick nur nicht so auf das Gegenwärtige beschränken, als ob keine Vergangenheit und keine Zukunft wäre; Wir müssen nur nicht da Vollendung sehen wollen, wo erst noch Zurüstung und Vorbereitung seyn kann, und vornehmlich dasjenige nicht übersehen, was still und unmerklich, aber desto allgemeiner, tiefer und daurender auf menschliche Gemüther und Geister wirkt, und, obgleich allmählich, dennoch grosse Ereignisse erzeugt, über welche die halbe Welt erschrickt, die andre Helfte frohlockt, und — Alles staunt. Gott, sagt Klopstock:

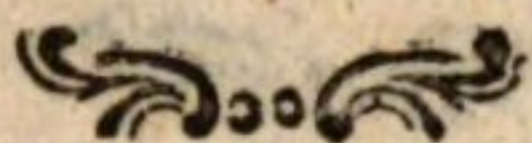
— — — — Gott geht unter den Menschen
Seinen verborgenen Weg mit stillem Wandeln,
doch endlich
Wenn er dem Ziele sich naht, mit dem Donner-
gang der Entscheidung.

Können



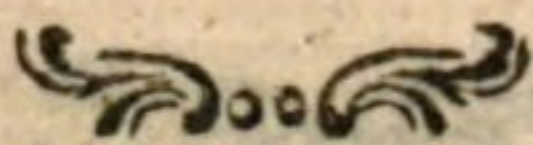
Können wir aber den Verfall und Untergang einer Nation nicht ohne ein schmerzliches Gefühl lesen oder mit ansehen ; so giebt es auch auf der andern Seite kein Schauspiel, welches unser Herz so erhebt und alle Triebe und Empfindungen desselben in eine so wonnevolle Bewegung setzt, wie dasjenige ist, welches das Werden und Entstehen eines freyen Volkes unserm Blicke darstellt ; eines Volkes, das im Gefühl seiner Würde, seiner Rechte und seiner Kraft aufwacht, um die Last und die Schande der Slavenketten abzuschütteln, womit es an den Herrscher - Thron eines Despoten gefesselt werden sollte, oder schon gefesselt war ; welches auf den Schutt des umgestürzten Despoten - Thrones den Tempel der Freyheit errichtet, und aus dem Herrscher - Gebiet sich ein Vaterland schafft ; Bey welchem Helden - Geist und Edelmuth die Besten an die Spitze, auf die Klippe der Gefahr und der Ehre gestellt, und Freyheits - Eifer und Vaterlands - Liebe um alle das unzerreißbare Band des Gemeingeistes und der Brüderschaft geschlun-

gen



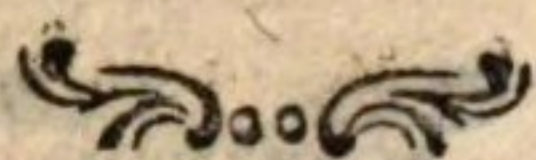
gen hat; bey welchem die Wiedergeburt zur Freyheit groſſe und edle Gefinnungen erzeugt, und dieſe dann ſchöne und ruhmwürdige Thaten gebären; welches bey geringern Mitteln der gröſſern Macht den Geiſt der Einigkeit, den Schwierigkeiten geſpannte Anſtrengung und Beharrlichkeit, den Drohungen Verachtung, den Schmähungen Selbſtgefühl, den Beſtechungen Patriotentugend, der Liſt Vorſicht, der Menge Kraft, der Kunſt Stärke, der Gefahr Muth, dem Kampf Tapferkeit und dem Tode Sieges- und Himmels-Hofnung entgegenſetzt.

Freylich wird unſer Vergnügen an dieſem Schaufpiele durch die Greuel und Schreckniſſe des Krieges geſtört, und wehe denen! welche die Schuld davon tragen, daſs Krieg nur der Weg ſeyn muſs, auf welchem die Freyheit zu einem Volke hindurch dringen kann. Wohl findet die Herrſchaft in der Sorgloſigkeit des Friedens einen bequemen Weg, auf welchem ſie, gleich einer Schlange, ſtill und unmerklich einher ſchleicht,



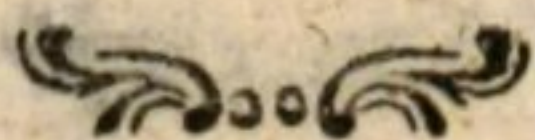
nachher an der Dummheit und Trägheit der ärmeren und an dem Egoismus der reichern Volksklasse sich allmählich in die Höhe windet, und auf der Kraftlosigkeit des einten und der Weichlichkeit des andern Theils ihren Thron errichtet, von welchem sie herabzustürzen oder nur einer von ihren Anmaßungen Widerstand zu thun, alsdenn ein halsbrechendes Wagstück ist: Aber noch immer ist die Freyheit im Sturme und Gewitter zu einem Volke heruntergestiegen; noch immer mußte sie durch Krieg und blutigen Kampf errungen und verdient werden: Freyheit und Rechte können nicht erbetelt, sie müssen verlangt und erkämpft werden, denn kein Herrscher giebt sie freywillig, und was er noch ungerne giebt, ist nichts als Almosen und Gnade.

Vielleicht ist es aber auch nothwendig, daß Sturm und Gewitter der Freyheit vorangehe, damit die verpestete Luft, in welcher ein Sklaven-Volk athmet, von faulen und giftigen Dünsten gerei-



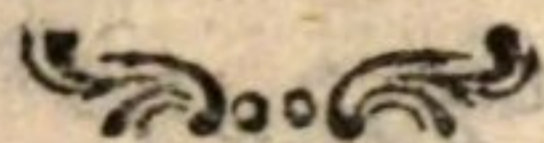
reiniget werde; denn der Krieg ist es, welcher die Körper- und Geisteskräfte eines Volks in eine braufende Gährung setzt, das Gute vom Schlechten, das Reine und Gefunde vom Unreinen und Siechen abföndert, jenes loswickelt und in die Höhe treibt und dieses herunter sinken läßt.

Der Krieg ist es, welcher ein Volk von der behaglichen Ruhe des blinden Gehorsams, vom trägen Geiste der Knechtschaft, von der kriechenden Verehrung vergötterter Menschen, von der engherzigen und zaghaften Selbstsucht, von Slavensinn und Todesfurcht entwöhnt, und dagegen Freyheitsliebe, Schätzung der Menschen- und Bürgerrechte, Selbstgefühl, Thätigkeit, Anstrengung, Gemeinfinn, Tapferkeit, Edelmuth in der Hingebung seiner selbst für eine groſse und gemeine Sache, Patriotengeist, Vaterlandsliebe, Todesverachtung, mit einem Wort solche Gefinnungen bey einem Volke weckt, übt, belebt, anfeuert, nährt und stärkt, welche eigentlich den Charakter eines freyen Volks ausmachen,



und ohne welche die Freyheit noch nie bey einem Volke eine bleibende Stätte gefunden hat.

Der Krieg ist es, welcher eben darum, weil er Arbeit und Kampf, Blut und Leben kostet, die Freyheit, die durch ihn erworben werden muß, um so viel werther macht: denn der Mensch schätzt den Werth der Dinge nach dem Preiße, welchen sie ihn gekostet haben: Das Blut der Edlen, welches in der ersten Schlacht um Freyheit fließt, ist der mächtigste Sporn für ihre Waffenbrüder und Mitbürger, auch an ihrem Theile mit all' ihrer Kraft die gemeine Sache zu erkämpfen und zu behaupten, damit das Blut der Edlen nicht umsonst geflossen sey: Und die für Freyheit und Recht auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden der Vorzeit, lassen ihren Nachkommen die große Lehre zurück, daß sie die schimpflichsten und schwersten Ketten verdienen, wenn sie den Schatz ihrer Rechte und Freyheiten, den sie ihnen um den theuersten Preiß, den der Mensch geben kann, um Blut und Leben

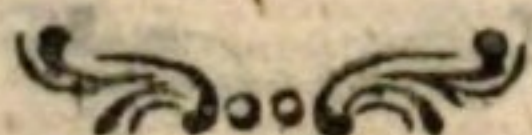


erworben haben, sich jemals im Schlummer der Trägheit hinterlistig entziehen oder in der Ohnmacht einer zaghaften Muthlosigkeit gewaltsam entreißen lassen.

Der Krieg ist es, welcher durch Noth und Gefahr groſse Männer erzeugt und bildet, die sich über kleine Rückſichten erheben und nur für's Gemeinwohl leberr und würken; die ohn' Eigennutz aus reinem Gefühl der Ehre, aus ſtolzem Bewußtſeyn, aus Trieben des Vaterlandes nach Thaten ringen, und Beyſpiele geben, in welchen die Nachkommen das Muſter des Patrioten, und den Maafſtab ihres eignen Werths und Unwerths finden.

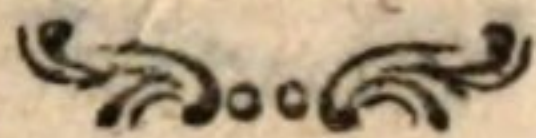
Mag es alſo weichen Seelen noch ſo hart klingen, dennoch iſt es wahr, Krieg iſt die Wiege der Freyheit: Kein Volk kann Freyheit erringen, wenn es den Krieg fürchtet; und kein Volk kann ererbte Freyheit behaupten, wenn es nicht zum Kriege bereit und gerüſtet iſt.

Wenn



Wenn denn aber die mühevolle Arbeit durch das Gelingen, der Krieg durch den Sieg, der Kampf durch den Preiß belohnet wird; wenn das grofse Ziel, nach welchem alle strebten, und für welches die Edelsten sich hingaben, endlich erreicht; wenn Freyheit und Recht durch Muth und Tapferkeit errungen und behauptet ist: welch ein grofses, herrliches Schauspiel ist dann der Triumph eines solchen Volkes, welches im ersten hohen Gefühl seiner Selbstständigkeit, seiner Würde und Ehre aus dem wohlverdienten Freudenbecher trinkt, den ihm das Vaterland darreicht.

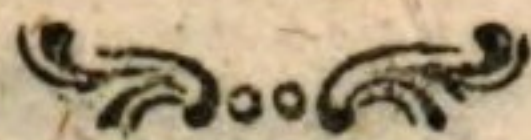
In festlichen Versammlungen überläfst es sich einem Wonnegenuss, dem kein andrer gleich kömmt, weil er das Gröfste und Wichtigste, Freyheit und Glück eines ganzen Volkes zum Gegenstand hat, und weil bey keinem andern die Theilnehmung so innig, so allgemein, so brüderlich ist: Die Erinnerung an den ehemaligen Zustand der Bedrückung, an die Schmach und Schande der Knechtschaft,
an



an die Grösse der überstandenen Gefahr; das Andenken an die Thaten der Männer und Brüder, die im Kampfe den Heldentod für's Vaterland starben; das Lob der Patrioten und Helden, die anwesend im Glanze ihrer Tugend und Tapferkeit die Zierde des Festes sind; die Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, wie es war, werden sollte, und nun ist; die Ansicht eines izeit entstandenen Volks, freyheitsstolzer Männer und Jünglinge, froher und festlich geschmückter Weiber und Mädchen und Kinder, deren einzelne Stimmen sich in das allgemeine Freudengestümmel verlieren; der Blick in die Zukunft, wo ihm die Nachkommen als ein freyes und glückliches Volk in einem schönen und heitern Bilde begegnen; Diefs alles erregt die feligsten Empfindungen, die sich zu einem einzigen hohen und gemeinsamen Wonnegefühl vereinigen, das in den mannigfaltigsten Aeufferungen sichtbar wird.

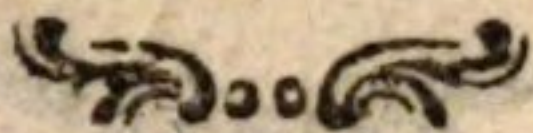
Ein Wonnegefühl, das sich selbst dem Her-

zen



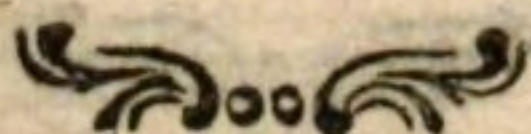
zen der Väter, der Mütter und Gattinnen mittheilt, die den Verlust ihrer Männer und Söhne zu beweinen haben: Ihr eigner Verlust schmerzt sie minder, weil er Gewinn für's Vaterland war: In die Thränen des Vaters um seinen Sohn mischen sich Thränen der Freude über die Rettung des Vaterlandes, und er glaubt in den Söhnen der Freyheit, die in jugendlicher Kraft vor ihm stehen, Ersatz für den seinen zu sehen: Durch den Stolz, dem Vaterlande einen Helden geboren zu haben, der ihm sein Leben opferte, werden die Thränen der Mutter vertrocknet, und die Thränen der Witwe durch den Gedanken gemildert, daß der Ruhm und der Name ihres Gatten bey seinen Mitbürgern unsterblich ist, wie in ihrem eigenen Herzen.

Die Greise scheinen sich zu verjüngen, neue Kraft scheint in ihre Glieder, neue Wärme in ihr Herz, und neues Feuer in ihre Augen zu dringen; ihr Blick ruht mit Wohlgefallen auf dem wonnetrun-

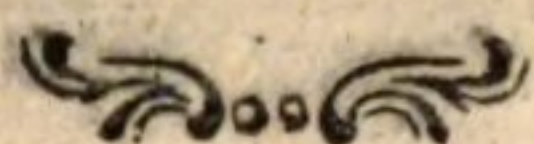


trunkenen Volk, ihre Arme erheben sich gen Himmel, ihr Mund spricht Worte des Segens und der heiligen Weihe: Sie preisen sich glücklich, noch am Rande des Grabes den Feyertag der Freyheit gesehen zu haben, und wünschen vor dem kommenden Abend hinübergehen zu dürfen, um ihren Vätern und Brüdern der Vorwelt, die frohe Kunde von dem Glücke der Nachwelt bringen zu können.

Das Vergnügen der Männer am Siegeskranz und an der Frucht ihrer vollendeten Arbeit äußert sich zwar nicht durch lautes Geräusch, aber es ist in der Miene der Heiterkeit und Frohheit sichtbar, die durch inneres Selbstgefühl, durch das Bewußtseyn schöner Thaten und durch die Zufriedenheit mit dem wohlgelungenen Erfolg derselben erzeugt wird: Einen hohen und würdigen Freuden genuss verschafft ihnen das Interesse und die Größe des Gegenstandes, welcher den Inhalt ihrer Unterhaltung und ihrer Gespräche ausmacht: Auf welchen rauhen und steilen Wegen sie die Höhe erstei-

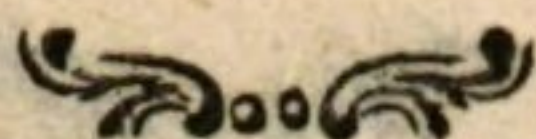


steigen mußten, die sie erzielt haben, und auf welcher sie nun von der sauern Arbeit ausruhen können: Was für Ereignisse und Begebenheiten den Kampf um die Freyheit vorbereitet, begleitet, und entschieden haben; Welches die größten Schwierigkeiten gewesen und wie man sie gehoben, welches die größten Gefahren, und wie man sich herausgeholfen habe: Welche von ihren Maasregeln, so wie von denjenigen ihres Feindes gut oder fehlerhaft gewesen, und was sie Gutes und Schlimmes nach sich gezogen: Was den guten oder schlimmen Erfolg dieser und jener Unternehmung von ihrer und feindlicher Seite bewirkt und befördert habe; wie viel davon der Klugheit oder Thorheit, der Tapferkeit oder Feigheit, der Kunst oder dem Muth, dem Glück oder Unglück beyzumessen sey; Dieß alles wird in die Erinnerung zurückgerufen und beurtheilt, damit die Erfahrung für die Ueberlegung, und die Lehre der Vergangenheit für den Nutzen der Zukunft nicht verloren gehe. Sie würdigen die Patrioten- und Waffenthaten



thaten und bestimmen den Werth und die Grösse der Männer, die sie verrichtet haben, nach dem einzig wahren und richtigen Maasstab, den freylich nur Patrioten kennen, *nach dem Antheile, den das Herz eines jeden, sich selbst vergessend an dem Schicksale des Vaterlandes genommen hat.* Auch sind ihre ernstesten Gedanken darauf gerichtet, wie die erkämpfte Freyheit für die Zukunft gegründet und gegen jede Gefahr gesichert; wie der Zügellosigkeit durch weise Geseze vorgebogen, Uebermuth und Selbstvernachlässigung verhütet werden müsse.

Lauter und geräuschvoller ist die Freude der Jünglinge: Eben das Feuer, das sie der Gefahr und dem Feinde entgegen trieb und im Kampfe ihr Blut in Wallung setzte, belebt und erhitzt auch ihren Freudengenuss am Siegesfeste: Ihr warmes und volles Herz überströmt im Wonnetau- mel, und ihre Empfindung ergießt sich in Jubel und Gefang.



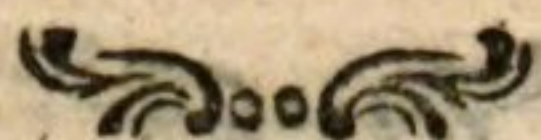
Frauen und Mädchen im Schmucke der Jugend und Schönheit zieren das Fest, erhöhen und beleben die Freude bey Musik und Tanz: Die Liebe gefällt sich nirgends besser, wie an dem Arme des Tapfern, und wenn der tapfere Mann, der heldenmüthige Streiter für's Vaterland, der Gatte, der Liebhaber, der Verlobte ist, so bietet sie ihren schönsten Reizen auf, Wohlgefallen zu erregen und Vergnügen mitzutheilen: An der Seite und am Arme des Siegers für's Vaterland fühlt sich die Gattin und das Mädchen geehrt und gehoben; beyde sind stolz darauf von einem Tapfern der Liebe gewürdigt zu werden, und ihm mit Liebe lohnen zu können, und da würden ihnen die Bewerbungen eines prinzlichen Liebhabers keine Versuchung, sondern Wahnsinn dünken.

Von dem Enthusiasmus der allgemeinen Freude werden selbst Kinder ergriffen, und während ihre Väter sich dem Freudengenuss ihrer vollendeten Thaten überlassen, machen sie sich aus der
spie-



spielenden Nachahmung eben dieser Thaten ein
eignes Freudenfest, so lange, bis sie sich in der
Freude verwirren, ihre Haufen und Reihen sich in
Lärm und Tumult auflösen, und die kleinen Krie-
ger sich dann wieder an ihre Väter schmiegen,
um auf ihrem Schoofse sich erzählen zu lassen; —
wie sie es gemacht, als sie den Feind schlugen,
und wie sie's einst auch machen müssen.

Wer hat Herz und Blut, und sollte einem
solchen Feste kalt und ruhig zusehen können, wo
ein Volk sich dem ersten gemeinsamen Freudenge-
nuß seines, durch Muth und Tapferkeit erworbe-
nen und verdienten, freyen Vaterlandes überläßt?
Wer sollte da nicht zur wärmsten Theilnehmung
sich hingezogen fühlen? Wer nicht wünschen,
daß der Freudengenuss dieses Volkes kein flüch-
tiger, bald vorübergehender Freyheitschwindel
und Wonnetaumel seyn; daß auf sein Erwachen
kein träger Schlummer, auf die angestrengte Span-
nung keine Erschlaffung, auf Kampf und Sieg keine
sorg-



sorglose Ruhe, und kein, jeden Nachbar empörendes
 Uebermuth; auf Befreyung von Ketten und
 Banden keine zügellose, sich selbst verzehrende
 Wildheit folgen; daß die erworbne und gefeyerte
 Freyheit diesem Volk durch keine Gewalt oder
 Hinterlist weder von Innen noch von Aussen wie-
 der entrissen, sondern vielmehr durch den Ver-
 stand der Weisen auf eine gute Verfassung gegrün-
 det, durch den kampfwilligen Muth, durch die
 ungeschwächte Kraft, durch die Sitten und Tu-
 genden aller Bürger behauptet, und Jahrhunderte
 hindurch unbefleckt und unverkümmert von einem
 Geschlechte zum andern möge fortgepflanzt werden!

Ein solches Volk, an welchem dieser Wunsch,
 freylich mehr und minder erfüllt ist, und welches
 dasjenige einst in der Wirklichkeit darstellte, wo-
 von das bisher gesagte nur ein mattes Gedanken-
 und Wortgebilde ist: Ein solches Volk war und
 ist noch. Dem Schauplatz, auf welchem es lebte
 und handelte, geben wir ietzt den süßen, heiligen

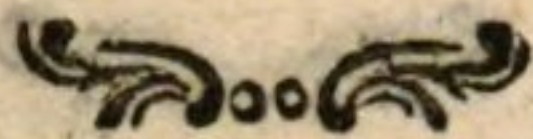
Na-



Namen Vaterland: Die Männer, welche auf demselben die schönsten Patrioten- und Heldenrollen gespielt, jene Freyheitsstifter und Vaterlandschöpfer nennen wir unsre Vorfahren, und uns ihre Nachkommen, die als solche mit der Ehre des unentweihten Namens ihrer Vorfahren, zugleich auch die Pflicht geerbt haben, ihn unbefleckt auf die Nachwelt zu bringen.

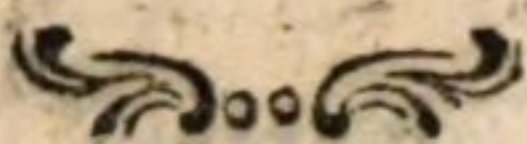
Die Sache ist vor dem Namen, und wer die Sache nicht kennt, versteht auch ihren Namen nicht: So versteht auch keiner den Namen Schweizer, ob er ihn gleich nennt und trägt, der nicht weiß, wie die Nation geworden ist, die erst, *nachdem* sie war, und dadurch *wie* sie wurde diesen Namen erhalten hat: Das Rühmliche und Ehrenvolle des Schweizernamens gehört nur demjenigen an, welcher die Pflicht erfüllt, die eben dieser Name in sich faßt, und der dasjenige zu seyn strebt, wodurch seine Vorfahren Schweizer geworden; für jeden andern ist dieser

Name



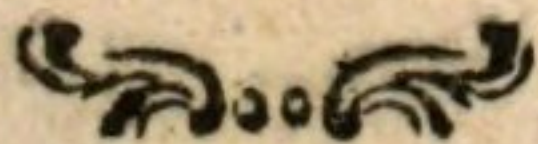
Name ein leerer Schall, oder ein beschimpfendes Brandmahl.

So kann auch keiner den Werth der Freyheit schätzen, der den Preiſs nicht kennt, um welchen ſie erworben ward, und der nicht, um eben dieſen Preiſs ſie zu behaupten und zu verdienen bereit iſt. Wer aber über dem ruhigen Genuſſe der Freyheit die Einſicht und das Gefühl ihres Werthes verloren hat, bey dem kann dieſes Gefühl nur durch den Verluſt, oder, was freylich beſſer iſt, durch die Geſchichte derſelben wieder aufgeweckt werden: Aber der Schweizer, der die ſchönſte Freyheitsgeſchichte, die irgend ein Volk aufweiſen kann, die Geſchichte ſeines Vaterlandes gleichgültig, mit ruhigem Blut und kaltem Herzen leſen, oder an der Stätte irgend einer wichtigen Scene denken kann, der mag für alles in der Welt Taugſamkeit haben, nur dafür beſitzt er ſie nicht mehr, Schweizer zu ſeyn, das zu ſeyn und zu thun, was die Männer waren und thaten, welche die Freyheit,
die



die er jetzt noch genießt obgleich nicht mehr verdient, mit eben so viel Edelmuth als Tapferkeit erworben haben.

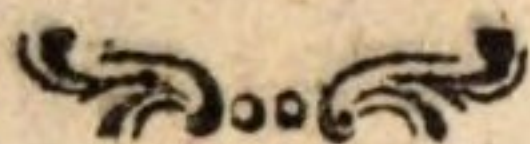
Auf dem Rigiberg stand ich an der Wiege dieser Freyheit, wo sie, obgleich noch mit kindlicher Kraft, den Drachen - Despotismus, der sie zu verschlingen drohte, wie der junge Herkules die Schlange, die ihn tödten wollte, zerdrückte und von sich schleuderte: Die größten und wichtigsten Thaten, durch welche sie mit ihren, durch Wachsthum und Uebung gestärkten Kräften ihre vielen und mächtigen Feinde besiegte, bis sie unangefochten in ihrem, bey den neuen Helvetiern errichteten, Tempel wohnen, und ihre Kinder mit Ruhe und Frieden und mannigfaltigem Wohlstande beglücken konnte; Diese Thaten schwebten in Gedanken und Bildern, wie ein fernes und großes Gemählde vor meinem



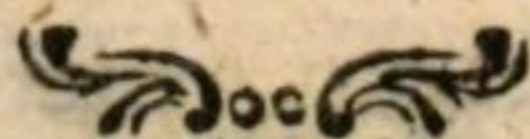
Geiste, der durch die Ansicht der Natur in ihrer schönsten Mannigfaltigkeit und in einem, dem Auge kaum erreichbaren Umfange, zu grossen Eindrücken vorbereitet war; und was ich dabey fühlte, hab' ich schon in einer meiner Vorlesungen zu beschreiben versucht. Natur und Vaterland! welche Freudenquellen! und welchem Volke fliessen sie so reichlich und so rein, wie dem Schweitzer? O dafs keiner unachtsam bey diesen Quellen vorbegehen; alle aus denselben trinken lernen; alle aus ihnen zu schöpfen in früher Jugend möchten angewiesen werden!

Was mich auf dem Rigiberg entzückte, hat mir nachher manchen sanfteren Genufs verschafft; ich versuchte mir diesen Genufs durch die Beschreibung länger und dauernder zu machen und

meine



meine bisherigen Vorlesungen sind Früchte dieses Versuchs: Seitdeme forschte ich in vielen, obgleich nicht seltenen, doch den besten Quellen der Vaterlands - Geschichte, um genauer und vollständiger damit bekannt zu werden, wie die schweizerische Freyheit vorbereitet, erkämpft und behauptet ward: Das Wichtigste von dem was ich fand, und was für Gedanken und Eindrücke das Gefundene bey mir erzeugte, werde ich in folgenden Vorlesungen darzustellen suchen: Meinem Vorsatze gemäß hätte es schon heute geschehen sollen, allein der Uebergang von dem Vergehen der alten, zum Entstehen der neuen helvetischen Nation mußte natürlich bey mir den an sich so wichtigen Gedanken an das Vergehen und Werden der Nationen überhaupt erzeugen; die Entwicklung dieses Gedankens ist mir unter der Feder zu einer



eigenen Vorlesung angewachsen, und ich würde
 es nicht bereuen, wenn sie in den Augen MHHer-
 ren! für eine nicht unschickliche Einleitung zu
 meinem künftigen *Versuch* einer *Darstellung* eines
Theils der schweizerischen Freyheitsgeschichte gelten
 kann.

Darstellung

eines

Theils der Schweizergeschichte.

III.

Vorlesung.

- - bis — 1110.

Allemanisch - Burgundische; fränkische; deutsche Herrschaft — Zustand der Schweiz unter derselben im allgemeinen — Ursprung der Waldstädte — Erstes Bekanntwerden — Charakter des freyen Volks — Bauren - und Herren - Adel — Stifter und Klöster — Leibeigene — Erste Verfassung — Reichs - Schirm.

*Sicut ante morbos necesse est cognitos esse, quam
remedia eorum; sic cupiditates prius natæ sunt, quam
leges, quæ iis modum facerent.*

L I V I U S.

■ *Non est diuturna possessio, in quam gladio indu-
cimur.*

C U R T I U S.

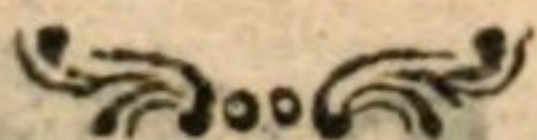
Inter impotentes & validos falso quiescas.

T A C I T U S.



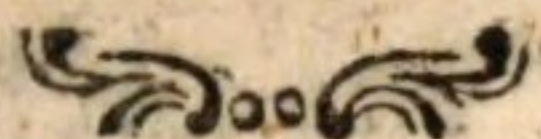
Nachdeme durch den wilden Muth und durch die barbarische Roheit der Burgunden und Allemanen die römische Herrschaft und mit derselben auch die römische Cultur in ganz Helvetien allmählich zerstört und verwüstet war, theilten sich die beyden siegenden Nationen in die eroberte Beute, so daß die Ufer der Reufs die Gränzlinien der Allemanen und Burgunden wurden. Letztere scheinen von milderem und bildsamerem Charakter gewesen zu seyn als erstere, aber beyde raubten den Einwohnern zuerst das Land und zwangen sie hernach dasselbe für die neuen Besitzer anzubauen ; denn in den Augen der nordischen Krieger war der Landbau nur Knechten oder Slaven geziemend, eben so schimpflich als beschwerlich. Der Rang des

Krie-



Kriegers bestimmte die Gröſſe des Antheils, den jeder an dem eroberten Land und den unterjochten Leuten bekommen ſollte: Jedem Krieger wurde zum mindeſten ein Bauren - Hof; viele ſolcher Bauren-Höfe zuſammen machten einen Bezirk oder *Cent* aus, über welchen ein *Centenar* das Richter - Amt verwaltete; mehrere Centen mit ihren Richtern nannte man einen *Gau*, der unter der Oberauſſicht eines Grafen ſtand, ſo wie dieſe unter der Gewalt eines Herzogs.

In dieſer einfachen, militäriſchen und eben darum deſpotiſchen Verfaſſung, vermöge welcher der Krieger *alles*, der Menſch *nichts* galt, entſtand wenig Aenderung, als ſich ungefähr hundert Jahre nach dem Sturz der römischen Herrſchaft die Franken des Landes bemächtigten: Die Könige der Franken ſetzten nun die Herzoge und Grafen in Burgund und Allemanien, um die Regierung zu verwalten, und die Einkünfte einzuziehen; unter dieſen ſtanden zwar die Güter-Befitzer als Vaſallen, aber



aber es lag ihnen gegen ihre Obern keine andere Verbindlichkeit ob, als, auf ihren Ruf gerüstet ins Feld zu ziehen, und im Grunde waren die Landesbewohner nur in zwey Klassen getheilt, die erwerbende und verzehrende. Die erwerbende Classe schmachtete in den Ketten der Leibeigenschaft und wurde kaum etwas höher als das Last- und Zug-Vieh gewürdiget: Die verzehrende Classe besaß über die erwerbende eine höchst ausgedehnte und drückende Herrscher - Gewalt, weil sie weder auf Verträge noch auf Grundsätze, sondern lediglich auf das Räuberrecht gegründet war; und selbst nach dem Geiste der wenigen vorhandenen Gesetze wurden die einten zu Herren, so wie die andern zu Sklaven geboren.

Noch schlimmer und beynahe hoffnungslos wurde der Zustand des Volkes, als die Herzoge und Grafen sich vor keinem Oberen, von dessen Willen ihre Macht abhieng, ferners scheuen mußten; als ihnen die Schwäche der fränkischen Könige

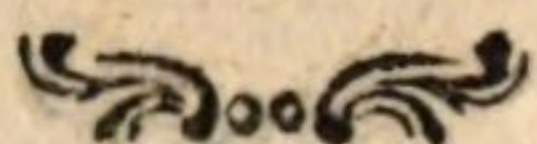
Gele-



Gelegenheit gab, das Amt, womit sie bisher bloß belehnt waren, und die damit verbundene Macht, für sich und ihre Nachkommen eigenthümlich und erblich zu machen: Da entstand eine Menge kleiner Könige, die sich freylich mit den bisherigen Titeln, Herzogen, Grafen und Freyherren, und dem allgemeinen Namen Adel, begnügten, aber sich mehr Gewalt über die Nichtadelichen anmaßten, als selbst ein König besitzen oder sich wünschen sollte: Freylich hatten diese kleinen Despoten der Dummheit und Roheit des Volkes eben so viel als der Schwäche der Könige zu verdanken.

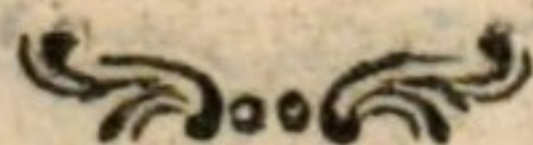
Da das Volk von der Würde der menschlichen Natur kein Gefühl, und von einem auf dieselbe gegründeten Recht, gar keinen Begriff hatte, so war weder von seinem Gefühle, noch von seinem Verstand einiger Widerstande zu erwarten, wenn ihm sein Recht entrißen und seine Würde geschändet wurde. Schon seit langem einer verächtlichen Begegnung gewohnt, *glaubte es endlich selbst, dass es*

ver-



verächtlich sey : Der kleine gnädige Herr in der Wiege schien ihm wirklich ein Wesen von anderer gar viel höherer Art und Natur zu seyn, als das Kind des Leibeigenen ; und in seiner Einbildungskraft sah der gemeine Mann eine Stufenleiter der Geschöpfe, auf welcher er zu unterst, sein hochgebietender Herr aber zu oberst, nur etwas tiefer als der König oder Kaiser, und dieser nicht weit unter dem lieben Gott selbst stand : denn man hatte früh dafür gesorgt, daß, so oft der Befehl und die Willensmeinung des Herrn dem Volke bekannt gemacht werden mußte, in den Köpfen der gemeinen Leute durch lange und pompose Titel Vorstellungen des Heiligen und Göttlichen zugleich mit derjenigen von ihrem Herrn erzeugt, und daß sie dadurch die Macht und Gröfse ihres Herrn als etwas Uebermenschliches zu denken und zu verehren gewöhnt wurden : Es kam ihnen nicht zu Sinn, zu überlegen oder zu zweifeln, ob eigentlich auch ein Mensch wie jede andere Habe durch Erbschaft oder Kauf zum Eigenthum eines anderen

Men.

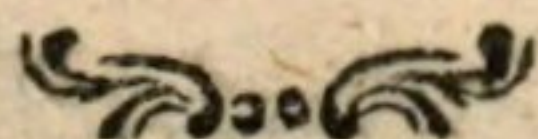


Menschen werden könne, oder, ob es auch billig und recht sey, dafs ein Mann, der die Herrschaft über sie nur einem gröfsern Räuber geraubt hatte, dieselbe ausüben dürfe, ohne, aufter seiner Willkühr und seinem Eigennutz irgend eine andere Regel statt finden zu lassen; so etwas kam ihnen nicht nur nicht zu Sinn, sondern es schien ihnen wirklich eine vorzüglich hohe Gunst und Gnade zu seyn, wenn ihnen von ihren Herren nur so viel gelassen wurde als — das Thier geniefst, wenn sie nur ihre Blöße decken, ihren Hunger stillen, und unter einem Strohdach von der fauren Arbeit des Tages ausruhen konnten.

Je unwissender und roher der Mensch ist, desto leichter kann er freylich an das Despoten-Joch geschmiedet und an Slavenketten geführt werden, und darum ist sich auch nicht darüber zu verwundern, wenn alle Freunde des Despotismus, die zwar eben nicht menschenfreundliche, aber desto consequentere und angemessnere Maxime anprei-

anpreisen und befolgen; daß man alles, was den gemeinen Mann aufklären, seine geistigen und moralischen Kräfte wecken und bilden könnte, mit allem Fleiß hindern und vorzüglich nichts bey ihm aufkommen lassen müsse, was ihn in Absicht auf Menschen - und Gesellschafts - Rechte weiser machen könnte: Glücklicher Weise waren die Despoten zu derjenigen Zeit, wo diese Maxime am gefährlichsten hätte seyn müssen, selbst zu unwissend um den Geist und die Wirkung derselben zu begreifen; sie standen in der täuschenden Einbildung, daß die Stütze des Despotismus auf einer, ihm eigenthümlichen Macht, nicht aber auf der Unwissenheit und Schwäche des Volks beruhe; sie waren daher auch minder um die Niederhaltung des Volks in seiner Geistes - Schwäche, als vielmehr um die Ausdehnung ihrer Macht besorgt. Nachdem aber der Aufklärung des Volks so mannigfaltige Mittel und Wege verschafft und eröffnet sind, so ist nun auch jene Maxime weniger gefährlich, weil der Despotismus minder über Geister als über Körper

per



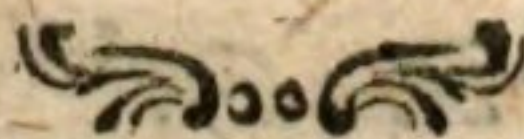
per vermag, und mit dem Henkers - Schwerdt oder mit Flinten - und Canonen - Kugeln wohl einzelne Köpfe, nicht aber Begriffe und Meinungen treffen kann.

Die Einführung des Christenthums war freylich eine wohlthätige Verfügung, wofür die fränkischen Könige Dank verdient hätten, wenn es ihre wirkliche Absicht gewesen wäre, dem Volk damit eine Wohlthat zu erweisen; aber es konnte ihm wenig wahren Vortheil bringen, weil es ihm nur noch in der rohen Gestalt des Zeitalters erschien: Die wenigsten Priester kannten dasselbe als ein Mittel zur Vervollkommnung; die meisten waren eben so unwissend, als der gemeine Mann, und die religiösen Ceremonien, die sie verrichteten, waren für sie selbst kaum etwas mehr als mechanische Handlungen, wovon sie weder Sinn noch Zweck verstanden: Andere suchten dasjenige, wodurch das Christenthum die Furcht und die Hoffnung des Menschen in Bewegung setzt, um ihn

zum

zum Guten anzutreiben, als ein Mittel zu gebrauchen, sich selbst Reichthum und Macht zu erwerben. Durch Vergabungen und Vermächtnisse an Ländereyen und Leibeigenen beeiferten sich große und kleine Herren die Fürbitte der Priester und die Gnade Gottes zu erhalten: Das Volk stand lieber unter geistlicher als weltlicher Herrschaft, weil es unter derselben weniger von der Laune eines einzigen stolzen Gebieters abhieng, nicht so hart behandelt wurde und mehr Sicherheit und Ruhe genoß; ob es gleich für diese Vortheile seine Freyheit hingeben und das Joch der Leibeigenschaft tragen mußte, so fand es doch einigen Ersatz dafür in einem bessern Lebensgenusse. Selbst der kleinere Adel begab sich gern unter den Schutz der geistlichen Herrschaft; er wollte seine Güter lieber als ein Lehen derselben ruhig besitzen, als auf seinem unsichern Eigenthume in beständiger Furcht vor der Raubgier des höhern Adels wohnen. Es war nun doch eine Macht entstanden, welche derjenigen des Adels das Gleichgewicht halten konnte, und

sic

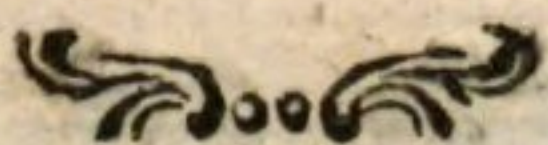


sie hätte gar viel wohlthätiger werden können, wenn die geistlichen Herren dasjenige, was den Adel verhaßt machte, Habfucht und Herrschfucht besser vermieden und die Verehrung, mit welcher ihnen das Volk entgegen kam, nicht bloß durch den äußern Pomp religiöser Ceremonien zu unterhalten, sondern mehr durch die Würde und den Glanz religiöser Tugenden zu verdienen gesucht hätten.

Als in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts das helvetische Burgund und Allemanien unter die Bottmäßigkeit des deutschen Kaiserthums kam, war auch dieses mehr eine Veränderung des Oberherren als feines politischen Zustandes. Die Kaiser hatten unaufhörlich Kriege zu führen, in welche sie entweder ein herrschfüchtiger Papst, oder ein mächtiger Nebenbuhler, oder der Uebermuth des hohen Adels, oder auch ihre eigene Habfucht verwickelte: Während solcher Kriege entstand oft ein Zustand der Anarchie, den geistliche und weltliche Herren



Herren dazu benützten, sich selbst zu vergrößern und ihr Gebiet zu erweitern: Aber eben dieses war die Ursache, daß das bisher für nichts geachtete Volk mehr Gewicht bekam und das Entstehen eines Bauren- und Bürgerstandes befördert wurde, der oft durch mancherley Freyheiten mußte gewonnen werden, mit seinem Vermögen und seinen Kräften die Parthey eines Kaisers, eines geistlichen oder weltlichen Herrn zu verstärken; denn es hatte doch endlich bey dem Volke der eben so fruchtbare als natürliche Gedanke Eingang gefunden, *daß es bey dem Dienste für seine Herren billig an sich selbst auch denken dürfe.* Die geistlichen Herren pflanzten Städte und Flecken um ihre Klöster und durch Aufhebung mancher Dienstbeschwerde so wie durch Bewilligung mancher Freyheiten suchten sie Künstler und Handwerker und Bauren an sich zu locken: Der Adel mußte nun von seiner Strenge auch etwas nachlassen, wenn er seine Leibeigenen nicht in die Flecken und Städte der Klöster entlaufen und von seinen Schlössern und Burgen



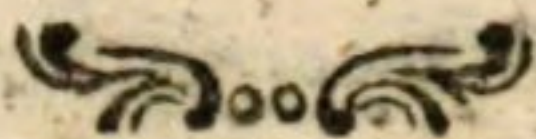
herab auf ein menschenleeres Land sehen wollte. Die Kaiser suchten die Uebergewalt des Adels durch die Begünstigung der Geistlichkeit zu brechen, erfuhren aber bald, daß sie sich dadurch einen gefährlicheren Feind geschaffen hätten als selbst der Adel war: Da glaubten sie die Macht beyde des Adels und der Geistlichkeit, die ihren guten und schlimmen Absichten immer im Wege stand, auf keine leichtere und bessere Art schwächen zu können, als wenn sie Ländern und Städten Freyheiten ertheilten, wodurch das Volk eben so viel Zuwachs an Kraft erhielt, als seinen Herren entzogen wurde; und die Kaiser selbst verschafften sich dadurch einen doppelten Vortheil: Sie bekamen für etwas, was sie nichts kostete, dasjenige, was sie am meisten bedurften — Geld und Freunde.

Da ich meiner Absicht gemäß nur von der *Freyheitsgeschichte* unsers Vaterlandes zu reden habe, so würde es zweckwidrig seyn, mich bey der Beschreibung seines Zustandes bis zum Ursprunge
der

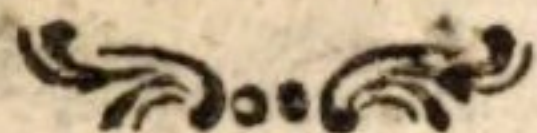


der Freyheit länger aufhalten zu wollen; denn bis auf diesen Zeitpunkt ist die Geschichte der Schweiz nicht die Geschichte eines Volks, sondern die Geschichte der Herren, die mit einander um Land und Leute, wie um Raub und Beute stritten, und was sie durch List oder Gewalt sich unterwürfig gemacht, nicht sowohl beherrschten als vielmehr als Befriedigungsmittel ihrer Selbstsucht und Leidenschaft gebrauchten. Ein Volk, welches unter dem Despoten - Joche sich selbst vergessen hat, wird nicht unbillig auch von der Geschichte vergessen, denn sie weiß nichts von ihm zu sagen, als — daß es litt und diente.

Während dem unser Vaterland von einer Menge geistlicher und weltlicher, grosser und kleiner Herren, unter einem meistens machtlosen Oberhaupte gelinder oder härter, doch im Ganzen immer mit drückender Eigengewalt beherrscht wurde, bereitete sich der Genius der Freyheit in der Mitte

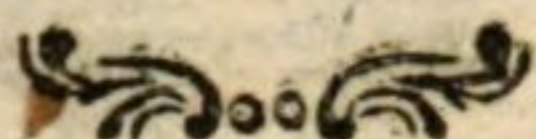


derselben, in engen Thälern und auf hohen Bergen ein Völkgen, von welchem ein großer Bund für Freyheit und Recht, eine mächtige Eidgenossenschaft freyer Männer und unabhängiger Staaten ausgehen sollte: Unbemerkt und beynahe unbekannt bildeten sich daselbst die Männer, welche die, von so vielen Herren geschmiedete und festgehaltene Despotenkette zerreißen, ein tausendjähriges Joch ab dem Nacken ihrer Brüder werfen, ein neues Volk schaffen, und ihm ein Vaterland erkämpfen sollten. Wer die Stammväter dieser Männer gewesen, läßt sich wohl nicht mit Gewisheit bestimmen. Nach einer eben nicht romantischen, auf ein sehr altes Volkslied gegründeten, und durch manche geschichtliche Nachrichten bestätigten Sage wird es sehr wahrscheinlich, daß sich entweder bey einem Wanderzug der Gothen im sechsten Jahrhundert ein Theil derselben in den Waldstädten niedergelassen, oder, daß ein Theil der Cimbrer, die sich mit den alten Helvetiern vermischt hatten, sich vor den Verwüstungen
der



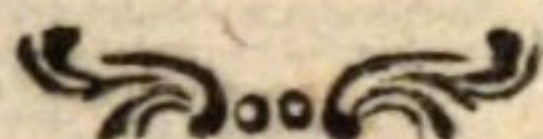
der Allemanen und Franken auf die Berge zurückgezogen, und nachher das Land allmählich wieder angebaut habe; denn die Cimbrer waren ein Stamm eben der Nation, von welcher nach der angeführten Sage, die späteren Einwohner des Schwizer Cantons herkommen sollen: Wäre es gegründet, daß die ersten Ansiedler ein Theil der Gothen gewesen, die in dem jetzigen Königreich Schweden ihren Wohnsitz hatten, was auch im siebenzehenden Jahrhundert ein Gesandter Gustaf Adolphi als einen Beweggrund brauchte, die Waldstädte zu einer Vereinigung mit diesem Monarchen gegen Oestreich zu vermögen; so würden sich weder die Nachkommen ihrer Väter, noch diese ihrer Söhnen zu schämen haben.

Den Nachrichten mehrerer Chroniken zufolge, sollen die Männer von Schwiz, Uri und Unterwalden schon unter den fränkischen Königen schöne Titel und Panner und manche wichtige Freyheiten verdient haben. Diese Nachrichten würden
ohne



ohne anders um vieles glaubwürdiger seyn, wenn sie mit keinen Legenden ausgeschmückt wären. Eterlin erzählt in seiner Chronik: — „Im Jahr acht-
 „hundert eilf haben neunhundert Mann von Uri,
 „Schwiz und Unterwalden den Saracenen eine
 „Schlacht geliefert; da seyen ihnen die Engel zu
 „Hülfe gekommen, und nach erhaltenem Siege
 „haben sie nicht nur die gebliebenen Schweizer
 „begraben, sondern, um ihr Andenken zu ver-
 „ewigen, sogar ihre Wapen auf ihre Grabmäler
 „gestochen.“ — So etwas kann freylich eine
 ganze Geschichte verdächtig machen: aber es ist
 doch im Grunde kein Beweis der Unwahrheit des
 Geschichtlichen, sondern nur eine, dem mönchi-
 fchen Geschmacke des Zeitalters angemessene, Ver-
 zierung derselben.

Die zuverlässige Geschichte der Schwizer be-
 ginnt mit einem Gränzstreit, der sich im Anfange
 des zwölften Jahrhunderts zwischen ihnen und
 dem nahe gelegenen Kloster Einsiedeln entsponnen
 hatte,



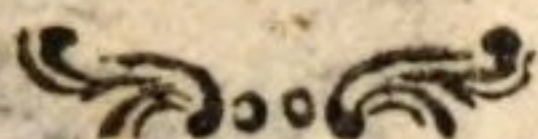
hatte, und von welchem ich in der Folge umständlicher reden werde. Damals waren Schwiz, so wie Altorf in Uri und Stans in Unterwalden bereits beträchtliche Flecken, die, weil sie in waldichten Gegenden entstanden und nach und nach von den, auf den Gebürgen zerstreuten Einwohnern immer mehr bevölkert und angebaut wurden, Waldstädte hießen, und diesen Namen bis izt behalten haben: Sie machten schon drey abgefonderte und von einander unabgängige, kleine Völkerschaften aus, die aber durch gleiche Verfassung, gleiches Interesse, gleiche Gefahren, gleichen Charakter, gleichen Lebensgenuss und durch das Band einer brüderlichen Zuneigung so innig verbunden waren, dass man den, daraus entstandenen Bund nur als eine politische Formel der schon vorhandenen Vereinigung ansehen kann.

Mit dem Anfange ihrer Geschichte treten sie als ein Hirtenvolk auf, welches die einfachen und kraftvollen Tugenden und Sitten des heroischen Zeit-



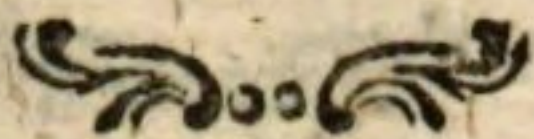
Zeitalters darstellte: Eine Mischung von Größe und Einfalt, von Edelmuth und Roheit war der Hauptzug ihres Charakters: Ein gerader Biedersinn machte sie zwar unfähig, durch die Ränke einer feinen Politik Vorthelle zu erhaschen, oder Schaden abzuwenden, aber eben solche Ränke waren gerade durch den Contrast mit ihrer Denkart, ihrem Gefühle weit schneller merkbar, als sie es dem scharffsinnigsten Politiker sind: Sie hatten ein zartes Gefühl für Recht und Unrecht, beleidigten Niemand ungereizt, konnten aber auch keine Beleidigung dulden, und waren schnell bereit mit durchgreifender Entschlossenheit jedem Unrecht kräftigen Widerstand zu thun: In wohlverwahrten Thälern hinter Felsen und Gebürgen oder auf hohen Bergen in der Nähe des Himmels wohnend, wurden bey ihnen manigfaltige Gefühle der Erhabenheit, der Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Sicherheit erzeugt und genährt, welche bey allen in einen allgemeinen Freyheitsinn zusammenfloßen, dem jede eigenwillige Herrschergewalt

un-

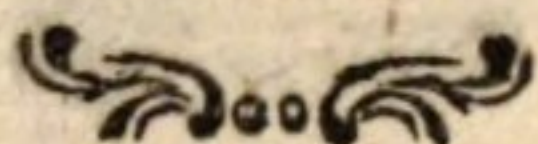


unerträglich schien: Dieser Freyheitsfinn hatte auch auf ihre Religion einen wichtigen Einfluß; er bewahrte sie vor mancher Fessel des Aberglaubens, welche damals Kaiser und Könige tragen mußten, und indem er ihnen nicht gestattete, ihre Knie vor den Menschen zu beugen, machte er sie nur desto geschickter mit wahrer, einfaltiger Herzensfrömmigkeit Gott zu verehren, und in der Vertheidigung ihrer Rechte ihr Selbstvertrauen mit dem Glauben an Gottes Schuz und Hülfe zu stärken. Es heißt ihnen nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn man bloß sagt, daß sie Tapferkeit und Muth besessen haben, man muß auch des *Edeln* und *Ruhmwürdigen* ihres Muthes erwähnen: Fern von *tollkühner Dreistigkeit*, die *zwecklos Gefahren herausfodert*, suchten sie vielmehr mit Vorsicht jede Gefahr abzuwenden, aber nie auf eine andere Weise, als bey welcher die Würde freyer Männer ungekränkt und unbefleckt blieb: Fern von *wilder Verwegenheit*, die *sich blindlings in die vorhandene Gefahr hineinstürzt*, richteten sie

auf



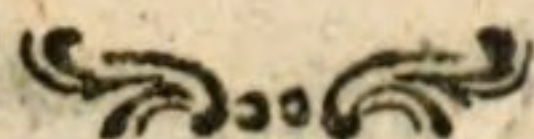
auf jede Gefahr, die nicht zu vermeiden war, einen ruhigen Blick, faßten ihre Gestalt und Größe von allen Seiten in's Auge, wählten mit bedachtsamer Ueberlegung die besten Mittel ihr zu begegnen, und giengen ihr dann mit kühnem Entschlusse und männlicher Fassung entgegen: Ferne von *Wuth* oder *Verzweiflung*, die sich selbst einem unnützen Tod überliefert, behielten sie mitten in der größten Gefahr ihre ganze Besonnenheit, kämpften mit unbefiegbarer Standhaftigkeit, wagten unerschrocken ihr Leben, aber wollten es nicht umsonst, sondern nur um den höchst möglichen Preis, um Sieg oder um vielfachen Tod ihrer Feinde dahingeben; sie scheuten den Tod nicht, aber sie wollten auch im Tode dem Vaterlande nützen, und den kämpfenden Brüdern den Sieg leichter machen. Das Klima, in dem sie lebten, die Luft, die sie athmeten, die einfache Nahrung, die sie genossen, die schwere, aber nicht erdrückende und durch manche Muffestunde unterbrochene, Arbeit, die sie verrichteten, ihre ganze Lebensweise, alles trug dazu



dazu bey, daß ihre Körper gesund und fest, kraftvoll und stark, und eben dadurch zu tüchtigen Werkzeugen ihres muthvollen Geistes wurden. Sie waren von einem edeln Gemeingeist beseelt, der in dem ganzen Volke lebte und wirkte, vermöge welchem jeder an dem, was alle angieng, und alle an dem, was den Einzelnen betraf, mit biederer Treue Theil nahmen, einer für alle und alle für einen zu stehen, immer bereit waren.

Da dieses Volk im Anfange seiner Geschichte mit einem solchen Charakter auftritt, so wird man sich nicht wundern, sondern sich leicht erklären können, wie es zugienge, daß es, während dem ein Raub- und herrschgieriger Adel sich sonst alles unterworfen hatte, den Klauen desselben entgehen und seine Unabhängigkeit und Freyheit behaupten konnte; denn auf der einen Seite mußte auch ein mächtiger Graf vor der vereinigten Kraft solcher Männer Scheu und Achtung haben, und auf der andern Seite stellte sich seiner Gierigkeit

nur



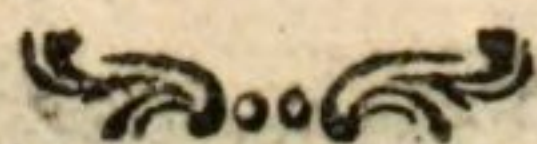
nur eine geringe und unsichere Beute dar, die ihm des gewissen und harten Kampfes nicht werth schien, den sie kosten würde, und der ihm im unglücklichen Fall höchstgefährliche Feinde auf den Hals ziehen konnte, gegen welche Leibeigene und Vasallen sein eigenes Gebiet schwerlich so gut vertheidigt hätten, wie jene ihr Vaterland.

Zwar wohnten mitten unter dem freyen Volke, besonders in Uri und Unterwalden sehr viele Edelleute, die entweder schon unter der fränkischen Regierung von den mächtigen Grafen weitläufige Güter zu Lehen bekamen und ihnen dafür zu jedem Vasallendienste bereitwillig seyn mußten; oder die auch später hin, der wilden Fehden im deutschen Reich müde, in den abgelegenen Thälern dieses braven Volks einen ruhigen und frohen Lebensgenuss suchten, sich Güter kauften und auf denselben ihren Wohnsitz aufschlugen; aber alle diese Edelleute galten, im Verhältnisse mit dem Staat, weder mehr noch minder, als jeder andere freye Mann;

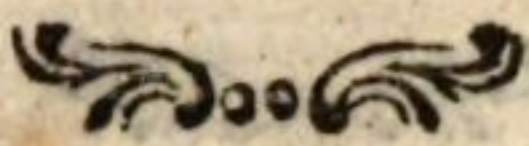


Mann; sie genossen mit ihm die gleichen Rechte, so wie sie auch die gleichen Verpflichtungen auf sich nehmen und mit ihren eigenen Leuten den Beschliessungen des Volks sich unterwerfen mußten. Ein großer Theil derselben fand so viel Gefallen an der Lebensweise der freyen Landleute, daß sie ihnen ganz gleich wurden, sich alles adelichen Prunks begaben, und sich in der Würde freyer Männer nicht minder geehrt und glücklich fühlten, als im Adelsstande: Durch den Schimpfnamen *Bauernadel*, suchte sich der Adelsstolz an ihnen zu rächen, aber wir werden in der Folge sehen, wie sie diesen Schimpf in Ehre zu verwandeln gewußt, indem sie dasjenige, was bey dem Herrenadel bloß Titel oder Vorurtheil war, in der Wirklichkeit, das heißt, wahren wesentlichen Adel in ihren Gesinnungen und Thaten darstellten.

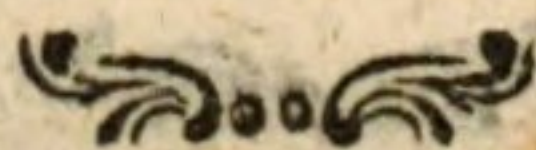
Ein anderer Theil, den schon die Benennung, *Herrenadel*, einigermaßen kenntlich macht, glaubte seine eingebildeten Vorzüge durch Stolz
und



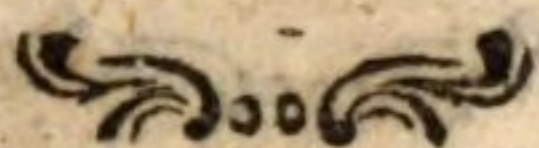
und Verachtung gegen den Landmann behaupten zu müssen; jedes Verkehr und jede Verbindung mit demselben schien ihm eine Erniedrigung zu seyn; er konnte keinen dritten Stand neben sich dulden, alles sollte entweder Knecht oder vom Adel seyn; ein freyer Mann, der weder diente noch herrschte, war ihm ein Aergerniß; daher lebte er getrennt und abgesondert auf seinen Gütern, und nicht zufrieden, blos in schönern und bequemern Häusern, als der Landmann hatte, zu wohnen, verwandelte er dieselben in feste Burgen und Schlösser, von welchen herab er einst noch das ganze Land, gegen den Zorn der Unterdrückten gesichert, zu beherrschen hoffte: Seine eigenen Bauern behandelte er izt mit größerer, oft tyrannischer Härte, begegnete den Landleuten mit trozigem Uebermuth, warf habfüchtige Blicke auf ihre Güter, und sann auf Mittel, sich dieser zu bemächtigen, und jene an das Joch seiner Knechte zu schmieden: Am meisten aber haßte er die *verbauerten* Edelleute, weil er sie als abtrünige Ueberläufer
fei.



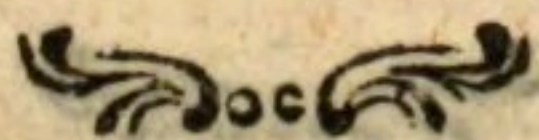
seines Standes ansah, und weil er in dem Verstand und Muth derselben, in dem Ansehen, in welchem sie bey dem Landvolk standen, in der Liebe und dem Zutrauen, womit dieses an ihnen hieng, das grösste Hinderniß seiner despotischen Absichten zu finden besorgte und wirklich fand. Diese Eifersucht zwischen dem Herren - und Bauernadel, der treue Eifer, womit letzterer an dem Interesse des Volks fest hielt, und daß dieses seinen wahren Vorthail richtig genug einfah, um mit vollem Vertrauen und seiner ganzen Kraft den Eifer seiner Freunde zu unterstützen, dieß war es, was dem höheren, nach Uebergewalt und Eigenmacht strebenden, Adel Gränzen setzte, ihn schwächte und endlich ganz stürzte, so daß er sich dem großmüthigen Volke, das ihn freundlich aufnahm, sobald er seinem Despotengeiste entsagte und nicht mehr als die Rechte eines freyen Mannes und Bürgers verlangte, entweder in die Arme werfen, oder — sich flüchten mußte.



Ein großer Theil des Landes war das Eigenthum von geistlichen Stiftern und Klöstern, die ihr Entstehen und die Erweiterung ihrer Macht und ihres Reichthumes, vorzüglich den Vergabungen des hohen Adels, dem Schutze der Päpste und der Kaiser zu verdanken hatte. Einsiedlen, Murbach im Elfaß, das Stift zu Luzern, das Frauenmünster zu Zürich, Wettingen bey Baden, Murti und Münster im Aargäu, Engelberg in Unterwalden theilten sich in den Besitz vieler Ländereyen und reicher Einkünfte, die, weil die Besitzer größtentheils außer dem Lande waren, für den Nutzen desselben verloren giengen. Wenn man auch den Stiftern und Klöstern das allerdings wichtige Verdienst, Roheit und Barbarey gemildert und zur bessern Cultur sowohl des Landes, als der Menschen vieles beigetragen zu haben, noch so hoch anrechnen; dem menschenfreundlichen Verbesserungseifer einiger frommer Mönche volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen; bey den meisten lauter edle, von aller Rücksicht auf eigenes Interesse reine, Absichten



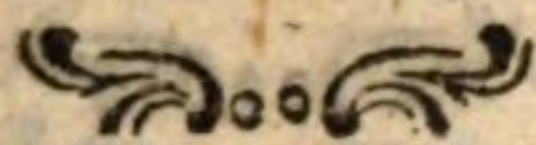
voraussetzen und das wirklich Nachtheilige oder Schädliche, was mit dem Guten und Nützlichen gemischt war, auf das gelindeste auslegen, und gar nicht in Anschlag bringen will; so kann man doch der geschichtlichen Wahrheit nicht widerstehen, daß der Vortheil und Nutzen dieser Stifter und Klöster in dem Maasse verschwand und sich in Schaden verwandelte, in welchem sich ihr Personale und ihre Bedürfnisse vermehrten, denn, wenn man auch dabey an keinen unnützen und fehlergerisichen Aufwand denkt, so mußte schon der mäßige Unterhalt so vieler Menschen die Einkünfte verzehren, die zu bessern Zwecken hätten angewandt werden können und sollen — Es war doch schon kein geringer Nachtheil für das Land, daß die Zehnden, welche sonst die Edelleute bezogen, aber den Ertrag davon im Lande selbst wieder verzehrten, an Stifter mußten geliefert werden, die außer dem Lande lagen, und dafür keinen andern Ersatz gaben, als daß sie einige Pfarrer ärmlich genug besoldeten; Ein noch größ-



ferer Nachtheil aber mußte daraus entstehen, daß, wenn die Einkünfte der Klöster für ihren gröfsern Aufwand nicht mehr hinreichten, alsdenn, den Verfügungen der Päpste und Bischöffe zufolge, dem Mangel derselben auf Unkosten der Pfarreyn mußte abgeholfen werden.

Als, z. B. in dem Stift Engelberg gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die Anzahl der Mönche bis auf vierzig und diejenige der Nonnen bis auf achtzig gestiegen war, was doch wohl dem eifrigsten Klosterfreunde zu viel dünken muß, konnten freylich die bisherigen Einkünfte nicht mehr zureichen, und da glaubte der Papst nicht sowohl durch Verminderung der klösterlichen Bevölkerung, als vielmehr durch einen Befehl Rath schaffen zu müssen, vermöge welchem die Pfarrkirche zu Stanz, über welche dem Stift freylich das Jus patronatus zustand, zwey Drittheil von seinen Zehenden an Engelberg überlassen und sich mit dem übrigen Drittheil behelfen mußte: Spä-

terhin

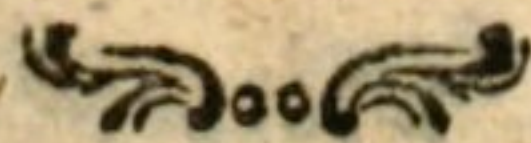


terhin brachte das Stift die Besitzungen der Kirchen zu Stans und Buochs mit allen ihren Gütern und Zubehörden an sich, und die Pfarrer und Seelforger wurden blos mit einem geringen Einkommen abgespießen. (*) Balthasar von Lucern macht hierüber eine Bemerkung, welche anzuführen mich schicklicher dünkt, als selbst welche zu machen — „ Dergleichen Gnaden der Inkorporationen der Kirchen - und Pfarreinkünfte an Stifter und Klöster waren, sagt er, bey diesen und noch lange in späteren Zeiten gäng und gebe, und das war eine der Grundursachen, daß diese zu Reichthum gelangt, jene aber meist in Dürftigkeit und eine gewisse Abhängigkeit verfallen sind. “ — Die Landleute sahen das Uebel sehr wohl ein, und allen Angaben der Geschichte zufolge, gab es damalen in ganz Europa kaum ein Ort, wo man so gesunde Begriffe von geistlichen und weltlichen Gerechtsamen hatte, wie sie in

M 2

dem

(*) Versuch einer besondern Geschichte des Freystaats Unterwalden. I. Thl.



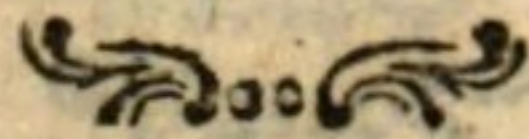
dem gemeinen Menschenverstande dieses Hirtenvolkes lagen ; daher sorgten sie nicht blos dafür der weltlichen Uebermacht zu wehren , sondern es war ihnen eben so sehr angelegen das geistliche Ansehen in seine gehörigen Gränzen zurückzuweisen , und sie benahmen sich dabey auf eine Weise , die für andere hätte Muster seyn können.

Die Einfassen auf den Besitzungen der Stifter und Klöster blieben übrigens in dem gleichen Zustande , in welchem sie sich unter dem weltlichen Besitzer befunden hatten , durch den sie an den neuen geistlichen Besitzer vergabet oder verkauft wurden : Sie waren entweder Lehenträger und Vasallen oder Leibeigene und beyde mit den gleichen Vortheilen oder Pflichten und Beschwerden , wie diejenigen des höheren Adels. Die eigenen Leute befanden sich aber nicht in einer durchaus gleichen , sondern mehr oder minder gelinden oder harten Dienstbarkeit : Die Einten waren blos mit ihrem Gut , andere aber beydes mit Leib und Gut



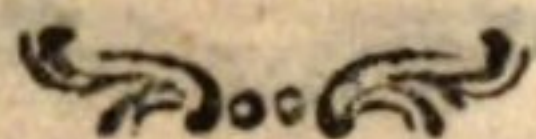
Gut an ihre geistlichen oder weltlichen Herren pflichtig: Die ersten mußten nur jährlich gewisse Güterzinsen abtragen und genossen daneben die Rechte jedes anderen freyen Mannes: Letztere aber waren auch mit ihren Personen an das Gut ihres Herrn gebunden, mußten Leibsteuern, Fall, Ehrschatz und dergleichen bezahlen, Tagwerk und Frohndienste verrichten, standen unter dem Niedergerichtszwange ihrer Herren und durften ohne Einwilligung derselben weder ihren Wohnort ändern, noch sich verheurathen: Uebrigens waren sie der Oberherrschaft der freyen Landleute unterworfen und ob sie gleich keine activen Staatsbürger waren, so mußten sie doch den Landesfatzungen gehorhamen, Steuern bezahlen, und im Fall eines Krieges mit den Landleuten zu Feld ziehen und den Staat vertheidigen helfen.

Dieses Verhältniß zum Staate hatte zwar selbst auch die Gestalt einer neuen, lästigen Dienstbarkeit, aber es war zugleich das Mittel, wodurch
sie



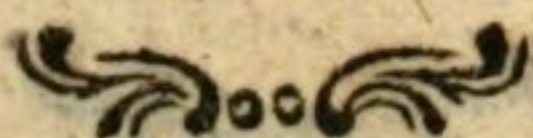
sie in der Folge zur Freyheit gelangten; denn es gab ihnen Gelegenheit, sich um den Staat verdient zu machen, und das Wohlwollen der freyen Landleute zu gewinnen, und diese befassten die edelmüthige Politik, von welcher zu wünschen wäre, daß sie in der Schweiz zu allen Zeiten und allgemein herrschend gewesen seyn möchte; daß sie nämlich dieselben lieber von ihren Fesseln frey und ihnen gleich machen, als sie so gefesselt, wie sie waren, von ihren Herren an sich bringen; ihre Kraft lieber durch den Zuwachs von freyen Männern verstärken, als über dienstbare Leute herrschen wollten: Sie waren ihnen daher allemal auf eine nachdrückliche Weise behülflich, wann und so oft sich ein Umstand hervorthat, der ihrer Befreyung von der Leibeigenschaft günstig schien. Die Leibeigenen konnten sich doch unter dem Schutze billiger Gesetze, denen ihre Herren nicht entgegen seyn durften, durch Arbeitsamkeit und Fleiß ein sicheres Eigenthum erwerben, und die häufigen Fehden, so wie die

be-

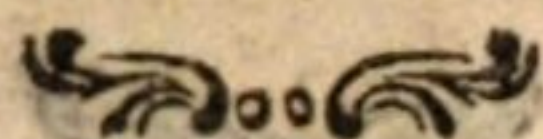


bekanten Kreuzzüge, und der Hang zu einem verschwenderischen Wohlleben erzeugten bey geistlichen und weltlichen Herren öfters genug einen drückenden Geldmangel, der nicht nur Particularen, sondern auch ganzen Dorffschaften Gelegenheit gab, mit einer wohlerworbenen Summe sich von der Dienstbarkeit los zu kaufen. Oft wurden auch die Leibeigenen von ihren Herren unentgeltlich der Dienstbarkeit entlassen und mit Freyheiten beschenkt, denn es ereignete sich nicht selten der Fall, daß sie in dem guten Willen freyer Menschen ihre eigene Sicherheit suchen mußten, wo es ihnen dann besser schien, etwas freywillig hinzugeben, als — alles zu verlieren.

Das freye Volk von Schwiz, so wie dasjenige von Uri und Unterwalden hatte schon im eilften Jahrhundert und wahrscheinlich schon früher eine höchst einfache, demokratische Verfassung, die freylich nicht das Werk eines gelehrten Gesetzgebers, sondern nur das Werk der Natur und des



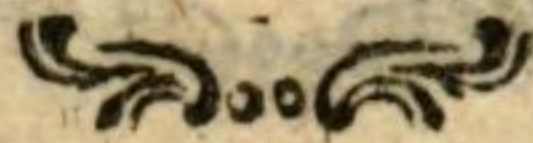
gefunden Menschenverstandes, aber auch der Lage, den Sitten und dem Charakter des Volks so ganz angemessen war, daß sie ihrem Wesen nach, eben so wie der Charakter des Volks, bis auf izt immer die gleiche blieb, und außer einer bestimmten Form keine andere Veränderung erlitten hat. Das vereinigte Volk war der Gesetzgeber und der oberste Gewalthaber; was alle thun oder wornach sich alle richten sollten, mußte von der Mehrheit des versammelten Volks beschloffen werden; von der ganzen Gemeinde wurde der Landammann so wie die Räthe und Richter gewählt, deren Person und Amt eben darum dem Einzelnen desto ehrwürdiger seyn mußte, weil sie das, was sie waren, durch das Zutrauen und den Willen des Volks geworden; ihrer Würde zu nahe treten, war eben so viel, als sich gegen das ganze Volk auflehnen: Unbescholtener Ruf und freyer Stand war das einzige gesetzmäßige Beding der Wahlfähigkeit; Armuth schloß sich selbst von Aemtern aus,



aus, die mehr Aufopferung an Zeit und Mühe foderten, als Vorthail versprachen.

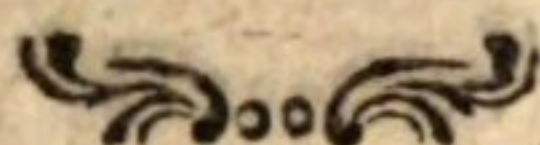
Das Verhältniß, in welchem die Waldstädte zu dem deutschen Reich standen, war ihrer Unabhängigkeit keinesweges nachtheilig: Sie hatten sich freywillig unter den Schirm des Reichs begeben, nicht um ihre Freyheit aufzuopfern, sondern um sie gegen die Uebermacht des hohen Adels desto ficherer behaupten zu können: Wann dieses geschehen sey, kann vielleicht nicht mehr ausgemacht, (*) aber desto unwidersprechlicher kann es bewiesen werden, dafs ihre Anschliefsung an
das

(*) Nach Schmid's Geschichte des Freystaats Uri, hat sich dieser Staat mit Beibehaltung seiner Freyheit im Jahr 809. in des römischen Reichs Schutz begeben: Herr Schmid beruft sich auf — einen Brief vom römischen König Ludwig in MHrn. Archiv. — Es wäre 'zu wünschen', dafs dieser Brief in seiner beigesdruckten Sammlung von Urkunden auch einen Platz gefunden haben möchte.

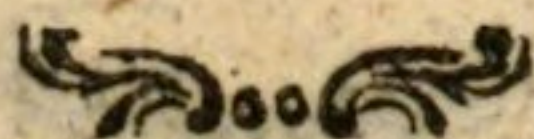


das deutsche Reich nicht nur eine, nach *ihrer* Meinung *freye*, Handlung war, sondern auch von mehreren Kaifern dafür *anerkannt* wurde: Vermöge dieses Verhältnisses sollten sie von der Macht des Kaisers gegen jede Ungerechtigkeit und Bedrückung geschützt werden, so wie sie auch an ihrem Theile als Reichsangehörige für den Vortheil des Reiches kämpfen mußten: Auf ihren inneren Zustand hatte dieses keinen anderen Einfluß, als daß ein Reichsvogt dem Blutgerichte vorstand.

Wenn, was sich nicht selten ereignete, bey großen Gefahren von dem Kaiser weder Schutz noch Hülfe zu erwarten war, so wählten sie einen von den benachbarten Grafen, von dessen Verstand und Muth sie am meisten Gutes hoffen konnten, ohne von seiner Gesinnung viel Böses befürchten zu müssen, zu einem Schirmvogt, aber nur auf eine bestimmte Zeit, oder bis das Reich wieder ein Oberhaupt hatte, welches Recht und Ordnung zu handhaben im Stande war, und allemal unter
fol-



solchen Bedingen, die ihre Freyheit und Unabhängigkeit gegen den bösen Willen solcher Interimsvögte in Sicherheit stellen konnten. Niemals war ihr Vertrauen auf den Schutz ihrer kaiserlichen und gräflichen Schirmherren so groß, daß sie sich vernachlässigt oder aufgehört hätten mit eigenem Verstand und Muth für ihre Sicherheit zu sorgen, weil sie wohl wußten, *daß ein Volk verloren ist, so bald es nur durch fremden Schutz besteht*: Auch mußte ihnen aller fremde Schirm desto gleichgültiger und verdächtiger werden, je öfterer der Fall eintrat, *daß eigentlich die Beschützten der Schutz des Beschützers seyn mußten*, und entweder in einem unglücklichen Kampfe für seine Privat-zwecke von seiner Schwäche im Stich gelassen und Preiß gegeben, oder im glücklichen Fall von seinem, eben durch ihren Beistand allzumächtig gewordenen, Schirme erdrückt wurden. Sie suchten also fremden Schutz, nicht um im Vertrauen auf denselben sorglos einzuschlafen, sondern nur um ihre eigene Kraft damit zu stärken, und
waren



waren auf das Benehmen ihrer Schutzherren nicht weniger aufmerksam, als auf dasjenige ihrer wirklichen Feinde. Was aus einem entgegengesetzten Betragen entstanden wäre, ist aus fremden Beispielen zu sehen; wie viel Schlimmes oder Gutes sie bey dem ihrigen erfahren haben, wird uns der Verfolg ihrer Geschichte lehren.

Darstellung

eines

Theils der Schweizergeschichte.

IV.

Vorlesung.

1110 — bis — 1150.

Ursprung und Wachsthum des Stiftes Einsiedeln —
wird für Schwiz gefährlich — Gränzstreit den Abt Gero
erregt — Kaiserlicher Rechtstag in Basel — Gründe des
Abts und deren von Schwiz — Urtheilspruch — Das
Sonderbare desselben — Die Schwizer wollen sich dem-
selben nicht unterwerfen — Bemerkung darüber, so wie
über die Beurtheilung unsrer Vorfahren im Allgemeinen
— Vertheidigung der Schwizer — Edles Betragen der
Urner und Unterwaldner — Spruch Kaiser Conrads —
Das Eigene desselben — Die Schwizer treten aus dem
Reichschirme — Abt Rudolph rüstet sich vergeblich —
Er bringt die Waldstädte in Acht und Bann — Wie sie
sich dabey benehmen und behaupten.

Initium semper à parvis injusta imperandi fit.

LIVIVS.

*Audendo, agendoque respublica crescit, non segni-
bus consiliis, quæ timidi cauta vocant.*

LIVIVS.

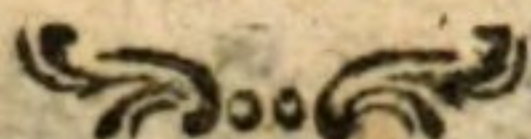
*Quod pulcherrimum, idem tutissimum est, in viri-
tute spem positam habere.*

LIVIVS.



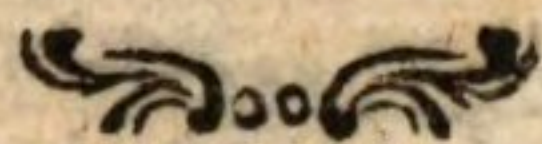
Im neunten Jahrhundert war die Gegend, wo jetzt am Flüßgen Alp das Kloster Einsiedeln in einer, seinem Reichthum und seinem Rufe angemessenen, fürstlichen Pracht sich hoch und stolz erhebt, nur noch eine unbewohnte Wüste, die bis an die Gränze des Landes Schwiz den Grafen von Raperschweil zugehörte. Mitten in dieser waldigten Wüste lebte Graf Meinrad, von Jugend auf an Menschenfcheu und Weltverachtung gewöhnt, einsam und abgeschieden in einer Hütte, die er sich selbst erbaut hatte, wahrscheinlich nicht ohne Unterstützung seiner vornehmen Verwandten, weil neben seiner Hütte eine Capelle entstand und seine Habschaft die Begierde einiger Bösewichter reitzen konnte, den wehrlosen Einsiedler zu zermorden, für

wel.



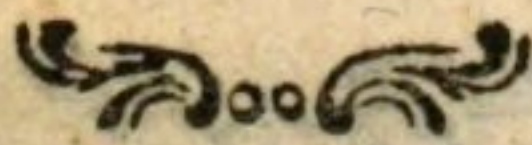
welches Verbrechen sie in Zürich am Rad und im Feuer büßen mußten. Nach dem Tode des Einsiedlers zerfiel auch seine Wohnung und lag unter Gesträuch und Dornen begraben, bis nach mehr als achtzig Jahren ein anderer reicher Mann von hohem Adel, Benno mit Namen, sich berufen glaubte, den Fußstapfen Meinrads nachspüren und seine Wohnung herstellen zu müssen. Dieser hatte aber nicht bloß ein einfames Leben in harter Enthaltung und verborgener Andacht, sondern die Begründung eines Klosters zum Augenmerke, ließ den Wald gegen den Ezel ausreuten, um sich Raum zu machen, und legte auf der Ebene eines nahen Berges ein Dorf an, welches noch jetzt seinen Namen trägt. Das Feyerliche und Schauerliche der Gegend, wo Benno's Wohnung stand, welches schon an sich geschickt war ungewohnte Gefühle zu erzeugen, lockte früh viele Wahlfahrter herbey und legte den Grund zu dem, was der Ruf des Wunderbaren hernach vollendete. Benno konnte nicht nur den schnellen

Wachs.

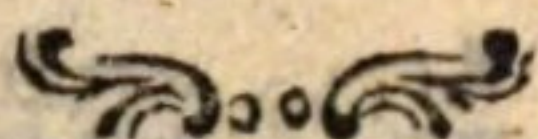


Wachsthum seiner religiösen Anlage mit Vergnügen sehen, sondern auch mit der Hoffnung sterben, daß sein Werk dauern und immer zunehmen werde, weil, der Einsiedlerchronik zufolge, ihm noch bey Lebzeiten von dem Grafen zu Rapperschweil die ganze Wildniss bis an die Landmarchen von Schwiz, und von dem Bischof von Basel die Herrschaft Sirenz im obern Elsass geschenkt ward.

Eberhard, der Nachfolger des Benno, baute nun ein Kloster, welches er der Jungfrau Maria und dem Mauritius widmete, meistens mit Geistlichen aus dem Adelsstande besetzte und den Benedictinerorden einführte: Dem Bischof soll bey der Einweihung der marianischen Capelle Christus selbst zugekommen seyn und bey diesem Anlas Messe gelesen haben. Wer diese wunderbare Einweihung für ein wirkliches Factum oder für ein göttliches Gesicht hält, muß doch wenigstens wünschen, daß dieselbe in der vorhandenen

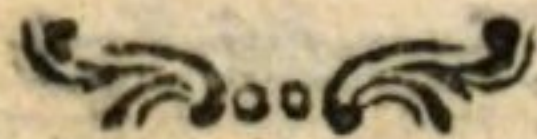


Beschreibung eine minder anstößige Gestalt erhalten haben möchte, und kaum wird ein catholischer Christ sich an Müllers natürlicher Erklärung dieser Begebenheit ärgern können. Unter Eberhard, dem ersten Abt des Klosters Einsiedeln, erhielt dasselbe durch mancherley Schenkungen einen grossen Zuwachs an Gütern und Herrschaften; noch mehr unter dem dritten Abt Gregorius, welcher der Sohn eines Königs von England und der Schwager Kaiser Otto des Grossen gewesen seyn soll, zuverlässig aber von hohem Adel war: Otto schenkte ihm grosse und einträgliche Güter am Zürichsee; Ufnau, Pfeffikon, Meilen und Uerikon, womit auch noch auswärtige Besitzungen im Thurgäu, Elsass und Schwaben vereinigt wurden, aus welchen das Kloster beträchtliche Einkünfte zog. Zunächst um dasselbe entstand nun ein ansehnlicher Flecken, welcher die Waldstadt Einsiedeln hiefs, die ganze, sonst wüste Gegend wurde von den Vasallen und Leibeigenen des Klosters in ein wohlangebautes Land ver-



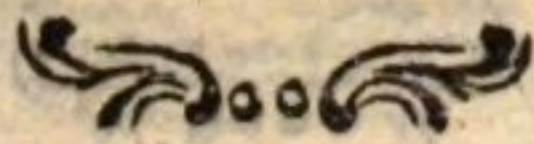
verwandelt, und auſſer den Einkünften von den eigenen Beſitzungen, ſtrömten auch von allen Seiten in der Nähe und von weiter Ferne aus der ergiebigen Quelle der Andacht, Schätze und Koſtbarkeiten herbey, womit diejenigen der meiſten damaligen Fürſten und Klöſter kaum zu vergleichen waren.

Durch dieſen ſchnellen Wachſthum an Reichtum und Macht war alſo das Kloſter Einfiedeln für das Land Schwiz bereits im zwölften Jahrhundert zu einem wichtigen und in mancher Rückſicht gefährlichen Nachbar geworden. Die Mönche des Kloſters, meiſtens Perſonen vom Adelsſtande, hatten mehr durch ihr Gelübde, als durch ihr Betragen den Weltgeiſt verläugnet, am wenigſten aber dem Adelsgeiſte entſagt: Die hohe Einbildung von ihrem Stande und die ſtolze Verachtung, womit ſie gegen jeden Bürger und Landmann eingenommen waren, erzeugte bey ihnen die böswillige Neigung, die Nachbarn aus dem



Land Schwiz ihr Uebergewicht fühlen zu lassen, und was ihrem bösen Willen gegen die Landleute eine gefährliche Kraft verleihen konnte, war auch wieder ihr Adelstand; denn vermittelt desselben standen sie nicht nur mit ihren eigenen vornehmen Verwandten, sondern auch durch diese wieder mit anderen mächtigen Herren und Grafen in Verbindung, auf welche sie desto mehr Einfluß hatten, weil sie mit der Wirkung der Bluts- und Adels-Verwandtschaft auch noch diejenige der Religion vereinigen konnten. Das Gewicht dieser Stütze war um so viel größer, um wie viel näher sich der Adel dem Kaiserthron befand als der Bürger und Landmann, und je leichter es ihm war, mittelbar oder unmittelbar die Gunst des Kaisers zu gewinnen, und sie so oder anders zu lenken: Zudem mußten es die Landleute von Schwiz in jedem Fall eines wichtigen Streites mit Einsiedeln auch noch mit dem geistlichen Oberhaupt der christlichen Welt zu thun bekommen; und so wie von dem Eifer, mit dem die Päpste

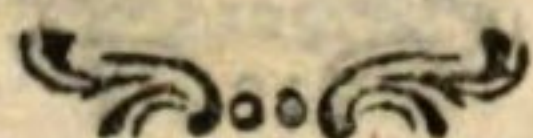
im



im mittleren Zeitalter die Ausbreitung der Mönchsorden zu befördern und ihr Ansehen zu vergrößern suchten, nichts anderes erwartet werden konnte, als daß sie die Sache des Klosters, ohne viel Rücksicht auf weltliche Gerechtsame, in Schutz nehmen werden; so war auch keine geringe Gefahr dabey, den Zorn des Papstes zu reitzen, vor dessen Macht damals Kaiser und Fürsten sich beugen, oder im fauern Kampfe um Thron und Scepter erliegen mußten.

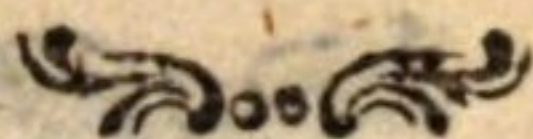
Zwar sollte man denken, daß die Schwizer mit ihrer geringen und fauer erworbenen Habe, kaum den Neid und die Eifersucht des benachbarten Klosters reitzen konnten, welches von ihrer Seite unangefochten, einen so großen Reichthum besaß, der nicht erworben werden mußte, den man vielmehr nur als Geschenk einer freygebigen Andacht in Empfang nehmen durfte: Gleichwol sollten die Schwizer von der ungenügsamen Begierde des Reichthums aus dem Erbe ihrer Väter

ge-



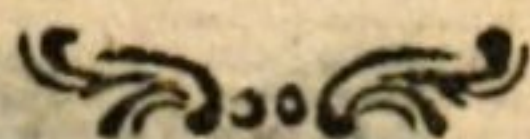
getrieben werden, und ihre Freiheit, so wie der hohe Männerfinn, den sie einflößt, schien der Herrschfucht und dem Adelsstande ein Aergerniß zu seyn, das man auch nicht dulden müßte. Einsiedeln suchte nicht nur die Gränzen seiner Besitzungen auf Unkosten der Schwizer zu erweitern, sondern ihnen auch einen noch wichtigeren Schaden dadurch zuzufügen, daß es mächtige Feinde gegen sie reizte, die ihre Freiheit bedrohten. — „ Ueberhaupt waren die Klöster den Fürsten wider „ die Völker geneigt: Sie vergaßen, daß ein „ einiger, unandächtiger Fürst auf einmal, weit „ und breit und unwiederbringlich auch ihnen „ ihre Macht und aufgehäuften Schätze nehmen „ kann.“ (*) Doch hat späterhin das mächtigste Kloster in der Schweiz ein klügeres System angenommen und nach demselben bis auf jetzt gehandelt, vermöge welchem es den Schutz einer freyen Nation mit demjenigen eines Kaisers so zu vereinigen

(*) Müllers Geschichte der Schw. Eydg.



gen gewußt, daß es entweder den Vorthail von beiden genießsen, oder sich, nach Maafsgab der Umstände an den einten oder andern halten kann.

Im Jahr elfhundert und Zehon findet sich die erste Spur eines Streites zwischen Einsiedeln und dem Land Schwiz, der freilich an sich von keiner besondern Bedeutung ist, aber dadurch eine große Wichtigkeit erhalten hat, weil er den Geist des Zeitalters und vornehmlich der streitenden Partheyen in manchen deutlichen und sprechenden Zügen darstellt, und weil er als die erste Veranlassung des Schweizerbundes, als der Saame anzusehen ist, aus welchem ein Freiheitsbaum entsprungen, dessen Aeste sich über mehrere Staaten ausgebreitet, und dessen Wurzeln so tiefen Grund gefaßt haben, daß er, obgleich von manchem Sturme heftig erschüttert, dennoch fünf Jahrhunderte hindurch sich aufrecht erhalten konnte, und noch ietzt, zwar nicht mit seinem ehemaligen Wachsthumstriebe, aber doch mit genugfamer Erhaltungskraft, nicht hoch
und



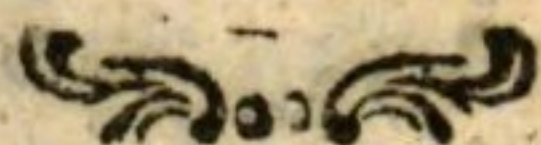
und stolz, aber stark und fest auf seinem alten Boden steht. Kaum wird mich daher der Vorwurf einer unnützen Weitschweifigkeit treffen, wenn ich mich bey der Beschreibung dieses Streites etwas länger verweile, als der innere Belang desselben zu gestatten scheint.

Ob die Gränzen von Schwiz gegen Einsiedeln sich über die Berge bis hinunter in die Thäler oder nur bis auf die Gräte (Bergrücken) erstrecken, war eigentlich der Gegenstand des Streites, den Abt Gero erregte, und welcher erst nach hundert Jahren beigelegt wurde. Sein Vorgänger Abt Rudolph hatte mancherley Aufhetzungen edeln und rühmlichen Widerstand gethan; sey's, daß er von der Rechtmäßigkeit des Besitzes überzeugt war, in welchem die Landleute von Schwiz bisher in Ansehung des Landes standen, welches er in Anspruch nehmen sollte; sey's, daß ihm das gute Vernehmen mit braven Nachbarn wichtiger schien, als die Vortheile, die er vielleicht durch einen

Pro-

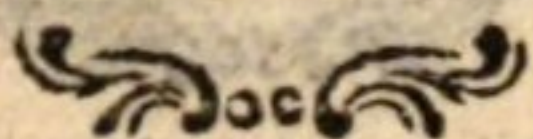


Proceß über sie erhalten konnte; oder, daß er mit einer sanften Gemüthsart den ächten Geist des Christenthums, den Geist der Mäßigung und der Friedensliebe vereinigte, der seiner Würde und seinem Stande zwar angemessen, dennoch aber an ihm ein desto größeres Verdienst war, weil in dem Charakter und Betragen seiner höheren und geringeren Standesbrüder aus der damaligen Zeit höchst selten eine Spur von diesem Geiste zu finden ist: Auch war sein Nachfolger Abt Gero von ganz anderer Gesinnung, denn er betrieb die vermeinten Ansprüche des Klosters auf eine so ungeistliche und feindselige Weise, daß den Schwizern nothwendig schien, den Graf Rudolph von Lenzburg, der bereits mit den Waldstädten in einem Bündniß stand, zu ihrem Schirmvogt zu wählen; denn, wenn sie auch gegen offene Gewalt sich selbst hätten vertrauen wollen, so mußten sie es doch wissen und fühlen, daß es ihnen für nichts so sehr an Geschick und Vermögen fehle, als — einen Proceß zu führen.

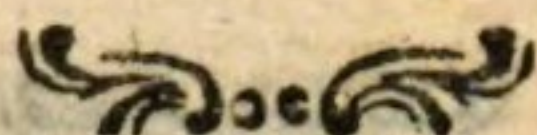


Vier Jahre verstrichen über unnützen Verhandlungen und Rechtsboten von Seiten des Abts an die Landleute von Schwiz und ihren Schirmvogt und Sachwalter, den Grafen von Lenzburg, der selbst auch wegen einigen Gütern in der Streitsache interessirt war : Alle Mahnungen des Abts vor mancherley geistliches und weltliches Hof- und Land - Gericht wurden von den Schwizern mit Recht abgewiesen, weil sie an allen diesen Gerichten partheyische Gunst und Freundschaft für den Abt gegen sich hatten, und weil sie als freye Reichsangehörige nur unter der Hoheit und dem Gericht des Kaisers standen : Als sie aber endlich auch vor das kaiserliche Gericht geladen wurden, glaubten sie dieser Ladung sich nicht widersetzen zu dürfen und waren ihr gehorsam im Vertrauen auf ihre gerechte Sache und auf den Schirm [des Kaisers.

Im Jahr elfhundert und vierzehen erschienen also beide Partheyen an Kaiser Heinrich des Fünften



ten Gerichtstag zu Basel, an welchem mehrere Bischöffe, Herzogen und Grafen dem Kaiser als Rätthe zur Seite saßen. Auf Seiten des Abts Gerold stand der Kostvogt des Klosters, Graf Ulrich von Raperschweil als Sachwalter — „ Auch förder-
„ tend (sagt Tschudi) die Grafen und Fryhern,
„ auch die Bischoffen, so an des Kaisers Hof la-
„ gend, und des Abts und sins Convents (die
„ auch all Grafen oder Freyen) Blutz-Fründ und
„ Verwandte warend, merklich des Abts Sache
„ wider die von Schwiz, wann si vermöchtend
„ vil am Kaiser, und beredtend Ine und seine
„ Rät, daß diese nachvolgende Urtheil wider die
„ von Schwiz geben ward. “ — Auf Seiten der Schwizer stand nur allein ihr Bundsgenos und Schirmvogt Graf Rudolph, der ihre Sache mit desto mehr Eifer verfocht, weil er selbst auch durch die Ansprüche des Abts zu verlieren hatte: Bey einem so ungleichen Gewichte der Partheyen konnte der Ausgang des Streites nicht zweifelhaft seyn und die Hofnung des schwächern Theils sich
blos



bloß auf das einfältige Vertrauen gründen, daß vor dem Kaisergerichte nur auf die Sache, nicht aber auf Personen gesehen werde: Indefs war vielleicht auch hier der Verlust mit einer Lehre begleitet, deren Nutzen für den Schaden des ersteren überwiegender Ersatz ist: Die Schwizer wurden hernach in Absicht auf Fürstengericht eben so mißtrauisch, als sie es bereits in Absicht auf Fürstengunst waren.

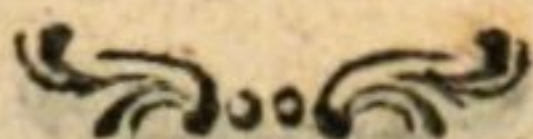
Die Rechtsklage des Abts, *daß die Schwizer eigenmächtig ihre Gränzen überschritten und sich den Grund und Boden des Klosters, auf dem sie jetzt ihr Vieh weiden lassen, wiederrechtlich angemast haben*, gründete sich auf die Auflage einiger von feinen Gottshausleuten, die auch nur wieder ein Hörenfagen zur Beglaubigung ihrer Auflage anführen konnten; und auf den Inhalt von vier Gnadenbriefen, welche das Kloster von Kaisern erhalten hatte: Die drey ersten von diesen Briefen sind aus dem zehenden Jahrhundert von den Kaisern Otto dem

dem



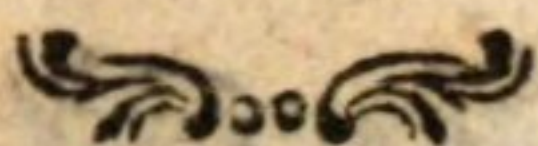
dem Ersten und Zweiten, enthalten aber nur die
Zusicherung von mancherley Freyheiten und theils
die Bestättigung von schon erhaltenen Schenkungen,
theils ein neues Geschenk, das aus einigen, am
Zürichsee gelegenen Herrschaften und Gütern be-
stand: Uebrigens findet sich in diesen Briefen
kein Wort, welches einigen Bezug auf den Gegen-
stand des Proceßes hätte: Hingegen ist in dem
Brief Kaiser Heinrich des Zweiten vom Jahr 1018.
ohne anders auf eine bestimmte Weise davon die
Rede, wie weit sich die Gränzen des, dem Stift
Einsiedeln zugehörigen, Landes gegen Schwiz er-
strecken sollen: Es heisst in dieser Urkunde, die
so wie die Gnadenbriefe von den Ottonen, bey
Tschudi zu finden sind — „ Dieweil der ehrwür-
„ dige Abt Wirand uns gebetten, daß wir den
„ Brüdern seines Gottshauses einen gewissen un-
„ wegsamen und unbebauten Wald, der eben
„ darum uns zugehörig ist (quandam sylvam in-
„ viam & incultam & hoc nostræ proprietati de-
„ putatam) zu ihrem Gebrauche überlassen möch-

„ ten,



„ ten, wenn anders etwelcher Nutzen daraus
 „ zu ziehen wäre; so haben wir diesem billigen
 „ Begehren um unsers Seelenheils, auch unfreier
 „ geliebten Gemahlin Kunigunden, der Kaiserin
 „ willen, willfahrt, und den [genannten Wald
 „ innert den, hernach begriffenen Marchen durch
 „ diesen kaiserlichen Brief dem Gottshaus zu ewi-
 „ gem Eigenthum geschenkt und übergeben. “ —
 Dann werden in diesem Briefe eben die Marken
 sehr genau angezeigt, welche von dem Abt in
 Anspruch genommen wurden.

Nach dem Inhalte dieses Briefes zu schliessen,
 sollte man glauben, dass dieser Kaiser Heinrich
 mehr Heilskummer für seine Seele und Liebe zu
 seiner Gemahlin als Regentenweisheit und Gerech-
 tigkeitsliebe besessen habe, denn sonst hätte er
 doch wohl auch wissen wollen, für's erste, ob es
 mit der Beschreibung der Wüsteney, die schon
 durch die Lüfternheit des Abts etwas verdächtig
 war, seine Richtigkeit habe, und dann, ob sie
 auch



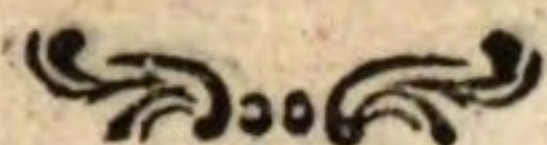
auch in diesem Fall nicht etwa schon das rechtmäßige Eigenthum eines wirklichen Besitzers sey : Auch erhellet aus diesem Briefe, daß Abt Wirand nicht bey der Gerechtigkeit des Kaisers suchen wollte, was er leichter von seiner Frömmigkeit und von der Fürsprache seiner Gemahlin erhalten konnte, die bey dem Kaiser alles vermochte, seitdeme sie ihre verdächtig gewordene ehliche Treue durch die Feuerprobe gerettet, und es durch dieses Wunder ihrem frommen Gemahl zu seiner völligen Ueberzeugung bewiesen hatte, daß er — mit seinen eigenen Augen falsch gesehen habe.

Die Schwizer hatten für das rechtmäßige Eigenthum des angesprochenen Landes zwar keinen andern Beweifs, als den, seit uralten Zeiten von ihren Vätern ererbten, und niemals bestrittenen Besitz desselben; aber dieser Beweifs mußte doch so lange für hinlänglich angesehen werden, bis die Rechtsgültigkeit neuerer Ansprüche strenge erwiesen war : Es lag also den Schwizern nicht so

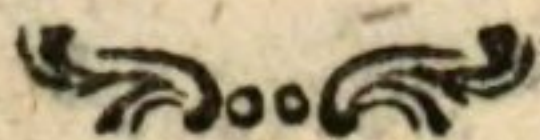
sehr



sehr ob, einen weitem Beweifs für die Rechtmäfs-
 ſigkeit ihres Beſitzes zu führen, als vielmehr die
 Rechtsgründe der neuen Ansprüche zu widerlegen
 und zu entkräften — und da ſagten ſie: „ Was
 „ die Kundſchaft der Gottshausleute betrifft, ſo
 „ kann ſie vor einem gerechten Richter von kei-
 „ nem Gewichte ſeyn, weil ſie partheyiſch iſt und
 „ weil ſie ſich nur auf leere Sagen gründet, *denn*
 „ *vom Wüſſen können die Gottshausleute nützig ſagen*
 „ *und das Hören ohne Wüſſen beſcheeret nützig.* Zu-
 „ deme iſt dasjenige, was ſie von alten Leuten
 „ wollen gehört haben, daß nämlich vor Zeiten
 „ Kaiſer Otto alles Land bis zum Uſprung der
 „ Biber und bis auf die Hochfirſte der Gebirge
 „ dem Gottshaus ſolle geſchenkt haben, durch
 „ dieſes Kaiſers Gnadenbrief ſelbſt widerlegt,
 „ weil in demſelben weder dieſer Schenkung noch
 „ der Marken einige Meldung geſchiehet: Wir
 „ und unfre Vorfahren hingegen ſind von den
 „ älteſten Zeiten her immer die einzigen Beſitzer
 „ des Landes geweſen, was ſelbſt unfre Gegen-
 par-

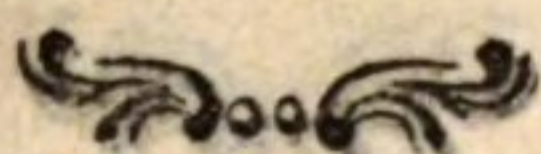


„ parthey eingestehen muß, auch sind wir in die-
„ sem Besitz bis ietzt unangefochten geblieben.
„ Was den Gnadenbrief von Kaiser Heinrich be-
„ trift, so wollen wir zwar die Aechtheit dessel-
„ ben nicht bestreiten, glauben aber dennoch, daß
„ die darinn enthaltene Schenkung unser Recht
„ nicht aufheben kann; denn seinem Inhalt zu-
„ folge war es nicht die Absicht des Kaisers unser
„ Eigenthum dem Kloster zu schenken, was er
„ auch nicht hätte thun können, weil des
„ Kaisers Macht nicht so weit reicht, aus Un-
„ recht Recht, und einen Raub zu einem recht-
„ mäßigen Besitz zu machen; allein es ist klar,
„ daß der Kaiser diese Schenkung dem Kloster
„ nur in der Voraussetzung machte, daß das
„ Vorgeben Abt Wirands, als wäre es nur ein
„ Waldland ohne Bewohner und Besitzer, was
„ er verlangte, in der Wahrheit begründet sey;
„ da aber diese Gegend von unsern Vorfahren
„ lange vor den Zeiten Kaiser Heinrichs als Ei-
„ genthum besessen und benützt worden, so war

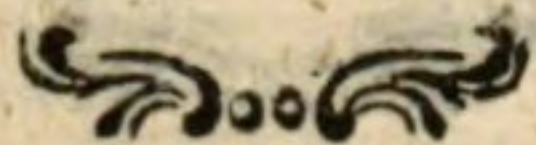


„ jenes Vorgeben falsch und der Kaiser dadurch
„ betrogen; folglich, da die Wahrheit jener Vor-
„ aussetzung das Beding der gethanen Schenkung
„ war, kann sie von keiner Gültigkeit seyn, weil
„ durch die unbestreitbare Falschheit jener Vor-
„ aussetzung das Nichtdaseyn des Bedungenen
„ erwiesen ist. So wie dem Kaiser die Besitzer
„ des Landes verheelt wurden, so wurde auch
„ den Besitzern die Errichtung des Schenkungs-
„ briefes verheimlicht, und unsere Vorfahren,
„ welche die Sache doch so nahe angieng, durf-
„ ten nichts davon wissen, weil man nicht hof-
„ fen konnte, daß sie sich ohne Widerstand
„ würden berauben lassen: Sie konnten nun frey-
„ lich gegen eine Sache, die ihnen nicht bekannt
„ war, keine Einrede machen, aber eben so we-
„ nig wollte und konnte der Kaiser den wirkli-
„ chen Eigenthümern, die ihm unbekannt waren,
„ ohne ihr Wissen und ihre Einwilligung ihre Gü-
„ ter entreißen und aus denselben eine gültige
„ Vergabung machen. Ueberdies, warum hat

„ uns

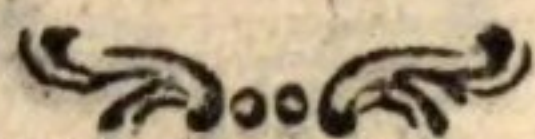


„ uns das Kloster fogar auch seit jenem Verga-
„ bungsbrief im Besitz unfrer alten Marken ge-
„ laffen? Warum hat man denselben bald hundert
„ Jahr vor uns geheim gehalten? Warum hat
„ nicht vielmehr schon Abt Wirand noch bey Leb-
„ zeiten Kaifer Heinrichs von der erhaltenen
„ Schenkung Besitz genommen? Warum anders,
„ als, weil das Stillschweigen unfrer Vorfahren
„ nothwendig schien, und weil man ihnen keine
„ Gelegenheit geben durfte, ihre Klage über er-
„ littenes Unrecht vor den Kaifer zu bringen,
„ da denn zu beforgen war, er möchte zu bald
„ einsehen, dafs er hintergangen worden, und
„ im gerechten Zorn darüber nicht nur die Schen-
„ kung zurücknehmen, sondern vielleicht das ganze
„ Kloster seine Ungnade fühlen lassen. Darum
„ glauben wir, dafs weder die Kundschaft der Gotts-
„ hausleute noch die Gnadenbriefe das Geringste für
„ die Ansprüche des Abts gegen die Rechtmäfsig-
„ keit unfers so langen Besitzes beweisen können,
„ und wir vertrauen bi üßer Landmarche ze bliben. “



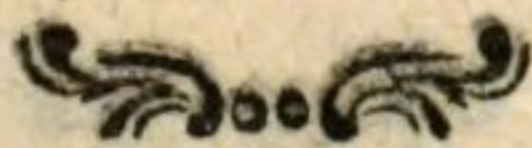
Abt Gero meinte die Gründe der Schweizer am besten durch Gemeinprüche widerlegen zu können — „ Es besitze oft menger, sagte er, „ mit Gwalt ein lange Zit, das nit sin fige, „ hundert Jar unrecht wurd nie recht; Er hoffe „ seiner Zügen Sag folle Grund haben und gnug- „ same Bewärung sin — Ouch sig es nach natür- „ licher Anzeigung gläublich, dafs vor Ziten die „ Hochfirten die rechten Marchen dero von „ Schwiz Landes gewesen, wie dann gewonlichen „ allenthalb die Hochfirten die Land unterschei- „ dind, und was si witer über die Hochfirten „ geminsset (sich angemast), daran habend si und „ Ir Vorderen das Gottshufs übernossen. “ (*) Gegen das Letztere (denn das erstere war schon widerlegt) erwiederten die Schwizer: Es komme zwar mehr darauf an, was wirklich geschehen sey, als was wahrscheinlicher Weise habe geschehen können, aber es seye auch weit natürlicher anzu-
neh-

(*) Aeg. Tschudi Chronik, Thl. I, die Hauptquelle dieses Processes.



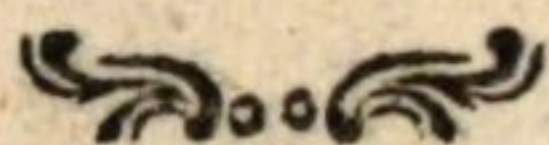
nehmen, daß die ersten Einfassen des Landes, welches doch unstreitig ihre Vorfahren gewesen, die hohen Berge, auf welchen keine Waldung aufkomme, ganz benützt und ihr Vieh auch auf der andern Seite bis hinunter in's Waldthal getrieben haben, so weit es Waid und Futter finden konnte: Auch machen die Hochfürsten nicht überall die Markscheidungen aus, wofür sie namentlich mehrere Beispiele anführten.

Der kaiserliche Urtheilspruch, durch welchen die Schwizer und Graf Rudolph verfällt wurden, gründet sich nur allein auf den Gnadenbrief des Kaifer Otto, in welchem klar und deutlich ausgedrückt werde, welchermassen Er St. Meinradszelle vor vielen Jahren gegen alle Widerfächer und ohne allen Widerspruch frey und unabhängig gemachet habe (*qualiter prædictam cellam contra omnes calumniatores ante multos annos absque omni contradictione liberam & immunem reddiderat*). Also, weil Kaifer Otto dem Stift Einsiedeln einen Gnadenbrief ertheilt hat, der es in seinen, damals



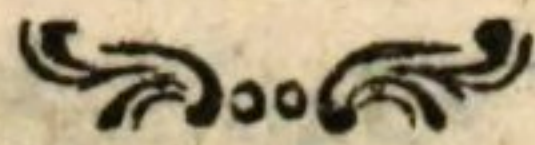
mals innhabenden, aber nicht benannten Besitzungen von aller weltlichen Herrschaft unabhängig macht, so sollte daraus folgen, wie nämlich der Richter schloß, daß die Ansprüche dieses Stiftes auf die Marken der Schwizer rechtsgegründet, und dagegen der lange Besitz derselben unrechtmäßig sey: Man sieht wohl, daß die gesunde Vernunft gegen einen solchen Schluß vieles einzuwenden hat, unter anderm auch, daß das Kloster aus dem gleichen Grunde auf das ganze heilige Römische Reich hätte Anspruch machen können; allein es heist in der Urkunde, daß das kaiserliche Urtheil nach einem Gutachten der Rechtsgelehrten (*consilio juridicorum*) gefällt worden sey, und da hatten die Schwizer freylich ihre ungelehrte Vernunft im Glauben an die höhere Vernunft der Rechtsgelehrten gefangen nehmen und sich damit bescheiden sollen, daß studirte Rechtsgelehrte es besser verstehen was Rechtes sey, als Leute, die nichts begreifen können, was nicht im Catechismus des gesunden Menschenverstandes steht.

Daß



Dafs Graf Rudolph nicht nur seinen Antheil an dem bestrittenen Land an das Stift abtreten mußte, sondern überdies noch bey dem Kaiser in Ungnade fiel, und durch das Urtheil genöthigt wurde, des Kaisers Huld mit einer Summe von hundert Pfund wieder zu erwerben, darüber ist sich eben nicht zu verwundern, denn er hatte die Sache der Landleute mit einem sehr unadelichen und allzufreymüthigen Eifer verfochten, was in den Augen des Kaisers und vornehmlich des geistlichen und weltlichen Adels an einem Grafen kein geringes Vergehen seyn konnte: Aber sehr sonderbar und merkwürdig ist es, dafs in der Urkunde des kaiserlichen Urtheils das Schenkungs-Instrument von Kaiser Heinrich, welches doch das einzige war, worinnen die bestrittenen Gränzen benannt und deutlich zum Vortheil des Klosters bestimmt wurden, mit tiefem Stillschweigen übergangen wird, als wäre es gar nicht vorhanden gewesen: Dieses Vorbeigehen des einzigen und stärksten Beweises für die Gerechtigkeit des gefällten

Ur.



Urtheils läßt sich nicht anders begreifen, als wenn man annimmt, daß das Licht, womit die Schwizer dieses Instrument beleuchtet hatten, und in welchem die Wahrheitsliebe Abt Wirands so wie die Weisheit - oder Gerechtigkeitsliebe Kaiser Heinrichs eben in keiner sehr edeln Gestalt erschienen, für das Auge des Richters so viel Unangenehmes gehabt haben muß, daß er keinen Blick mehr darauf richten mochte; und daß er die Ehre von beyden lieber mit einem klugen und schonenden Stillschweigen decken, als sie durch wiederholte Erwähnung eines ihr nachtheiligen Instrumentes der Gefahr einer strengen Beurtheilung aussetzen wollte.

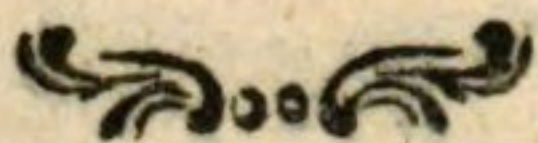
Graf Rudolph hatte geloben müssen, dem Urtheil Genüge zu thun, und, weil es ihm ein zu gefährliches Wagstück schien des Kaisers Spruch zu verachten, sich auch demselben für seine Person ohne Widerrede unterzogen. Bey den Schwizern hingegen erregte dieses Urtheil, welches ihrem

Ein.



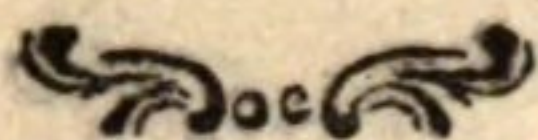
Einfaltsinn, ihren Begriffen von Recht und Ehre, und ihrem Vertrauen auf des Kaisers Schirm so sehr entgegen war, ein allgemeines Missvergnügen und sie beschloßen voll Aergerniß und Unmuth, daß sie sich demselben nicht unterwerfen, sondern ihr Eigenthum gegen jeden, der es anfechten möchte, mit Leib und Blut behaupten wollen.

Ein fremder Geschichtschreiber würde vielleicht hier die Bemerkung machen, daß sich die Schwizer durch diesen Beschluß eines offenbaren Unrechts, wo nicht gar der Rebellion schuldig gemacht haben; denn nachdem sie einmal das höchste kaiserliche Gericht anerkannt, so seyen sie verpflichtet gewesen, sich dem Urtheil desselben zu unterwerfen, es mochte wohl oder wehe thun; am wenigsten haben sie nach bereits gefällttem Urtheil in ihrer eigenen Sache Richter seyn können, und dieses veranlaßt mich, auch von meiner Seite eine Bemerkung zu machen, die ich jedem Schweizer, der die Geschichte seines Vaterlan-



landes mit Nutzen lesen will, zur Beherzigung empfehlen möchte, so wie sie auch auf alles, was ich von derselben denke und schreibe, großen Einfluß hat und haben wird.

So vernünftig, so billig und so wohl verdient die Verehrung ist, die wir für unsre Vorfahren haben, so sind wir dennoch eine noch größere Verehrung der Wahrheit schuldig, auch dann, wenn sie uns unangenehm seyn, oder ein Feind sie sagen würde. Wenn es wahr ist, daß unsre Vorfahren irgend worinn Unrecht gehabt oder gefehlt haben, so ist es eben so sehr unsre Pflicht, diesen Fehler und dieses Unrecht als solches anzusehen, als es Pflicht ist, das wirklich Gute und Große zu schätzen, was sie in ihrem Betragen und Charakter dargestellt haben. Das Vorurtheil als ob unsre Vorfahren durchaus unantastbar und ohne Fehl gewesen seyen, ist eben so schädlich, als thöricht, denn es macht uns unfähig ihren Werth und ihre Thaten richtig zu beurtheilen,

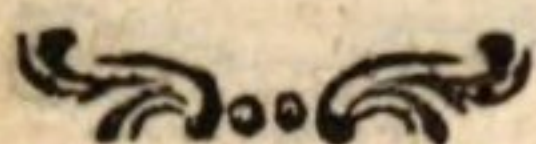


es verleitet uns wirkliche Fehler zu billigen und selbst auch zu begehen, oder hindert uns wenigstens das Nachtheilige derselben zu bemerken und zu vermeiden: Und so wie keiner ein freyer Mann ist, der kein freyes Urtheil hat, so können auch Freyheitsstifter nur in so fern wirklich geehrt werden, in so fern sich die Verehrung, die man ihnen widmet, auf ein freyes Urtheil gründet: Blinde Verehrung ziemet nur Slaven, und für Slavenverehrung würden unfre Vorfahren keine Hand bewegt und kein Schwerdt berührt haben: Ihrem Charakter zufolge müßten und würden sie ihren Nachkommen sagen — „ Seyt
„ würdige Söhne der Freyheit auch in der Beur-
„ theilung eurer Väter; wir bestrebten uns zwar
„ als biedere und freye Männer für Recht und
„ Vaterland zu handeln und zu streiten und über-
„ all zu thun, was wir sollten; und ihr thut
„ wohl daran, wenn ihr im Genusse der Frucht
„ unsrer Arbeit deß gedenket, was wir seyn
„ und thun mußten, damit ihr frey würdet;
„ auch



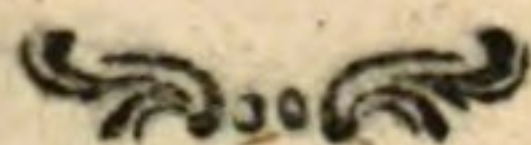
„ auch könnet ihr euch und eure Väter nicht
„ besser ehren, als wenn ihr das selbst seyt und
„ thut, was ihr an uns rühmet: Aber Mangel
„ an Einsicht und Leidenschaft haben uns zuwei-
„ len auch irre geführt und fehlen gemacht, und
„ diese Fehler eurer Väter dürft ihr nicht billigen;
„ beurtheilt sie mit Wahrheit und Freyheit, da-
„ mit ihr weiser werdet: Entschuldiget uns,
„ Söhne! aber machet es besser.

Nichts ist thörigter als die Beforgniss, als ob die Ehre unsrer Vorfahren durch eine freye Beurtheilung ihrer Thaten verkleinert werden möchte; denn, wenn sie durch etwas verkleinert werden könnte, so wäre es vielmehr gerade durch eine solche Beforgniss, die zu beweisen scheint, daß man selbst ein schlechtes Vertrauen auf dasjenige setzt, was man der Prüfung zu entziehen wünscht: Wenn gleich durch eine freye Beurtheilung hie und da ein Flecken zum Vorschein kommt, so erhält hingegen eben auch durch dieselbe



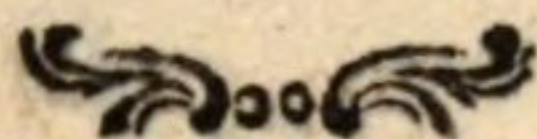
selbe Alles Schöne und Gute mehr Glanz und Zuverlässigkeit, so daß dabey für die Ehre und den Ruhm unsrer Vorfahren von dieser Seite ungleich mehr Gewinn zu hoffen, als von der andern Seite Verlust zu befürchten ist: Nicht alles Fehlerhafte ist schimpflich, es giebt fogar Fehler, die ehrenhafter als manche Tugenden sind, die ohne große Tugenden gar nicht statt finden, die nur aus dem Uebermaass des Guten entspringen, und die unsre Väter nur dann nicht begangen hätten, wenn sie weniger Redlichkeit oder Muth besessen hätten: Zudem können durch wenige Fehler viele schöne und große Tugenden nicht verdunkelt oder vernichtet werden, und wahrlich! wir werden deren auf jeden Fall an unsern Vorfahren, auch bey der genauesten und strengsten Sönderung des Fehlerhaften, noch genug übrig finden, um uns zu ihrer Verehrung angetrieben zu fühlen, und auf die Ehre von Ihnen abzustammen, stolz seyn zu dürfen, wenn wir uns nämlich derselben nicht selbst durch schlechte Gesinnungen unwürdig machen.

Allein



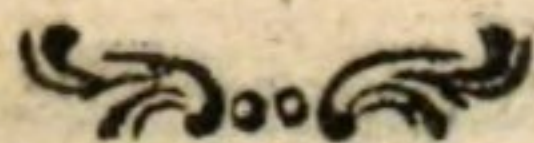
Allein so nützlich und löblich die freye Beurtheilung der Geschichte unsrer Vorfahren ist, so verächtlich und schädlich ist auch auf der andern Seite jene kleinliche Kriteley, die nur an der Schale nagt, das Wesentliche vorbeysieht, bey einzelnen Flecken sich aufhält um sie von allen Seiten sichtbar zu machen, das Schöne und Grose aber aus dem Gesichte rückt oder ins Dunkle stellt, mit einem mühsamen Eifer auf Zweifel und Schwierigkeiten Jagd macht, um bestreiten oder tadeln zu können, und die sich brüstet und groß dünkt, wenn nur dasjenige was sie sagt und behauptet auf eine auffallende Weise von demjenigen abweicht, was man bisher gedacht und geglaubt hat: Eine solche Kriteley verdient dadurch bestraft zu werden, daß man ihr gar keine Aufmerksamkeit gönnt, und damit den einzigen Zweck, den sie hat, vereitelt, welcher darinnen besteht — Aufsehen zu machen.

In Absicht auf die freyen Urtheile, die wir bey fremden Geschichts- und Reisebeschreibern
über



über unser Vaterland finden, sollten wir weder gleichgültig, noch gar zu empfindlich oder ängstlich seyn: Mancher würdige fremde Gelehrte hat mit wohlmeinender Gefinnung und aus guter Absicht über den Schweizerfreystaat dieß und jenes gesagt, wovon zu wünschen wäre, daß es von allen Schweizern und vornehmlich von unsern Häuptern ernstlich bedacht und beherzigt werden möchte; und die Stimme solcher Männer ist desto wichtiger, weil sie durch keine Vorliebe für unser Vaterland, von welcher der schweizerische Schriftsteller auch bey dem besten Willen sich kaum losmachen kann, an der richtigen Ansicht des Guten oder Fehlerhaften gehindert werden; und weil sie aus ihrem Standpunkte manche Seite unsrer Geschichte, unsrer Verfassung, unsrer Sitten und Gesetze sehen, die wir aus dem Unfrigen nicht wahrnehmen können: Auch gibt es manche nützliche Wahrheit, welche der Schweizer aus mehreren Urfachen wohl *denken*, höchstens mit Vorsicht *sagen*, aber nur der fremde Schriftsteller

schrei-

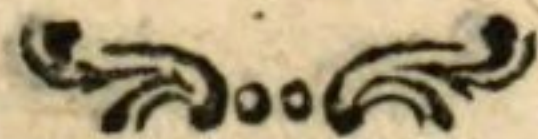


schreiben darf und welche doch nicht eher wirken wird und kann, bis sie allgemein erkannt wird. Selbst dann, wenn das fremde Urtheil nicht nur Tadel in sich faßt, sondern mit offenbar bitterer und neidischer Feindseligkeit geschrieben ist, handeln wir weiser und löblicher, wenn wir unferm gerechten Aergernisse widerstehen, das Wahre auch im ungerechten Tadel ehren, das Irrige und Falsche ruhig und kaltblütig verwerfen oder widerlegen, das Feindselige verachten, und den bittern Feindestadel zur genauern Kenntniß des Fehlerhaften benützen; als wenn wir uns kränken oder Schmähungen mit Schmähungen erwiedern.

Nach dieser Abschwweifung mache ich mir nun kein Bedenken zu gestehen, daß mich dünkt, das Betragen der Schwizer in dem Streite mit Einsiedeln möchte sich schwerlich durch Rechtsgründe vollkommen befriedigend rechtfertigen lassen. Doch scheint das Fehlerhafte in ihrem Betragen nicht sowohl darinnen bestanden zu haben, daß sie sich dem



dem Spruche des kaiserlichen Gerichts nicht unterwerfen wollten, als vielmehr darinnen, daß sie, da sie doch entschlossen waren, sich auf keinen Fall von ihrem Eigenthum treiben zu lassen, dennoch die Entscheidung darüber diesem Gerichte ohne ausdrücklichen Vorbehalt übergeben hatten; denn der erstere Fehler war nur eine Folge dieses letzteren, und ohne denselben hätte ihr Widerstand gegen ungerechte Anmaßung nicht die Gestalt der Rechtsverletzung und des Ungehorsams gegen den Kaiser erhalten können. Indefs wäre die wirkliche Unterlassung dieses Vorbehalts nur ihrer Unbekanntschaft mit der Form des Rechtes beizumessen, denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es wenigstens ihre Meinung gar nicht war, ihr bisher unbestrittenes Eigenthum einem ungewissen Richterspruche zu unterwerfen; daß sie vielmehr ihren langen Besitz vor dem Kaiser rechtfertigen, und nur seinen Schirm, nicht aber seinen Richterspruch verlangen wollten: Allein es wird sogar aus dem ganzen Gange des Proceß



ses und selbst aus dem Urtheilspruche höchst wahrscheinlich, daß dieser Vorbehalt nicht bloß in der Meinung der Schwizer lag, sondern ein wirklicher Gerichtsactus muß gewesen seyn, ungeachtet derselben nicht ausdrücklich erwähnt wird; denn obgleich in dem Urtheile die angesprochenen Marken im Schwizerlande dem Kloster Einsiedeln zugesprochen werden, so wird doch nur allein Graf Rudolph zur wirklichen Rückgabe seiner vorgeblich angemafsten Güter verurtheilt: Zudem hatte dieser Graf nur für seine Person, nicht aber für die Schwizer gelobt, sich dem Urtheile unterziehen zu wollen, und ob er gleich für seine Person denselben Genüge that, machte er sich doch kein Bedenken daraus, noch ferners als Sachwalter die Parthey der Schwizer zu nehmen, welches zu beweisen scheint, daß die Schwizer wegen irgend einem wirklichen Vorbehalt nicht die gleiche Verbindlichkeit zur Unterwerfung müssen gehabt haben, wie der Graf, denn es läßt sich nicht denken, daß dieser für andere hätte

wagen wollen, was er für sich selbst nicht
wagen dürfte.

Wem aber die Rechtfertigung des Ungehorsams der Schwizer gegen das kaiserliche Urtheil nach dem formellen Recht zweifelhaft scheint, der höre ihre eigne Vertheidigung und verurtheile sie, wenn er kann — „Unsre Vorfahren, sagten sie, „haben sich freywillig unter den Schirm der Kaiser begeben, um unter demselben desto sicherer im Besitze ihres Eigenthums zu bleiben, und „für diesen Schirm haben sie den Kaisern immer „treuen Waffendienst geleistet: Auch wir sind „zum Schirme der Kaiser zu Feld gezogen und „haben für sie gegen ihre Feinde gekämpft: Und „jezt, da ein Kaiser auch einmal uns schirmen sollte, da wir uns zum erstenmal in dem Fall „befinden, diesen Schirm zu bedürfen, erhalten „wir statt dieses Schirms, den wir suchten, einen Richterspruch, den wir nicht verlangten; „ein Urtheil, welches ohne Rücksicht auf unser



„ Recht uns dasjenige entreißt, in dessen Besitz
„ uns der Kaiser schützen sollte; ein Urtheil,
„ welches unfre Ehre eben so nachtheilig ist,
„ als unserm Eigenthum, welches uns nicht nur
„ beraubt, sondern auch uns und unfre Vorfahren vor
„ aller Welt schändet und als Leute brandmarkt,
„ die sich an fremdem Eigenthum vergriffen und
„ es räuberisch an sich gerissen haben: Einem
„ solchen Urtheile gehorsamen hiefse der Mannheit
„ entsagen, Unrecht und Schmach dulden und —
„ dessen werth seyn: Nein, wäre es auch nicht
„ um unser Eigenthum und um unfre eigne Ehre
„ zu thun, so könnten wir doch diese Schmach
„ nicht auf unsern Vätern liegen lassen; können
„ und wollen es nicht zugeben, daß die Ehre
„ unfre Vorfahren, sey's von wem es wolle, ge-
„ schändet werde. Mag der Kaiser uns seinen
„ Schirm entziehen, er hat uns noch wenig ge-
„ nützt; mag er unser Feind werden, wir wol-
„ len auch gegen Kaiser fechten, wie wir es
„ für sie thaten.

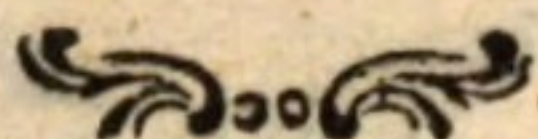
„ Wir



„ Wir wollen dem Kaiser jede Pflicht leisten,
„ aber diesem Urtheile gehorchen wir nicht. “ Dieses
war die allgemeine Gesinnung und die einmüthige
Beschliefung der Männer von Schwiz, bey wel-
cher sie, ungeachtet mehrerer Mahnungschreiben
des Kaisers, fest und unbeweglich blieben. Sie
mussten freilich besorgen, daß man sie mit Ge-
walt zum Gehorsam zwingen werde, und in die-
sem Fall hatten sie der Macht des Kaisers und der-
jenigen des Klosters und seiner Anhänger nur ihren
Muth und die Freundschaft ihrer Nachbarn von
Uri und Unterwalden entgegen zu setzen, mit de-
nen sie bereits in einem Schutzbündniss standen,
vermöge welchem sie sich gegenseitig verbindlich
gemacht hatten, einander bey ihren Ländern und
Landmarken zu beschirmen: Dieser Verbindlichkeit
aber hätte eine vorsichtige Politik in dem vorhan-
denen Fall unter höchst scheinbaren Vorwänden
sehr leicht ausweichen können. Die Bundsgenos-
sen durften ja nur sagen — „ Ehe es ausgemacht
„ ist, welches die rechten Landmarken seyen, ist
„ uns

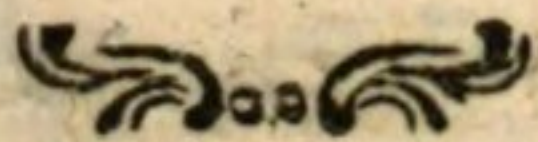


„ uns nicht zuzumuthen, daß wir uns des Kaisers
„ Spruch und Macht für eure zweifelhafte Sache
„ entgegen setzen “ — Freilich würden die
„ Schwizer erwiedert haben — „ Ihr seyt aber
„ doch schuldig uns bey denjenigen Landmarken
„ zu schirmen, die wir damals schon befassen,
„ als ihr euch mit uns verbündet hattet “ —
Allein zwischen edeln Freunden kann niemals ein
solcher Streit entstehen, denn sie fragen nicht,
sind wir schuldig Beistand zu leisten? sondern sie
fragen nur, habt ihr ihn nöthig? Als die Männer
von Schwiz denen von Uri und Unterwalden kund
gethan, wie es ihnen vor des Kaisers Gericht er-
gangen sey, und wozu sie sich entschlossen haben,
glaubten diese nichts anderes überlegen zu müssen,
als was in solchem Fall braven Männern gegen
biedere Freunde zu thun obliege: Ohne Um-
schweife und Ausflüchte gaben sie schnell den kur-
zen Bescheid — „ Liebe Nachbarn und Bundes-
„ freunde! Was unser Bund mit sich bringt
„ und ihr von uns erwartet, das werden wir thun;
„ wer-



„ werden euch bey euren Landmarchen fchirmen,
„ und zu eurem Beistande eilen, so bald ein Feind,
„ wer er seyn mag, euch mit Gewalt anfechten
„ sollte. “

Mögte irgend ein grämlicher Politiker auch in diesem Entschlusse der Männer von Uri und Unterwalden ein strafbares Vergehen gegen den Kaiser finden, so würd' es doch sehr überflüssig seyn, einen Fehler zu rechtfertigen, der, wenn es auch einer wäre, in dem Herzen und Gefühle jedes braven Mannes eine hinlängliche Vertheidigung findet. Wer sich in die Umstände hineindenkt, unter welchen dieser Entschluß gefaßt wurde, und erweget, daß er gleichsam eine Kriegserklärung gegen den Kaiser und den benachbarten geistlichen und weltlichen Adel war, der wird über der Bewunderung des Biederfinns, der Freundes - und Bundes-Treue, und der edeln Kühnheit, die aus demselben hervorleuchtet, alle Neigung verlieren an so vielem Schönen und Großen etwas Fehlerhaftes auszuspu-
ren,



ren. Wer, welcher Schweizer vornehmlich, verweilt nicht gerne bey solchen Zügen des ächten Schweizer - Charakters, der, wenn er sich noch allgemein bey uns fände, uns auch jzo noch gegen die mächtigsten Feinde von Aussen unüberwindlich machen würde. Bieder und grofs denken, und ohne egoistische oder ängstliche Rücksichten zum Beystande unsrer Bundesbrüder bereit seyn, so bald eine Gefahr sie bedroht, diefs Freunde! ist die ächte Schweizergesinnung, durch welche unsre Vorfahren fähig wurden sich und ihren Nachkommen Ehre und Freyheit zu erwerben; diefs Freunde! ist die Gesinnung, die wir nicht blos an unsern Vorfahren bewundern, nicht blos an allen Bundesbrüdern wahrzunehmen wünschen, sondern überall, wo wir können, wecken und befördern, vornehmlich aber in unsern eignen Charakter aufnehmen und in unsern Grundsätzen und Handlungen äufsern müssen. Es sey ferne von uns, den Mangel dieser Gesinnung damit entschuldigen zu wollen, dafs sie immer feltener wird; denn eben

darinn



darinn liegt eine neue Verbindlichkeit, zu verhüten, daß sie durch unfre Schuld nicht noch feltener werde: Wer Ausflüchte fucht, ist freylich des Guten und Großen schon nicht mehr fähig, aber wer noch Sinn dafür hat, wird dasselbe nicht nur mit innigem Wohlgefallen in dem Beispiele seiner Vorfahren wahrnehmen, sondern auch lieber Ihnen, als dem schlechteren Theile seiner Zeitgenossen ähnlich seyn wollen.

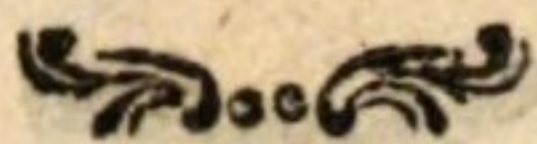
Die Standhaftigkeit der Schwizer in der Behauptung ihrer Marken wurde nur zuweilen durch kleine Neckereyen der Gottshausleute auf die Probe gesetzt, gegen welche die schwizerschen Gränzbewohner sich mit ihren Fäusten hinlänglich zu schützen wußten; aber von dem Kaiser und seinen beiden Nachfolgern erlitten sie keine wichtige Anfechtung, weil dieselben für grössere Angelegenheiten zu sorgen hatten, als die Züchtigung eines kleinen Hirtenvolks war. Erst nach dreißig Jahren brachte es Abt Rudolph bey dem Kai-



Kaiser Conrad dem Zweiten dahin, daß er die Schwizer vor einen neuen Rechtstag zu Straßburg berief, und den Spruch Kaiser Heinrichs, seines Oheims bestätigte, von welchem sein eigener Urtheilsspruch sich nur dadurch unterscheidet, daß er in demselben sich auch auf den Gnadenbrief Kaiser Heinrichs beruft und seiner lieben Gemahlin, der Kaiserin Gertrude, auf eine Weise erwähnt, die wenigstens von seiner ehlichen Zärtlichkeit ein ehrenhaftes Zeugniß abgeben kann, denn es wird ausdrücklich von ihr gesagt, daß sie des Abts Rudolphs Fürsprecherin und Fürbitlerin gewesen sey (*vir venerabilis Rudolfus — — — — nostram celsitudinem adiit suisque desideriis interventum, ac preces dilectæ conjugis nostræ, & Regni confortis Gertrudis adiens, petit*). (*) Wir wollen es weder dem Kaiser übelnehmen, daß er einer lieben Gemahlin gern auch etwas zu Gefallen that, noch der Kaiserin, daß die Ar-

muth

(*) Urkunde bey Tschudis - Chronik. I. Thl.

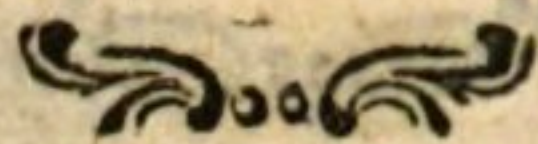


muth und Einfalt der Schwizer weniger Gewicht bey ihr hatte, als der Reichthum und die Gewandtheit eines Abts von Einsiedeln; fogar über die treuherzige Aeufserung, dafs dieses Urtheil um der Fürbitte der Kaiferin willen gefällt worden fey, wollen wir uns nicht ärgern; aber uns auch die vergebliche Mühe ersparen diese Aeufserung mit der unpartheyifchen Gerechtigkeit des Urtheils zusammen zu reimen.

Die Landleute von Schwiz unterwarfen sich dem Urtheile Kaifer Conrads fo wenig, als demjenigen seines Oheims und fprachen — „ Wenn
„ der Kaifer mit ihrem Schaden und mit Beschimpfung des Andenkens ihrer Väter ihre Alpen
„ den ungerechten Pfaffen geben wolle, fo fey
„ der Schirm des Reichs ihnen zu nichts nütze,
„ und fürhin wollen fie mit ihrem Arm fich selbst
„ fchirmen. “ (*)

Durch

(*) Müllers Gefch. d. Schw. Eidg.



Durch einen förmlichen Beschlufs entsagten sie jezt dem Schirm der Kaiser und traten aus aller Verbindung mit dem Reiche, in welcher Abfönderung sie über neunzig Jahre geblieben, und während dieser Zeit den Kaisern keine andern Dienste thaten, als welche sie durch Bitten von ihrem freyen Willen erhielten. Abt Rudolph gab sich zwar alle Mühe, den Kaiser zu gewaltsamen Maßregeln gegen die Schwizer zu bewegen, aber er konnte von ihm weiter nichts als heftige Drohungsschreiben erhalten, weil er eben mit Zurüstungen zu einem Kreuzzuge beschäftigt war, und durch Drohungen wollten sich die Schwizer nicht schrecken lassen. Da warb der Abt bey seinen benachbarten Freunden und Helfern, und wollte einen Versuch machen, was er ohne des Kaisers Beystand gegen die Schwizer vermöge; als er aber Nachricht bekam, daß die Landleute von Uri und Unterwalden denselben im Fall eines Angriffs ihre Hülfe zugesagt haben, dacht' er an Petrus und — steckte sein Schwerdt in die Scheide, weil

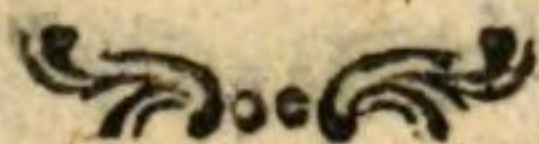


weil er nicht durch das Schwerdt umkommen wollte.

Kaum war Kaifer Conrad aus Palästina in das Reich zurückgekehrt, um es gegen den Herzog Welf von Bayern zu beschirmen, so ward er sogleich von Abt Rudolph mit neuen Klagen über die Schwizer und ihre Bundsgenossen bestürmt, allein auch dießmal erlaubten ihm seine eigenen Angelegenheiten nicht mehr für den Abt zu thun, als dafs er die Schwizer und ihre Bundesbrüder mit der Acht bedrohte, und den angränzenden Reichs-Angehörigen, besonders denen von Zürich und Lucern den Befehl ertheilte, mit ihrer Macht dem Abt wider die von Schwiz behülflich zu seyn: Aber diese hatten keine Lust für den Abt wider die Schwizer zu streiten, denn es waren Abgesandte aus den Waldstädten zu ihnen gekommen, die ihnen über alles Bericht gaben und sprachen:

„ Streitet nicht wider uns, liebe Nachbarn! denn
„ es ist uns Unrecht geschehen, ein gleiches kann

„ auch



„ auch euch widerfahren, und da werden wir deß
„ gedenken, wie ihr jezt gegen uns handelt: Es
„ könnte euch nützlich feyn an uns Freunde zu
„ haben, die einen erwiesenen Dienst nicht gern
„ unvergolten lassen, und nicht gewohnt sind ihren
„ Freunden abtrünnig zu werden, wenn sie sich
„ in Gefahr und Noth befinden “ — Die Bürger
von Zürich und Lucern gaben ihnen erwünschten
Bescheid und entliessen sie mit der Versicherung,
dass die Waldstätte auf keine Weise etwas von
ihnen zu beforgen hätten. Nun wandte sich der
Abt abermals an den Kaiser, welcher der Zudring-
lichkeit desselben bereits überdrüssig war und ihrer
los zu werden wünschte, auf der andern Seite aber
die Schwizer für ihren beharrlichen Ungehorsam
doch auch gern hätte züchtigen mögen: Er er-
klärte also die Reichsacht über die Landleute von
Schwiz und ihre Helfer von Uri und Unterwalden,
welche jedoch, da sie von keiner Gewalt unterstützt
war, bey denselben desto weniger Eindruck machte,
weil sie bey den Bürgern von Zürich und Lucern

öfnen



ofnen Markt fanden, den diese Städte vermöge ihrer Stadt-Freyheiten auch Geächteten bewilligen konnten: Die einzige Wirkung dieser Acht bestand darinn, daß nun auch die Landleute von Uri und Unterwalden aus dem Schirme des Reichs traten.

Ietzt versuchte der Abt noch ein anderes Mittel, und hofte über die fromme Einfalt der Waldstätter zu erhalten, was er über ihren Muth nicht hatte erhalten können: Er wirkte bey dem Kaiser den Befehl an den Bischof von Constanz aus, daß er die Geächteten auch noch in den Kirchenbann thun mußte — „Si aber (sagt Tschudi) gabend nützit „darumb, und hieltend Ire Pfaffen dazu, daß Si „Inen müfstend alle Gottsrecht tun.“ — Wer sich erinnert, wie fürchterlich zu derselben Zeit die Bannstralen waren, welche mächtige Wirkung sie auf den schwachen Glauben hatten, und welche Erschütterungen sie verursachten, wo sie immer hingeschleudert wurden, wird diesem kleinen Volke seine Bewunderung nicht versagen können, wenn er liest, mit wie viel Vernunft und Ruhe sie auch diesen Waffen zu widerstehen wußten: Ihr unverdorbenes Sittengefühl schützte sie gegen den Wahn; als ob eine Macht, die so oft dazu mißbraucht wurde, schreyendes Unrecht zu heiligen und Krieg und Verderben über tausend Unschuldige zu bringen, auch sie um der Vertheidigung



gung ihres Rechts willen als Verbrecher züchtigen wollte, von Gott herkommen könne; und ihr gesunder Verstand lehrte sie, die herrschfüchtigen Anmaßungen der Priesterschaft als eine Verunehrung ihres Amtes und der Religion überhaupt ansehen, die man nicht dulden, sondern wie jedes andere Unrecht bestrafen müsse. Bey aller Ehrfurcht für die Religion und den Priesterstand beurtheilten sie den Menschen im Priester und seine Leidenschaften wie jeden andern Menschen und was dieser Unrechtes that, konnte in ihren Augen durch den Priesterstand nicht zu Recht und Tugend werden, noch konnte es ihnen Religionspflicht dünken es wider ihr Gewissen und Gefühl dafür ansehen, oder gar mit blindem Gehorsam sich unterwerfen zu müssen. Geächtet und gebannt lebten sie nach wie vor getrost und unbekümmert, und es schien, als wären die Acht- und Bannstrahlen kraftlos an ihren Gebürgen zurückgeprellt. Diejenigen, welche Acht und Bann an ihnen vollziehen sollten, konnten entweder nicht oder wollten nicht; und gegen diejenigen, welche es hätten versuchen wollen, waren sie ohne Furcht zum Kampfe entschlossen. So blieben sie unangefochten mitten in der größten Gefahr, bis sie unter günstign Umständen von derselben ganz befreit wurden.

Darstellung
eines
Theils der Schweizergeschichte.

V.

Vorlesung.

1150 — bis — 1217.

Staatsreform in Unterwalden, warum sie nothwendig wurde — Bemerkung über die Pflicht des Bürgers seinen Privatvorthail dem Gemeinwohl aufzuopfern — wichtigster Punkt in dem Vertheidigungssystem eines Freystaates — wie die Staatsreform zu Stande kam — Schwierigkeit einer reinen Democratie — Graf Ulrich von Lenzburg hilft den Waldstädten von Acht und Bann — nach seinem Tode wollen sie keinen Schirmvogt mehr — erneuern ihren Bund — Graf Rudolph von Habsburg wird ihnen von Kaiser Otto als Reichsvogt aufgedrungen — verschiedene Begriffe von dem Verhältnisse der Schirmherren zu den Beschirmten — warum Rudolph von den Waldstädten als Reichsvogt anerkannt wird — Wann Republicaner sich mäfsigen, oder alles wagen müssen — Beilegung des Streites mit Einfiedeln.

*Hanc modestiam, æquitatemque & altitudinem ani-
mi ubi nunc in uno inveneris, quæ tam populi universi
fuit.*

LIVIVS.

*Nulla lex satis commoda omnibus est; id modo
queritur, si majori parti & in summam prodest.*

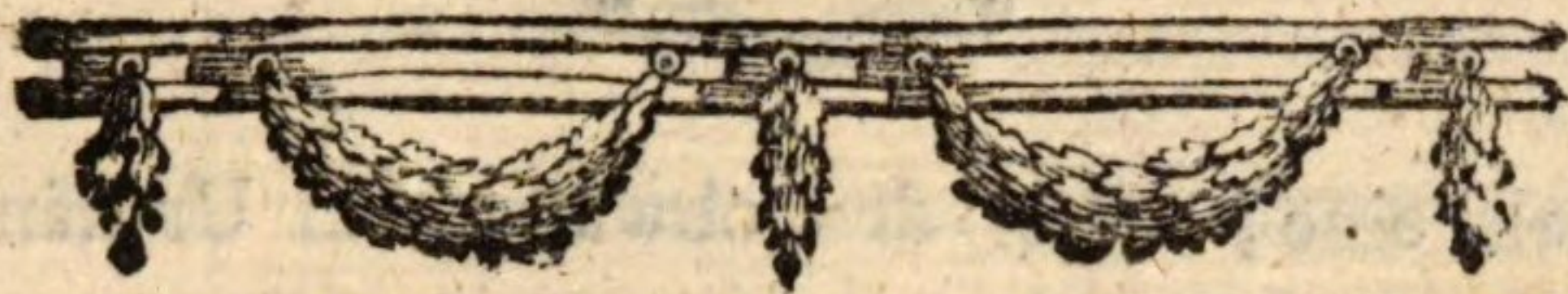
LIVIVS.

*Temerarium est ad mortem ruere velle; cum
non habes, quod morte tua serves.*

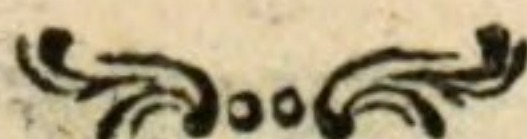
LIVIVS.

Nihil raptim & temere agendum est.

LIVIVS.

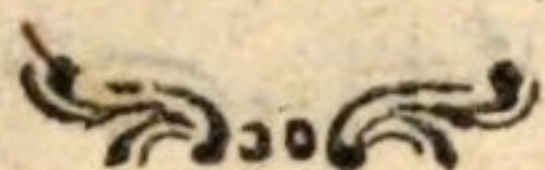


Während der Zeit als die geächteten und gebannten Schwizer mit ihren Bundesgenossen von der Macht des Reichs und der Kirche bedrohet waren, wovon sie zwar noch wenig Nachtheiliges empfanden, aber doch vieles zu besorgen hatten, und auf alle Fälle sich nur durch eine beharrliche Standhaftigkeit, durch die Zusammensetzung all ihrer Kraft, durch Muth und Einigkeit zu behaupten hoffen konnten; ereignete sich, es war im Jahr elfhundert und funfzig, in ihrer Mitte ein Vorfall, der sie mit einer Gefahr bedrohte, welche gröfser als diejenige war, die bereits ob ihnen schwebte, und von welcher sie mehr als selbst von der Reichsacht und dem Kirchenbann zu befürchten hatten; Ein Vorfall, der nichts gerin-

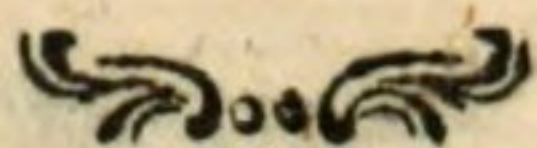


gers als eine, unter den obwaltenden Umständen, höchst missliche, Staatsreform nothwendig machte, und leicht die Ursache einer inneren Misshelligkeit und Zerrüttung hätte abgeben können, wodurch der Schweizerbund in seinem ersten Keime wäre zerstört worden.

Unterwalden, das in früheren Zeiten von dem Hauptflecken Stans, das Stanferland hiefs, ist durch einen Wald, der Kernwald genannt, in zwey ungleiche Theile getheilt, die sich in Absicht auf Bevölkerung und Umfang zu einander, wie zwey zu Eins verhalten: Der Versammlungsort für das ganze Volk lag zwar mitten im Lande zu Wyferlon, aber derjenige der Landräthe und Richter zu Stans in dem kleineren Theile nid oder unter dem Wald, und eben darum, weil in dem minderen Theile nid dem Wald eigentlich der Sitz des Regiments war, gewöhnte man sich nach demselben das ganze Land zu benennen, so dafs es den Namen Unterwalden ob und nid dem



dem Wald bekam und hernach immer behielt. Der gößere Theil ob dem Wald hatte zwar das Recht, zwey Theile des Raths und Gerichts zu besetzen, mußte aber auch, was nicht unbillig scheint, zwey Theile an der gemeinen Landessteuer bezahlen, von welcher das kleinere Volk nid dem Wald nur einen Theil abzutragen hatte: Auch war es eigentlich nicht so wohl der doppelte Theil der Steuer, als vielmehr der unbequeme Sitz der Regierung, was den Landleuten ob dem Wald allmählich beschwerlich wurde und am Ende unleidlich schien, denn daraus entstand für sie wirklich ein doppelter, nicht geringer Nachtheil: Für's erste zogen die meisten wohlhabenden Männer, welche Staatsämter bekleideten, aus den Gegenden ob dem Wald nach Stans, um nicht jedesmal, wenn Rath oder Gericht war, einen weiten und beschwerlichen Weg machen zu müssen; vielleicht mögen auch viele durch den Reitz eines angenehmeren Lebens - und Gesellschafts - Genusses angezogen worden seyn; in alleweg mußten die
Ober-



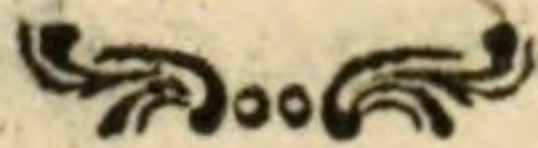
Oberwaldner dadurch ärmer an Vermögen und an wichtigen Männern werden: Und dann war auch für die gemeinen Oberwaldner die Reise nach Stans mit einem beträchtlichen Aufwand an Zeit und Geld begleitet, wenn sie vor Rath oder Gericht oder sonst etwas dort zu thun hatten, was in der Folge häufig hätte geschehen müssen, wenn Stans durch den Zusammenfluß aller Beamteten und der meisten Reichen und Wohlhabenden zum Mittelpunkt alles Verkehrs geworden wäre. Auf der andern Seite genossen die Landleute mit dem Wald einen doppelten Vortheil, der sich immer vermehren mußte: Ihr Antheil an der Landessteuer mußte in dem Verhältniß immer leichter und geringer werden, in welchem die Anzahl der Wohlhabenden bey ihnen größer wurde, weil es keine Vermögens - sondern eine Kopf - Steuer war; zudem war der Vorzug, den sie dadurch in Absicht auf Ehre, Wichtigkeit, Einfluß und jede Art des Verkehrs vor den andern Staatsmitgliedern erhielten, zu wichtig als



als dafs diese dabey hätten gleichgültig seyn können.

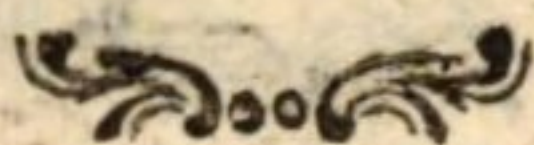
Es ist sich also nicht darüber zu verwundern, dafs sich die Oberwaldner über diese, ihnen so nachtheilige, Einrichtung beschwerten und eine Aenderung wünschten; und es läfst sich wohl begreifen, warum sie gerade damals unter den vorhandenen gefährlichen Umständen ihre Klagen und Wünsche laut und nachdrücklich hören liefsen; denn ob sie gleich die Theilnehmung an der Sache ihrer Bundesbrüder von Schwiz und ihre Vertheidigung einmüthig beschlossen hatten, so musste ihnen doch eben auch damals das Ungleiche und Unbillige der wirklichen und noch zu erwartenden gröfseren Aufopferungen und Unkosten, welche die Abwendung der obschwebenden Gefahr nothwendig machte, am fühlbarsten und drückendsten seyn: Fehler und Mißbräuche in der Staats - Einrichtung könnten lange bestehen und zunehmen, ehe sie in der Einsicht und der

Ue-

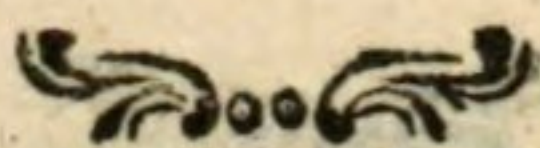


Ueberlegung des Volks einiges Hinderniß oder Widerstand fänden ; nur dann wird es einem Volk Ernst, dieselben abschaffen zu wollen, wenn sie von ihm stark und allgemein gefühlt werden. Ueberdies konnten die Oberwaldner keine günstigere Gelegenheit hoffen, dasjenige aus dem Wege zu räumen, was ihnen unbillig und drückend schien, als diese Zeit einer allgemeinen und großen Gefahr ihnen darbot, wo das Heil von allen auf dem gleichgestimmten guten Willen zu jeder Anstrengung und Aufopferung beruhte.

Man könnte freilich gegen ein solches Verfahren manches einwenden und sagen, daß es der Pflicht des guten Bürgers zuwider sey, vermöge welcher er seinen Privatvorteil dem allgemeinen Wohl nachsetzen, und ohne Rücksicht auf sich selbst nur auf die Behauptung des Letzteren denken müsse. Niemand kann von der Schönheit und Verbindlichkeit dieser Pflicht inniger überzeugt seyn als ich es bin, aber mich dünkt, wer es redlich



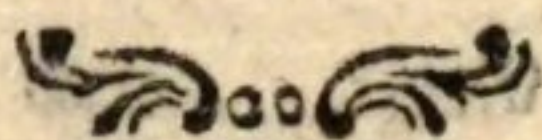
lich meint und nicht bloß mit leeren Worten spielt, muß auch zugeben, daß diese Pflicht allgemein ist, nicht bloß nur auf einem Theile der Bürger liegt, sondern von allen ausgeübt werden soll, und da wäre also die Frage: ob in einem demokratischen Freystaate, denn nur von einem solchen ist die Rede, von den einten Bürgern mehr als von den andern gefordert werden darf? Ob diejenigen, welche an dem Gemeinwohl geringern Antheil haben als andere, zur Behauptung desselben ebenso viel oder noch mehr zu thun schuldig seyen, als diese andern? Ob, im Fall der Noth, wo der Bürger für das Gemeinwohl alles wagen soll, er nicht für sich und seine Nachkommen den gleichen Antheil an eben diesem Gemeinwohl mit Recht fordern kann, für welches er sich aufopfern soll? Oder setzen wir den Fall, daß ein solcher Freystaat, in welchem ein Theil der Bürger sich wichtige Vorzüge vor andern zu verschaffen gewußt, gegen einen Feind vertheidigt werden muß; daß dann der übrige Theil sich über diese Vorzüge beschwert



schwert und einen geziemenden Antheil an denselben zum Beding seiner bereitwilligen Anstrengung zur nothwendigen Vertheidigung macht; Ersterer aber sich gegen diesen so erklären würde:

„Ihr handelt sehr unedel, Brüder! dafs ihr
„eben jetzt, da ihr euch mit Wehr und Waffen
„gegen unsern gemeinschaftlichen Feind rüsten
„solltet, mit Ansprüchen und Beschwerden gegen
„eure Brüder auftrittet, und dadurch eine Missethelligkeit zu erregen sucht, welche unfre Kraft
„trennt und zernichtet, uns allen unerfetzlichen
„Schaden zufügt, aber nur dem Feinde wirklichen
„Vortheil bringt, weil sie ihm den Weg bahnet
„uns ohne Mühe besiegen und unterjochen zu
„können: Sehr unedel ist's, dafs ihr bey der
„allgemeinen Noth des Vaterlandes nur an euren
„eigenen Vortheil denkt, und denselben sogar
„eben aus dieser Noth ziehen wollt: Jetzt, wo
„das Gemeinwohl in Gefahr schwebt, darf der
„brave und gute Bürger keinen andern Gedanken

„ ha-

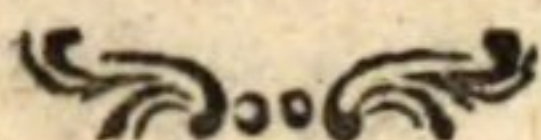


„ haben, als was er thun müfse, um dieses zu
„ retten: Lafst uns Brüder! eigenen Vorthail und
„ Schaden vergessen! Lafst uns mit vereinigter
„ Gefinnung und Kraft nur für die gemeine Sache
„ des Vaterlandes stehen! Lafst uns mit Bruder-
„ treue zusammen halten, und eines jeden Miß-
„ vergnügen fey nur gegen den Feind gerichtet,
„ der uns alle bedrohet.“ — Eine folche Erklä-
rung würde doch Aufmerksamkeit verdienen?
müfste doch Eingang finden und nicht geringen
Eindruck machen? Daran ift wohl nicht zu zwei-
feln; wie aber, wenn der andere Theil zur Ant-
wort geben würde:

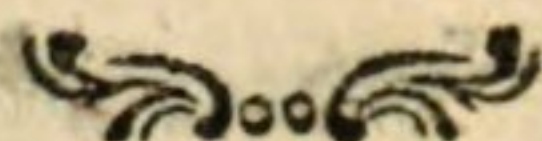
„ Ihr habt uns an's Herz geredet, Brüder!
„ Lafst uns auch zu eurem Herzen fprechen! Ihr
„ handelt fehr unedel, dafs ihr unferrn Begehren
„ eine folche Deutung gebt und uns des Mangels
„ an Vaterlandsliebe befchuldigt: Sehr unedel ift
„ es, dafs ihr von uns verlangt, wir follten jezt
„ da das Vaterland in Gefahr fchwebt und uns
„ auf-



„ aufruft für das Gemeinwohl Leib und Leben
„ und alles zu wagen; auch jetzt sollen wir uns
„ nichts darüber bekümmern, ob es nur um leere
„ Worte oder um eine wirkliche Sache zu thun
„ sey: Wir sollen das Gemeinwohl retten helfen,
„ und dazu sind wir bereit und entschlossen, aber
„ sagt uns, was nennt ihr das Gemeinwohl?
„ Doch nicht die Vorzüge und Privilegien des
„ kleinern Theils, sondern es muß etwas seyn,
„ woran alle gleichen und gemeinsamen Antheil
„ haben; darum räumt jene Ursachen hinweg,
„ welche machen, daß wir ungewiß sind, ob wir
„ gemeines Wohl oder Privatvorthelle zu verthei-
„ digen, für Recht und Freyheit und Vaterland
„ und für alle Bürger, oder nur für Eigennutz
„ und Herrsehfucht und für die Wenigern zu
„ kämpfen haben; entsaget jenen Vorzügen und
„ Anmassungen, welche dem Gemeinwohl und
„ den Rechten des größern Theils eurer Mitbür-
„ ger Eintrag thun, und wollet nicht allein besi-
„ zen, was allen gehört und alle vertheidigen
„ müssen.



„ müssen. Ihr habt uns an eine schöne und
„ große Pflicht erinnert — *Wenn das Gemeinwohl*
„ *in Gefahr schwebt*, sagtet ihr, *muß der brave und*
„ *gute Bürger eigenen Vortheil und Schaden vergessen*
„ *und keinen andern Gedanken haben, als, was er*
„ *thun müsse, um jenes zu retten.* — O! daß ihr
„ eben so entschlossen wäret, diese Pflicht zu er-
„ füllen, wie wir es sind: *Ia, wir geloben es*
„ *Gott und dem Vaterland, wir wollen, und*
„ *wenn ihr's auch wollt Brüder! so vereinigt euch*
„ *mit uns zu gleichem Schwur und Gelübde,*
„ *wir wollen alles, was wir haben, Hab und*
„ *Gut und Leib und Leben für Gemeinwohl und*
„ *Vaterland wagen; wollen keiner eigenfächtigen*
„ *Rücksicht Raum geben; wollen jedes Privatin-*
„ *teresse dem allgemeinen aufopfern; wollen nur*
„ *für die gemeine Sache denken und handeln,*
„ *uns mühen und kämpfen, und siegen oder ster-*
„ *ben; wollen an Nutzen und Schaden, Noth*
„ *und Bedrängniß, Kampf und Gefahr, Glück und*
„ *Unglück, gleichen Antheil nehmen; Kommt,*
„ laßt



„ laßt uns für Kampf und Arbeit unsre Kräfte
„ wie Brüder zusammen setzen, aber auch die
„ Frucht derselben wie Brüder theilen. “ — Was
müßte man von dem andern Theile denken, wenn
diese Erklärung bey ihm kein Gewicht hätte,
und keinen Eindruck auf ihn machen würde?
Und was würde es mit der Vertheidigung des
Gemeinwohls für eine Gestalt gewinnen, wenn er
hartnäckig auf seinen Vorzügen und Anmaßungen
bestehen wollte?

Freylich, wo der Bürger kein Vaterland hat,
wo ihm nicht erlaubt ist, über Gegenstände des
Gemeinwohls seine Stimme zu geben, und wo er
nur diejenige Portion davon genießt, welche ihm
die Gnade des Regenten gerne zugestehen will, da
kann der Staat durch gedungene Soldaten verthei-
diget werden, bey welchen nur mechanische und
physische Kräfte wirksam seyn dürfen; aber in
einem Freystaate und besonders in einem democra-
tischen Freystaate, wo die Vertheidigung nur allein
den



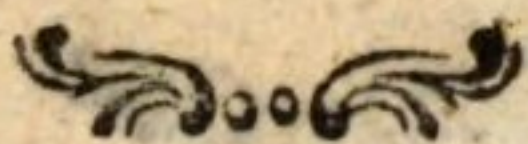
den Bürgern obliegt, hängt alles von moralischen Kräften, von Begriffen und Meinungen ab. Mag ein solcher Staat mit Wehr und Waffen und allen Werkzeugen der Vertheidigung noch so gut versehen seyn, so kommt es doch alles darauf an, mit was für Meinungen und Gesinnungen diese Waffen von den Bürgern ergriffen und gebraucht werden: Sie können in den Händen der Bürger sogar für den Staat selbst gefährlich werden, wenn ein grosser Theil derselben in der Meinung steht, daß er bisher hintangesezt und bedrückt worden sey; daß er über die Gebühr grössere Lasten tragen müsse als andere; daß ihm Rechte und Freyheiten vorenthalten werden, welche ihm zukommen; daß es Thorheit wäre für das Gemeinwohl in den Kampf gegen den Feind zu ziehen, che er sich des ihm gebührenden Antheils an demselben versichert habe u. s. w. Wenn aber auch nicht eben dieses die Meinung und Gesinnung eines grossen Theils der Bürger wäre; wenn sie sich blos in einem Zustande des Zweifels, der Unentschieden-



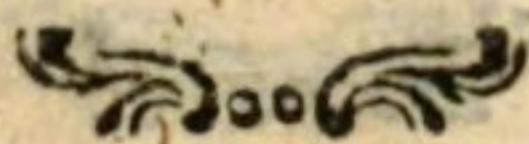
schiedenheit, der Gleichgültigkeit oder der Niedergeschlagenheit befänden, und, obgleich nicht mit eignem Freyheitseifer, doch mit soldatischem Gehorsam in's Feld zögen, so würde der Feind von ihren Waffen wahrlich nicht viel zu befürchten haben, denn es giebt keine so steife und schläfrige Krieger, wie es diejenigen sind, welchen es an allem, was den Krieger macht, an soldatischer Kunst und Uebung und Ehrgefühl sowohl, als an patriotischen Trieben fehlet.

Es ist daher in dem Vertheidigungssystem eines Freystaats bey weitem der wichtigste Punkt, nicht blos alle Hände mit Waffen zu versehen, sondern vornehmlich den Geist und das Gemüth aller Bürger mit solchen Vorstellungen und Gesinnungen auszurüsten, die sie zu einem bereitwilligen und nachdrücklichen Gebrauche jener Waffen anzutreiben vermögend sind; denn der ganze Nachdruck der Vertheidigung hängt von dieser *moralischen Waffenrüstung* ab, welche bey Republikanern hauptsächlich

lich



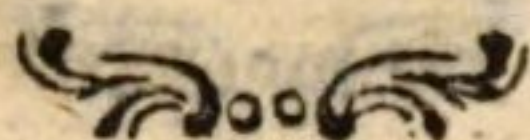
lich in der Vorstellung liegt, daß sie ein Gemeinwohl, an welchem sie alle Theil haben, und Rechte und Freiheiten, die sie alle genießen, als ein, von ihren Vätern ererbtes, bisher unangetastetes, und für ihre Nachkommen durch die bestehende Verfassung gesichertes, Eigenthum mit vereinigten Kräften gegen den, allen gleich schädlichen Feind, vertheidigen müssen: Nur dann, wenn diese Vorstellung in allen Bürgern lebt und wirkt, nur dann ist zu hoffen, daß sie den Staat mit Eifer und Nachdruck vertheidigen, und was ihnen an Kunst und Uebung fehlt, durch allgemeine Anstrengung, Muth und Standhaftigkeit ersetzen werden: Aber wehe dem Freystaat! wenn zur Zeit einer allgemeinen Gefahr ein großer Theil der Bürger unzufrieden und mißvergnügt ist; wenn er die Uebergewalt des andern Theils eben so sehr haßt, wie diejenige des anrückenden Feindes, und entweder lieber gegen erstere als gegen die letztere die Waffen gebrauchen möchte, oder doch unter neuen Machthabern mehr



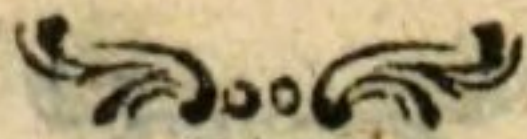
zu gewinnen hoft als zu verlieren fürchtet : Der Feind darf alsdenn die Herrschaft über einen solchen Staat nicht erst erobern, er darf sie — nur in Empfang nehmen. Ein Freystaat wird und kann nur von Bürgern vertheidigt werden, die man nicht blos *frey benennt*, sondern — die es selbst glauben und fühlen, dafs sie *frey sind*.

Wären die Forderungen der Landleute von Unterwalden ob dem Wald unbillig und hart gewesen, und würden diejenigen nid dem Wald eigensinnig auf ihrem Vortheile bestanden seyn, so hätte nicht nur eine traurige Misshelligkeit unter ihnen selbst entstehen müssen, sondern die Wirkung davon würde sich auch auf die Bundesgenossen von Uri und Schwiz erstreckt haben : Mit der äufsern allgemeinen Gefahr hätte sich die weit grössere des innern Missvergnügens und Zwistes vereinigt und durch diesen Zustand würden ihre Feinde eben so sehr zum Angriffe gereitzt, als sie selbst zum Widerstande geschwächt worden seyn.

Frey-



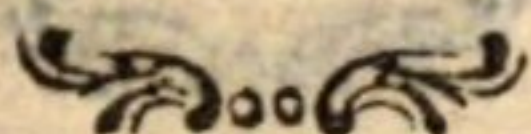
Freylich war es auch nichts Geringes, Vorthelle aufgeben zu sollen, die man nicht unrechtmäfsig befaßen und lange genossen hatte: Es wird dazu viel Selbstverläugnung erfordert, die gerade in Staatsverhandlungen am seltensten angetroffen wird, und es ist sich nicht zu verwundern, daß sich die Landleute nid dem Wald in manchen Zusammenkünften und Unterhandlungen gegen die Aufopferung sträubten, die von ihnen gefordert wurde: Allein das Bedrängniß der Zeit und der Umstände, wo das Mißvergnügen des mehreren Theils ihrer Mitbürger ein weit größeres Uebel war, als der Verlust einiger Vorthelle seyn konnte; die Redlichkeit und Treue und das brüderliche Wohlwollen, womit sie einander sonst zu begegnen gewohnt waren, und das auch jezt nur etwas geschwächt, aber noch nicht in Partheyhaß übergegangen war, und vielleicht das Zureden ihrer Bundesgenossen, dieß alles vermochte so viel über sie, daß sie dem Begehren ihrer Brüder weder hefftigen noch langen Widerstand thaten; ohne Zweifel auch darum



nicht, weil dieses Begehren an ihrem eigenen natürlichen Gefühle für Recht und Billigkeit einen geneigten Fürsprecher fand; denn die Oberwaldner sprachen —

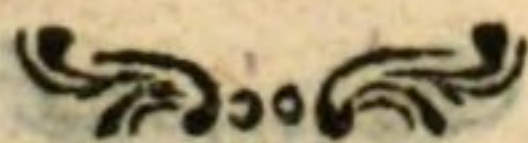
„ Wir wollen keinen Vorzug über euch, sondern nur eine billige Gleichheit ist es, was wir verlangen: Zwar ist der Sitz des Regiments seit langem bey euch in Stans gewesen, und wir haben euch diesen Vortheil der größern Ehre niemals mißgönnt, und uns niemals darüber beschwert: Seit dem aber unser Beitrag zu den Landesunkosten aus eben dieser Ursache immer größer und lästiger wird, so wie sich der eurige vermindert, und also ein doppelter Nachtheil auf uns fällt, indem ihr doppelten Vortheil genießt; so wäre es der Pflicht zuwider, die wir uns und unsern Nachkommen schuldig sind, wenn wir uns einem so wichtigen und immer wachsenden Nachtheil nicht widersetzen wollten: Da die Sache so klar ist, so könnet ihr nicht

„ daran



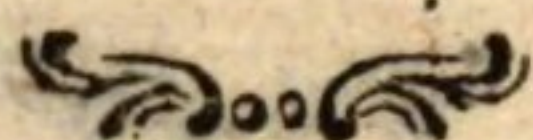
„ daran zweifeln, ob unfre Klage gegründet sey :
„ Darum laſſet uns alle Urfachen des Mißvergnü-
„ gens aus dem Wege räumen, damit wir durch
„ brüderliche Liebe und Einigkeit geſtärkt, im Be-
„ wußtſeyn unfrer feſt verbundenen Kraft, uns
„ vor der obſchwebenden, allgemeinen Gefahr,
„ nicht fürchten müſſen. Es ſey ferne von uns,
„ euern Schaden und Nachtheil zu wollen, indem
„ wir uns vor eigenem zu verwahren ſuchen:
„ Laſſet uns, dieſs iſt unſer, wie wir glauben,
„ gerechte und billige Vorſchlag : Laßt uns die
„ bisher gebräuchliche Erhebung der Landſteuer in eine
„ allgemeine und gleiche Vermögensſteuer verwandeln,
„ dann mögt ihr noch ferners den Vortheil der Ehre
„ von uns unbeneidet behalten ; oder, wenn euch an
„ dieſer weniger gelegen iſt, ſo geſtattet, daſs Rath
„ und Gericht bey uns, dem gröſſern Volke ob dem
„ Wald, zu Sarnen gehalten werde, dann mag es
„ bey der alten Einrichtung der Landesſteuer
„ bleiben. “ —

Man

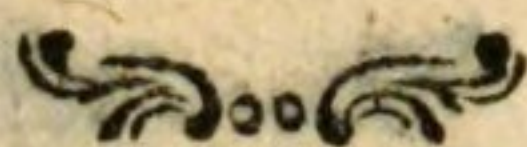


Man kann es kaum begreifen, wie der Vorschlag einer Vermögenssteuer von den Landleuten nicht dem Wald abgewiesen werden konnte, weil dieses doch offenbar die natürlichste und billigste und besonders auch der demokratischen Gleichheit angemessenste Besteuerung ist, und weil die Unterwaldner für das eingebildete Nachtheilige dabey überwiegenden Ersatz schon davon hoffen konnten, daß der Flecken Stans in ihrer Mitte zum Hauptort des ganzen Landes werden mußte. Genug, dieser Vorschlag wurde verworfen und ob man sich gleich kaum erwehren kann, dabey an den Einfluß einiger reichen Männer zu denken, so habe ich doch zu wenig Data in meinen Geschichtsquellen gefunden, um über die Ursachen dieser Weigerung einige Vermuthungen wagen zu dürfen: Auf der andern Seite konnten sich die Landleute von Stans noch weniger entschließen, die Ehre und Würde ihres Orts aufzuopfern, und die Gerichtsstätte sich entziehen zu lassen; gleichwol ward es allgemein für billig und nothwendig angesehen, daß der gerech-

ten



ten Beschwerde der Oberwaldner abgeholfen werde; und da schien ihnen kein anderes Mittel übrig zu bleiben, als dafs sie sich, wie Brüder, denen in dem gleichen Hause zu enge wird, von einander trennen müssen: Diese Trennung wurde endlich von beyden Partheyen wirklich beschloffen und folgende Uebereinkunft getroffen: — „ Dafs
„ ein Landammann und Gericht zu Sarnen ob dem
„ Kernwald seyn solle für die Oberwaldner; dafs
„ die von Stans Landammann und Gericht haben
„ für das Land unter dem Walde. Beyde halten
„ besondere Landsgemeinde zu Stans und zu Sarnen;
„ wenn sie alle zusammen kommen wollen,
„ so solle dieses nach der Väter Herkommen zu
„ Wyserlon seyn. Die ob dem Walde sollen zwey
„ Theile der Steuern und Unkosten tragen, welche das ganze Land berühren, aber auch von
„ allem gemeinsamen Gewinn zwey Theile genießen.
„ Das grössere Volk soll das Landspanier
„ verwahren, doch mögen die Unterwaldner von
„ Stans ein eignes Panier haben.“



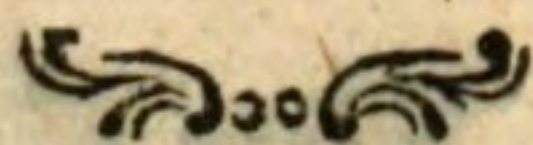
So ward der Freystaat Unterwalden in zwey verschiedene, und von einander ganz unabhängige, Staaten getrennt, so dafs mehrmalen einer ohne den andern Kriege geführt hat: Doch sind beide in der schweizerschen Eidgenossenschaft nur ein einziger Staat geblieben, der aber in der Bestellung der Gefandtschaften auf die eidgenössischen Tagfatzungen, die, seiner besondern Verfassung angemessene, ihm ganz eigne, Form beobachtet, dafs der grössere Staat ob dem Wald zwey Jahre nach einander, der kleinere aber nur jedes dritte Jahr diese Gefandtschaft zu besorgen hat. Wenn Geschäfte mit auswärtigen Mächten oder sonst allgemeine Standesfachen zu behandeln sind, so theilen sie einander ihre Gesinnungen entweder schriftlich oder durch Zusammenkünfte mit, um eine gemeinschaftliche Beschliessung zu fassen. (*)

Bey

(*) Tschudi Ir Thl. Müller Ir Thl. — Besondere Geschichte von Unterwalden. I. Thl.



Bey dieser Geschichte muß sich auch dem wärmsten Freunde der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit die Bemerkung aufdringen, daß eine *rein demokratische* Verfassung in *sehr grossen* Staaten unmöglich, in *minder grossen* aber äusserst schwierig ist, und nur in *sehr kleinen* bestehen kann. Sobald, vermöge der bestehenden Verfassung, ein Theil der Bürger grössere Vortheile genießt als der andere Theil, so ist die demokratische Gleichheit schon dadurch bereits aufgehoben, und wenn dann der Grund davon in solchen Ursachen liegt, die durch die best ausgedachte Aenderung in der Verfassung unmöglich aus dem Wege geräumt werden können, so muß entweder die demokratische Gleichheit aufgegeben, oder sie muß für den benachtheiligten Theil durch eine Trennung behauptet werden. Unterwalden, ein Staat mit höchstens zwanzigtausend Einwohnern und von zwanzig Meilen im Umfange, war schon zu groß für die reine Demokratie und mußte, wenn diese behauptet werden sollte, in zwey kleinere Staaten getheilt werden.



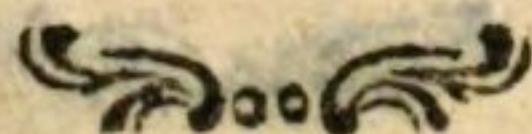
werden: Die Ursache davon lag offenbar in dem innern geographischen Verhältniß, welches jene Ungleichheit in den Vortheilen und Nachtheilen der Bürger nothwendig erzeugen mußte; und dieser Ursache ist es auch höchst wahrscheinlich beyzumessen, warum die Waldstädte schon mit dem Anfange ihrer Geschichte als verschiedene kleine Staaten auftreten: Ihr geographisches Verhältniß gestattete ihnen nicht, die Gleichheit einer reinen Demokratie mit der Einheit der Regierung zu vereinigen, und es war ihnen mehr an ersterer als an letzterer gelegen, welche sie auch desto eher entbehren konnten, weil sie ihnen in jedem Nothfall durch die Einheit des Bedürfnisses und der Gesinnung hinlänglich ersetzt wurde. (*)

Die

(*) Diese kleine Staatsrevolution in Unterwalden könnte also auch den Feinden der neuen demokratischen Republik in Frankreich zu einem, nicht unwichtigen Belege ihrer Behauptung dienen, daß in einem so
groß-

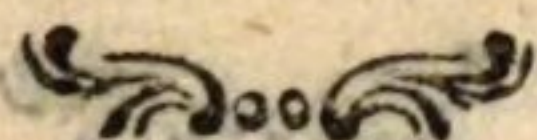
Die Schwizer und ihre Verbündeten hatten noch nicht viel mehr als ein Jahr in besorglicher Ver-

großen Reiche, eine democratische Verfassung unmöglich bestehen könne; und in so ferne sie von einer reinen Democratie sprechen, kann gar kein Zweifel an ihrer Behauptung statt finden, allein dieses ist die Neufränkische Republik eben so wenig ihrer wirklich (1795.) errichteten Verfassung nach, als sie es der Natur der Sache nach seyn kann. Ob aber nicht auch ein großes Volk bey einer unvollkommenen, und demselben freylich angemessnen, stellvertretenden Form der Democratie bestehen und glücklich werden könne? ist ein Problem, mit dessen Auflösung sich schon viele Philosophen beschäftigt haben, über welches man sich aber vielleicht gerade jetzt am mindesten ein Endurtheil erlauben darf, da eine große Nation zur Auflösung eben dieses Problems in einem praktischen Versuche begriffen ist, der freylich erst dann eigentlich ausgeführt werden kann, wenn die fürchterlichen Erschütterungen, die ihn begleiten, aufgehört haben. Weil also die Sache

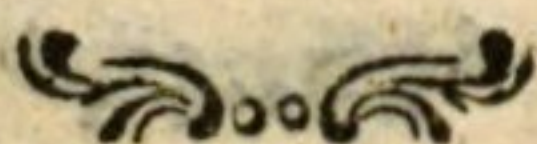


Verwahrung gegen die äußere Gefahr, womit sie
Acht und Bann bedrohte, zugebracht, als auch
diese durch ihren Freund und Bundsgenossen,
den Graf Ulrich von Lenzburg, den sie zu ihrem
Schirmhauptmann angenommen hatten, von ihnen
ab-

Sache vor dem Richterstuhle der Erfahrung schwebt,
deren Ausspruch nicht selten die feinsten Speculationen zu Schanden gemacht hat, so möchte es wol am besten seyn, wenn man sich einstweilen in den gelehrten Erörterungen jenes Problems aller definitiven Schlussformeln — es kann nicht seyn — unmöglich — es mußs — nothwendig — gewiss, u. s. w. enthalten würde, bis der glückliche oder unglückliche Ausgang des im Werke begriffenen Versuches darüber entschieden hat; um so mehr, da schon während demselben so manches in der Wirklichkeit anders herausgekommen ist, als uns viele politische Schriftsteller gesagt haben, daß es kommen werde und müsse, und schon so mancher anmaßliche Philosoph jeder Parthey in seinen entscheidenden Urtheilen über eben diesen Versuch als ein voreiliger Schwätzer erfunden worden ist.



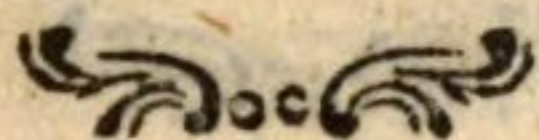
abgewendet wurde. Kaiser Conrad starb und sein Nachfolger Friedrich Barbarossa, einer der größten Monarchen, die jemals auf dem deutschen Kaiserthron saßen, war ohne Haß gegen die Schwizer und dem Graf Ulrich mit besonderer Gnade gewogen, dessen Werth und Verdienst schon daraus erhellet, daß er sich die vorzügliche Gunst dieses Kaisers zu erwerben wußte, und von ihm zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht wurde: Es fiel ihm daher nicht schwer, bey dem Kaiser so viel auszuwirken, daß er seine Freunde und Bundesgenossen in den Waldstädten schon im ersten Jahre seiner Regierung von Acht und Bann befreyte, und den Abt von Einsiedeln bis auf weitem Bescheid zur Ruhe wies. Als späterhin Kaiser Friedrich in seinem dritten Regierungsjahre Zurüstungen zu einem Feldzuge nach Italien machte, begab sich eben dieser Graf Ulrich zu seinen Freunden in den Waldstädten und sprach zu dem Volke: — „Der
„Kaiser liebe tapfere Männer; sie sollen seinen
„Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht
„küm-



„kümmern um die Rede der Pfaffen.“ (*) Eine solche Sprache in dem Munde eines wackern Mannes konnte bey einem braven Volke nicht ohne Wirkung feyn. Noch war es bey ihm in frischem Andenken, wie geneigt ihm der Kaiser gewesen, und welchen Freundschaftsdienst ihm der Graf erwiesen habe; und ob es gleich aus dem Schirme des Reiches getreten war, so wollte es doch weder gegen den Kaiser noch gegen seinen Freund undankbar scheinen: Besonders waren die Jünglinge begierig unter einem Manne, den sie verehrten und liebten in fremdem Kriege ihre Kräfte zu üben. Da griffen sechshundert rüstige Männer zu den Waffen und zogen mit ihm über das Gebirge nach Italien, wo sie ihrem Anführer und ihnen selbst Ehre machten, und dem Kaiser so gute Dienste thaten, daß er sich in der Folge noch öfters bey den Waldstätten um Truppen bewarb, die er auch jedesmal um Sold erhielt, ohne

wel-

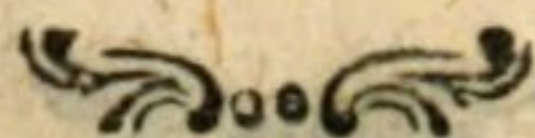
(*) Müllers Gesch. Ir Thl.



welchen ihm arme Hirten nicht hätten dienen können. (*)

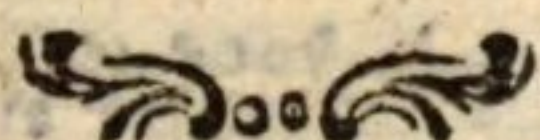
Als Graf Ulrich von Lenzburg gestorben und mit seinem Tode auch sein Stamm erloschen war, der sich um die Waldstätte auf manigfaltige Weise sehr verdient gemacht, und darum auch immer ihr unveränderliches Zutrauen genossen hatte, wählten sie keinen Schirmvogt mehr, weil ihnen sowohl die Gefinnung als die Macht der benachbarten Grafen gefährlich schien, und weil sie glaubten am besten für ihre Sicherheit zu sorgen, wenn sie sich alles fremden Schirmes begeben, und sich nur auf Gott und ihre verbundene Kraft verlassen würden. Einem gleichzeitigen Geschichtschreiber, dem Hans von Klingenberg zufolge, wurden sie im Jahre zwölfhundert und sechs durch den patriotischen Eifer des Werners von Attinghausen, Landammanns von Uri, bewogen, ihren Bund

(*) Tschudi I. Thl.



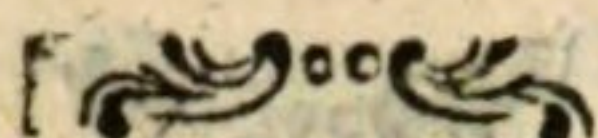
Bund zu erneuern und ihn wieder auf zehen Jahre zu verlängern: Eine solche, oft wiederholte, periodische Verlängerung war aber nichts anders als eine Bekräftigung des schon vorhandenen, ewigen Bundes, welches nicht nur aus den alten Geschichtschreibern, sondern auch daraus erhellet, weil die Eidgenossen in den Waldstätten auch damals noch, nachdem ihr Bund urkundlich bereits auf ewig gemacht worden war, denselben dennoch alle zehen Jahre zu erneuern pflegten. Bald nach der Erneuerung ihres Bundes zogen sie dem König Philipp, auf welchem der Bannfluch lag, gegen seinen Gegner, den König Otto, zu Hülfe: Wie sehr auch die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen, die den Waldstätten immer gewogen waren, von den Päpsten gehasst und verfolgt wurden, fanden sie doch in allen Umständen bey denselben eine dankbare und standhafte Anhänglichkeit; der Kirchenbann konnte sie in ihrer Ergebenheit und Treue gegen ihre Freunde eben so wenig als in der Behauptung ihrer eigenen Sache

wan;



wankend machen : Auch in der Folge war das Volk in den Waldstätten selten so glücklich, daß sein Recht und Gewissen, seine Freundschaft und sein Pflichtgefühl mit den Gefinnungen und Absichten der Päpste zusammen traf.

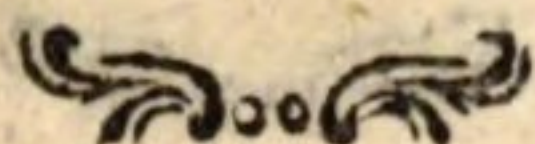
Nach der Ermordung Philipps wurde sein Nebenbuhler, Otto der Vierte, zum römischen König gewählt, von dessen Zorne das Volk in den Waldstätten, weil es gegen ihn zu Felde gezogen war, alles zu befürchten hatte, und von dessen Gerechtigkeitsliebe es desto minder hoffen konnte, weil er in seinem ersten Regierungsjahre sich nicht scheute, als Schiedrichter zwischen dem Abt von St. Gallen und dem Bischof von Constanz, ihrer ungeistlichen Fehde um die Feste Rheineck damit ein Ende zu machen, daß er sie für sich selbst behielt; und da er der Schirmvogt des Gottshauses St. Gallen war, so konnte diese Manier seine Schirmherrnpflicht zu erfüllen, wohl nicht das rechte Mittel seyn, den Waldstätten seinen Schirm



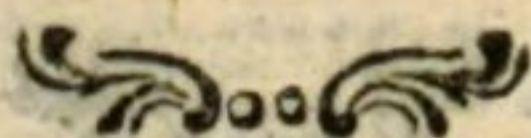
erwünscht und beliebt zu machen : Vielmehr war es ihnen höchst unangenehm, als noch in dem gleichen Jahre der Befehl des neuen Königs an sie gelangte, daß sie ihm wie andere Reichsangehörige huldigen sollen. Sie hatten bereits über neunzig Jahre ohne den Schirm des Reichs Freyheit und Sicherheit genossen, und sich zu wohl dabey befunden, als daß sie sich wieder so leicht auf Unkosten ihrer Unabhängigkeit unter den schweren und drückenden Schirm eines rachgierigen und feindseligen Kaisers hätten begeben können : Auch verweigerten sie die Huldigung und gaben mit der gewöhnlichen Einfalt ihrer Sprache dem Kaiser zur Antwort — „ Si wärend fry für sich selb's, hättind „ auch bishar sich selb's on des Richs Hülff müß- „ sen schirmen, si wölltind im aber sunst Lieb „ und Dienst tun. “ (*)

Man sieht wohl, daß sich damals die Schirm-
herren und ihre Beschirmten von ihrem gegenseiti-
gen

(*) Tschudi.

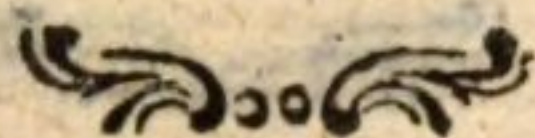


gen Verhältnisse ganz verschiedene Begriffe machten : Erstere sahen letztere als ihre Untergebenen an, über welche ihnen das Recht einer beständigen Oberherrschaft zustehet, von der sie sich aus keiner Ursache und auf keine Weise, ohne der Empörung schuldig zu werden, wieder losmachen können ; Die Beschirmten aber glaubten, daß das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Schutzherrn auf einem freywilligen Vertrage beruhe, der von jedem Theile, so bald er es besser finde, wieder aufgehoben werden könne, sey's, daß dem Schirmherrn der übernommene Schutz lästig oder unmöglich werde, oder sey's, daß die Beschirmten stark genug geworden, um keinen fremden Schutz mehr zu bedürfen : Vornehmlich glaubten sie, daß dieser Vertrag nur so lange bestehen müsse, als von beyden Theilen die übernommenen Verpflichtungen erfüllt werden ; daß der Schirmherr, so bald ihm die Beschirmten die versprochenen Vortheile und Einkünfte verweigern, ihnen den Schirmverein aufkünden könne ; daß aber auch diese dazu berechtigt



seyen, wenn es ihrem Schirmherrn an Willen oder Vermögen fehle, ihnen den versprochenen Schutz zu leisten, und sie von ihm in der Noth verlassen werden; Besonders aber, wenn die ihm zugestandene Gewalt von ihm nicht zu dem vertragsmäßigen, sondern zu einem gerade entgegengesetzten Zwecke, nicht zu ihrem Schutze angewandt, sondern vielmehr zu ihrem Schaden und zu ihrer Bedrückung missbraucht werde. Der eine Theil urtheilte über die Sache nach dem Begriffe, der mit dem Ausdrücke *Schutz* und *Schirm* verknüpft ist, der andre Theil hielt sich lieber an den Begriff, den der Ausdruck *Herr* in sich faßt; der eine Theil dachte dabey an die wohlbezahlten Vortheile eines nothwendigen Schutzes, der andere Theil nur an diejenigen der Herrschaft und der Einkünfte; und es ist wohl nicht zu vermuthen, daß man zu unsrer Zeit in den Begriffen und Meinungen über diesen Gegenstand viel einiger geworden sey. Wer sollte es aber an unsern Vorfahren tadeln können, daß sie, nachdem sie es genugsam

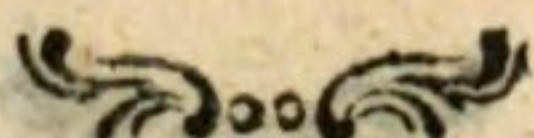
er-



erfahren, wie die Schirmherren es meinen und von ihrer Befugniss denken, nun ihnen selbst besser zu rathen glaubten, wenn sie ohne Schirmherren blieben, als wenn sie sich in Gefahr setzten, mit einem solchen über die Anmassungen, die er sich über sie erlauben möchte, streiten zu müssen?

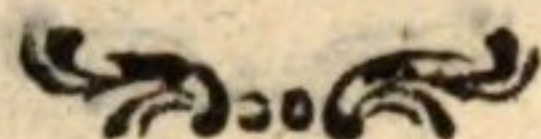
Es war zu erwarten, dass die weigernde Antwort der Waldstätten bey dem Kaiser Otto einen schlimmen Eindruck machen werde: Wirklich wurde er sehr aufgebracht und schritt sogleich zu einer kaiserlichen Gewalthandlung, vermittelt welcher er einen mächtigen Freund zu erwerben hoffen konnte, indem er die Widerspänstigen demüthigte. Graf Rudolph von Habsburg, Grosvater des Kaiser Rudolphi, der als Graf im Ergäu, als Landgraf im Elsass, und als Castvogt von Murbach zu Lucern grosse Gewalt besass, bewarb sich bey dem Kaiser um die Reichsvogtey in den Waldstätten, nach welcher ihn desto mehr gelüstete, weil er von Unterwalden, zwar mit Vorbehalt des Bun-

des



des mit Uri und Schwiz, auf eine bestimmte Zeit zu einem Schirmvogt gewählt worden war, denn die Unterwaldner wollten einen so mächtigen Nachbarn, dem ihr Land, in welchem er viele eigene Besitzungen hatte, offen lag, lieber zum Freund als zum Feind haben. Dem Kaiser war es lieb, sich den Grafen auf Unkosten eines freyen Volks, welches er hafte, verbindlich machen zu können: Nicht nur willigte er gern in sein Begehren, sondern versprach ihm auch die Waldstätte, im Fall der Widersetzlichkeit gehorsam zu machen: Er verfuhr ihn zu dem Ende mit kaiserlichen Gewaltsbriefen an dieselben und alle benachbarten Herren und Grafen, durch welche ersteren die gehorsame Aufnahme des Grafen als Reichsvogt, unter Bedrohung hoher Ungnad und Strafe eingeschärft, Letzteren aber befohlen wurde, dem Grafen auf sein Begehren aus allen Kräften beyzustehen. Mit diesen Briefen kam der Graf selbst in die Waldstätte und vereinigte mit des Kaisers Befehlen und Drohungen alle Ueberredungskünste, die in süßen

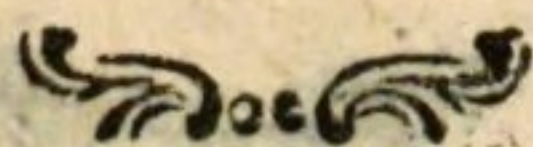
Wor-



Worten und schönen Versprechungen liegen: Bey den Landleuten von Uri und Schwiz galt diese, mit feindseligen Drohungen begleitete, Sprache der Freundlichkeit freylich nicht mehr als sie werth war, aber die obwaltenden Umstände machten dormalen eine reife Ueberlegung nothwendig und enthielten für sie Stoff genug zu sehr wichtigen und ernsthaften Betrachtungen.

Graf Rudolph war ein Mann voll Muth und Thätigkeit, und in den Händen eines solchen Mannes mußte der Reichthum und die große Macht, die er befaß, schon an sich auch ohne den Beistand des Kaisers, furchtbar scheinen: Ueberdies hatte er in der ganzen umliegenden Gegend die meisten Herren und Grafen auf seiner Seite, weil sie entweder seine Freunde oder seine Verwandte waren: Was ihn aber dem Volke von Uri und Schwiz noch am meisten furchtbar machte, war nicht sowohl die Größe als vielmehr die Nähe seiner Macht; denn er hatte bereits in Unter-

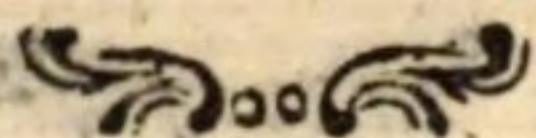
ter-



terwalden, wahrscheinlich durch den Einfluß des ihm gewogenen höheren Adels, die Schirmvogtey erhalten, wodurch ein großer Theil der Bundesgenossen von den übrigen abgerissen wurde, weil nun, im Fall eines Streites die Unterwaldner nicht mehr *gegen* den Grafen seyn durften, wenn sie gleich nicht *für* ihn gewesen wären. Dieser Graf mußte also den Landleuten von Uri und Schwiz ein gar zu gefährlicher Feind scheinen, weil sie von seiner Macht und derjenigen seiner Freunde so ganz umgeben waren, dafs, wenn auch ihr Muth und ihre Kraft zur Vertheidigung ihres Landes stark genug gewesen seyn würde, sie doch keinen Schritt unangefochten über ihre Gränzen hätten thun können.

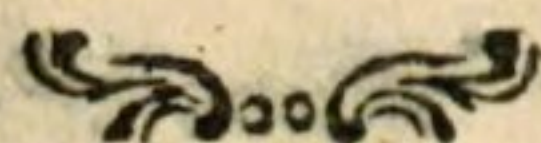
In Rücksicht aller dieser nachtheiligen Umstände fanden sie es nothwendig, mit dem Grafen sich auf eine Weise zu vergleichen, die ihrer Freiheit minder gefährlich war, als unter solchen Umständen ein Krieg mit ihm hätte seyn müssen.

Der



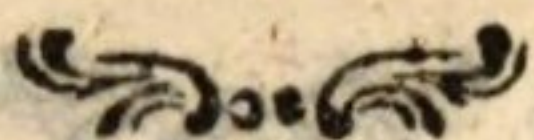
Der Graf wurde von ihnen als Reichsvogt anerkannt, dagegen mußte er ihnen durch Eid und Schrift Versicherung ihrer Rechte und Freiheiten geben: Sie hoften sich in dem Besitze derselben gegen die Eingriffe und Anmaßungen, die der Graf sich etwa erlauben möchte, durch Vorsicht und Standhaftigkeit so lange verwahren zu können, bis es ihnen günstigere Umstände möglich machen würden, sich von einem so gefährlichen Schirmvogt wieder ganz los zu machen: Sie wollten sich nicht in eine *größere* Gefahr stürzen, um eine *geringere* abzuwenden, und glaubten, *dass man nicht alles wagen müsse, bis alles auf dem Spiel stehe*. Eine Maxime, welche besonders in kleinen Republiken die erste Staatsregel seyn sollte, und welche auch in vergangenen so wie in den neuesten Zeiten von den Häuptern unsers Vaterlandes zum größten Vortheile desselben ist befolgt worden.

Wenn wir durch Trotz und Uebermuth benachbarte Mächte zu unsern Feinden machen würden,



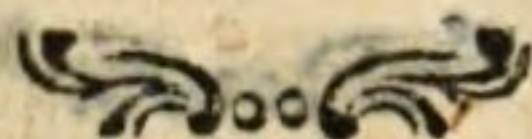
den, die bey einem entgegengesetzten Verhalten unfre Freunde geblieben wären; wenn wir ungerechte Zumuthungen oder unwichtige Beleidigungen und Beschädigungen, statt mit weiser Mäßigung abzuwenden, mit rascher Hitze ahnden wollten; so hiesse dieses, ohne Noth Gefahren herausfordern, oder sich in's Unglück stürzen, um einem kleinen Uebel zu entgehen; auch wäre es nicht gut, wenn der Bürger mit dem Gedanken in's Feld ziehen müßte, daß der Kampf zu vermeiden war, und daß der Gegenstand des Streites mit den Gefahren eines Krieges in keinem Verhältnisse stehe. Aber wenn uns unfre Häupter und Väter zurufen — „Söhne! Bürger! Wir haben
 „alles gethan, was wir thun konnten, ohne an
 „dem Vaterland Verrath zu begehen, um den Angriff des Feindes, der uns droht, von unsern
 „Gränzen abzuhalten, aber es hat nichts gefruchtet; der Feind will unsern Untergang: Auf!
 „zu den Waffen; es giltet unser Vaterland,
 „unsre Ehre, unfre Freiheit, unser Eigenthum.“

— Dann



— Dann müßten alle Bürger und Söhne des Vaterlandes dem Beispiele ihrer Vorfahren gemäß, ohne zauderndes Bedenken dem Rufe ihrer Häupter und Väter folgen, nicht nach der Stärke der drohenden Macht fragen, nicht die Zahl der Feinde zählen, nicht die Grösse der Gefahr berechnen: Dann müßten wir lieber Krieg als Knechtschaft, lieber Waffen als Ketten, lieber Kampf als Schande wollen, und alles wagen, damit uns nicht alles geraubt werde, woran der Werth unsers Lebens hängt: Da wäre nichts mehr zu überlegen, als nur das Einzige, wie unsre Kräfte am besten vereinigt und mit der stärksten Wirkung auf den Feind gerichtet werden können.

Während der Reichsvogtey Graf Rudolphs war von dem Graf Heinrich zu Rapperschweil, Castvogt von Einsiedeln, durch mancherley feindselige und gewaltsame Beschädigungen der alte Streit zwischen diesem Stifte und den Landleuten von Schwiz wieder rege gemacht worden; da sich
aber



aber dießmal viele Freunde des einten und andern Theils mit wirklicher Gerechtigkeits- und Friedensliebe in's Mittel legten, wurde dieser Streit zur Zufriedenheit beider Partheyen auf lange Zeit beigelegt. Wie sehr es diesen Friedensvermittlern bey ihrem Geschäfte Ernst gewesen sey, erhellet auch aus folgender Stelle der Vergleichsurkunde:

„ So nun jemand (was wir nicht wünschen) diesem Vergleich zuwider handeln und nicht schnell Genugthuung geben würde, der soll mit verdienter zitlicher Strafe belegt und ewig verdammt werden. “ (*)

Es war zwar kein geringer Vortheil für die Schwizer, wenigstens von dieser Seite Ruhe und Sicherheit erhalten zu haben; Aber noch konnten sie mit ihrer Lage nicht zufrieden seyn, so lange sie in beständiger Wachsamkeit und Besorgniß gegen einen Reichsvogt leben mußten, der ihnen war aufgedrungen worden, und welcher auch durch mancherley Anmaßungen ihr Mißtrauen nur zu sehr rechtfertigte: Wir werden aber in der Folge sehen, wie sie bald auch von dieser Besorgniß befreyt wurden.

(*) Tschudi I. Thl.

Darstellung
eines
Theils der Schweizergeschichte.

VI.

Vorlesung.

1217 — bis — 1257.

Zustand der Waldstädte unter der Reichsvogtey des ältern Graf Rudolph zu Habsburg — Was er für Absichten hat, und wie er sie zu erreichen sucht — Wie sich das Volk dabey benimmt — Veranlassung zur Befreyung — Kaiser Friedrich II, König Heinrich, Abt Konrad von St. Gallen — Fehde zwischen dem Abt und Graf Diethelm von Toggenburg — Das Volk in den Waldstädten wird um Hülfe angesprochen — Es ist bereitwillig, verlangt aber die Befreyung von der Vogtey des Grafen und erhält sie — Das Schöne und Rühmliche seines Verhaltens — Der Abt von Wettingen kommt mit einem drohenden Schreiben König Heinrichs nach Uri — geräth deßwegen in Gefahr und erhält schlechten Bescheid — Dienstleister der Waldstätte für Kaiser Friedrich — sie senden ihm Hülfe und erhalten von ihm einen wichtigen Freiheitsbrief — Strut von Winkelried — Schutzbündniß mit Zürich — Der jüngere Graf Rudolph zu Habsburg wird zum Schirmhauptmann gewählt.

*Non ferendum in Republ., unde periculum sit
libertati.*

LIVIVS.

*Si in occasionis momento, cujus prætervolat op-
portunitas, cunctatus paulum fueris, nequicquam mor-
amissam quæras.*

LIVIVS.

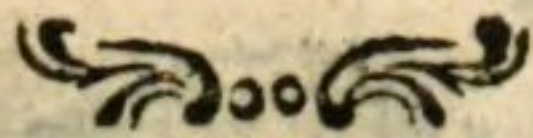
*Non votis, neque suppliciis muliebribus auxilia
deorum parantur: vigilando, agendo, bene consulendo
prospera omnia cedunt: ubi secordiæ te atque ignaviæ
tradideris, nequidquam Deos implores: irati infestique
sunt.*

SALUSTIVS.



In der ersten Hälfte des dreyzehenden Jahrhun-
derts vom neunten bis ins ein und dreyßigste Jahr
lebten die Landleute in den Waldstätten in bestän-
digem Kummer für ihre Freiheit und Unabhängig-
keit, und in unaufhörlich gespannter Sorge gegen
die List und Gewalt eines Reichsvogtes, den sie
im Drang der Umstände in ihrer Mitte hatten auf-
nehmen müssen. Wir haben bereits gesehen,
wie ihnen Graf Rudolph zu Habsburg von Kaiser
Otto war aufgedrungen worden, und warum sie
sich, ohne zu viel zu wagen, seiner Vogtey nicht
mit Gewalt widersetzen konnten, sondern sich mit
der möglichst vorsichtigen Verwahrung ihrer Rech-
te und Freyheiten begnügen mußten. Kaiser Otto

war



war zwar in der Mitte dieses Zeitraums gestorben, und es liess sich von seinem Nachfolger, dem Kaiser Friedrich dem Zweiten, der alle Eigenschaften eines grossen Monarchen in sich vereinigte, nicht ohne Grund hoffen, dass er dem Ehrgeitz und der Habfucht der grossen Reichsvasalen Grenzen setzen werde: Allein er musste seine ersten Regierungsjahre meistens in Italien und Palästina zubringen, wo ihn die Päpste immer mit neuen Händeln und Kriegen zu beschäftigen und ihm dieselben auch, besonders Gregorius IX, auf eine höchst treulose Weise saur genug zu machen wussten; Die Männer in den Waldstätten aber hatten Verstand genug, um zu begreifen, dass der Kaiser unter solchen Umständen und während seiner Abwesenheit die mächtigen Herren im deutschen Reiche zu schonen habe; dass er ihnen zu Gefallen einen Grafen zu Habsburg nicht gegen sich aufbringen werde; dass die rechte Zeit etwas gegen den Grafen und für ihre Befreyung zu unternehmen, noch nicht vorhanden sey, und dass

sic



sie dieselbe noch ferners mit aufmerkfamer Gedult erwarten müssen.

Desto günstiger hingegen konnte diese Zeit dem Grafen scheinen, um seinen Wunsch, die Waldstätte mit seinen Hausgütern zu vereinigen, in Erfüllung zu bringen. Bereits hatte er sich vermittelt eines Tausches mit dem Stift Engelberg die wichtige Besitzung zu verschaffen gewußt, welche ehemals den Freyherren von Sarnen, die auf einer Burg ob dem Dorf Sarnen wohnten, zugehörte, aber durch Erbschaft an die Herren von Reyden; von diesen durch Vergabung an das Stift von Lucern und von diesem an Engelberg gekommen war: Er konnte auch mit vieler Wahrscheinlichkeit hoffen, von den vielen Gütern, welche geistliche und weltliche Herren in dem Lande besaßen, bald den größten Theil eben so durch Tausch oder durch Kauf oder auch durch andere Mittel sich eigen zu machen: Etwas schwieriger war es freilich, es bey den freyen Landleuten



dahin zu bringen, daß sie sich die beständige Oberherrschaft der Grafen zu Habsburg gefallen ließen; aber auch dieses schien am Ende gelingen zu müssen, wenn er sie nur durch eine wohlangebrachte Freundlichkeit, die so leicht die Herzen gewinnt, einstweilen einschläfern konnte, bis seine Macht im Lande so feste Wurzel gefaßt, daß er zur gelegenen Zeit ohne große Gefahr mit Gewalt vollenden durfte, was durch eine seine Popularität vorbereitet werden mußte. Wirklich liefs es der Graf an nichts fehlen, was ihn zu seinem Ziele führen konnte: Um sich bey allen Landleuten bekannt und beliebt zu machen, begab er sich von einem Orte zum andern, wohnte bald in Sarnen, bald in Stans, bald in Schwiz, bald in Altdorf, war gegen jeden herablassend und freundlich, sprach mit jedem, wie er es gern hören mochte; Geschenke, Gnadenbezeugungen, schmeichlerische Worte und große Versprechungen, alles wandte er an, besonders bey den Amtleuten und Wohlhabenden, und liefs kein Mittel unver-
sucht,



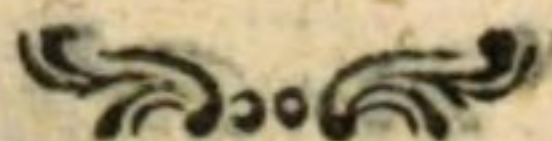
sucht, um dem Volke das Herz zu stehlen, und seinem Zwecke näher zu kommen.

Von dieser freundlichen und gnädigen Herrensprache sagt ein deutscher Schriftsteller ebenso witzig als treffend — „Fürsten und Herren gelang's, der Unterthanen Säcke so voll mit Wind der Versprechungen und Gnadenbezeugungen zu füllen, dafs diese, um für solche Geschenke nur Raum zu machen, ihre Taschen ausleerten, und den Herren ihre Rechte und Freyheiten aufzuheben gaben“ (*) Wirklich ist ein Volk, welches für solche Versprechungen seine Rechte hingiebt, einem Manne gleich, welcher sich von einem Schatzgraber sein baares Geld aus dem Beutel locken läfst, weil er ihm sagt, dafs er dafür alle Taschen voll und noch mehr dazu bekommen werde; wenn sich dann der Betrogene über seinen leeren Beutel und seine leeren

T. 2

Ta-

(*) Sagen der Vorzeit.

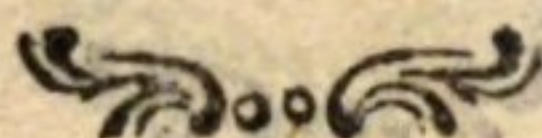


Taschen beklagen wollte, so könnte ihm zum erlittenen Schaden noch der nicht unverdiente Schimpf widerfahren, daß man ihm sagte —

„Du hast nicht viel Ursache zu klagen, Freund!
 „denn deine Taschen sind ja wirklich voll, zwar
 „nur mit Wind, aber du hattest Unrecht die
 „Versprechungen des Schatzgrabers für etwas
 „mehr als Wind anzusehen.“ —

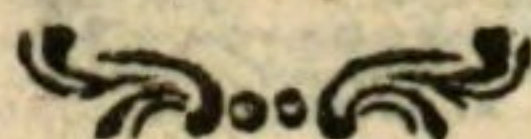
So leichtgläubig waren die Landleute in den Waldstätten nun freilich nicht, und der Graf erlaubte sich mitunter manches, was die vernünftigen Patrioten über seine eigentlichen Absichten nicht im Zweifel lassen konnte, und sie in ihrem Mißtrauen sowie in ihrem wachsamem Eifer bestärken mußte: Er suchte seine Gewalt immer weiter auszudehnen, und die Grenzen, inner welchen er als Reichsvogt und vermöge der, durch einen beschwornen Vertrag versicherten, Volksrechte und Freiheiten hätte bleiben sollen, würde er wohl noch öfterer überschritten haben, wenn er in dem

Wi.



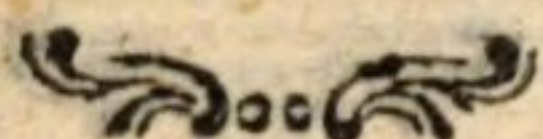
Widerstande des Volks nicht ein größeres Hinderniß als in seinem Pflichtgeföhle gefunden hätte: der Vorthail des Reichs lag ihm eben so wenig am Herzen, als derjenige des Volkes, und er wollte nur nicht mehr als Reichsvogt angesehen seyn, sondern er hätte lieber als Graf zu Habsburg in den Waldstätten wie in seinen eigenen Landen befehlen mögen: Auch hatte er bereits angefangen, sich in Schriften und sonst zu nennen und zu schreiben — „*Graf Rudolph, deren von Schwiz von*“
„*rechter Erbschaft rechter Vogt und Schirmer.*“

Von dieser anmaßlichen Erbschirmvogtey läßt sich kein anderer Grund angeben, als, daß nach dem Tode Graf Ulrichs von Lenzburg sein Stammgut an das kyburgische Haus und von diesem als Weibergut an Habsburg gekommen war: Nun haben zwar freylich die großen Herren, wie in manchem andern, so vornehmlich auch in Absicht auf das Erben ganz eigene und besondere Vorzüge, so daß ein gemeiner Mann oft voll Erstaunen und Be-



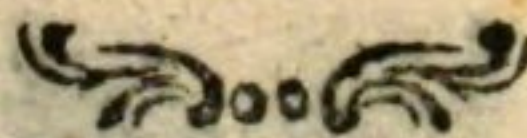
wunderung ausrufen möchte: *Was doch die Herren nicht alles erben können!* In diesem Anspruche des Grafen Rudolphi auf eine Erbschirmvogtey über die Waldstätte ist jedoch das Ungerechte, so wie das Abentheurliche und Ungereimte zu auffallend, als dafs es nöthig wäre, mit dem Finger darauf zu weisen. (*) Selbst die Nachkommen Rudolphi, fogar ein Kaiser Albrecht mufs das Ungereimte dieser Anmafsung gefühlt haben, weil er sich auf diese Erbschirmvogtey nicht berufen mochte, ob er gleich in seiner Erbitterung gegen die Eidgenossen keinen, nur einigermafsen scheinbaren, Rechtsgrund verschmähen konnte: In den Waldstätten aber, wo man alle Neuerung scheute, und wo der Graf selbst als beständig einfäfsiger Reichs-

(*) Wer aber diesen Anspruch dennoch von Seiten des Rechts genauer würdigen will, mag nur das Wenige lesen, was Herr Müller im I. Buch seiner Schweizergeschichte in der 56. Note des 15. Capitels darüber gesagt hat.



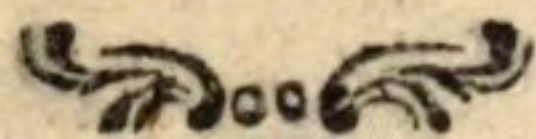
Reichsvogt Etwas sehr unwillkommes Neues war, mußte auch sein neues Erbrecht sehr anstößig seyn; es war den Leuten ganz unbegreiflich, wie der Graf so ohne ihr Wissen und Willen aus einem Reichsvogt, von rechter Erbschaft zu ihrem rechten Vogt und Schirmier werden, und etwas habe erben können, was vor ihm noch nie eines Menschen Eigenthum gewesen war: Desto leichter aber konnten sie voraussehen, daß seine Nachfolger wenigstens mit eben so viel Grund, von rechter Erbschaft nicht nur ihre rechten Vögt und Schirmer, sondern ihre rechte Oberherren und wohl noch etwas mehr werden dürften.

Indefs gewährte ihnen diese Anmaßung des Grafen doch auch den Vortheil, daß sie nun nicht länger im Zweifel seyn mußten, auf was sie sich von ihm zu versehen haben; sie sahen nun klar und deutlich genug, was der Graf bey ihnen seyn und werden wolle, um auch zu wissen, was aus ihnen werden müßte, wenn sie sich seinen Absichten nicht



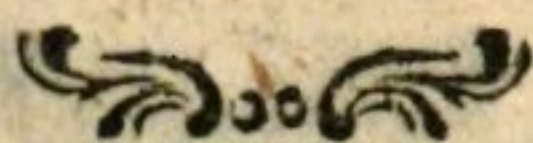
nicht widersetzen würden; und sie waren nicht die Leute, denen ungerechte Gewalt und Herrschaft erst dann ein trauriges Uebel dünkt, wenn das Joch bereits auf ihrem Nacken liegt und ihre Hände gebunden sind, daß sie sich nicht mehr regen können, oder, die erst nach vollendeter Unterdrückung ohnmächtig darüber seufzen und jammern, dem Unterdrücker, da sie es noch konnten, nicht widerstanden zu haben: Sie waren vielmehr entschlossen, dem drohenden Uebel vorzubeugen, ehe es ihnen auf dem Hals liege; Sie wollten sich von ihren Rechten und Freiheiten nichts entreißen lassen, und sich der ungerechten Herrschaft samt ihren Fesseln erwehren, da sie noch freye Hände hatten, damit sie ihnen nicht zu nahe auf den Leib kommen, wo denn der Widerstand viel schwieriger, vielleicht gar unmöglich werden könnte: Von da an, als der Graf seine Absichten so klar an den Tag gelegt hatte, war er dem Volke schon minder gefährlich geworden, denn nun konnte zur Beförderung seiner Absichten

nichts



nichts Wichtiges mehr weder durch List noch Gewalt ausgerichtet werden, weil jene die geschärfte Wachsamkeit der Vorsteher, diese aber den gährenden Unwillen des Volks gegen sich hatte, welcher bey dem ersten Reitze einen allgemeinen Aufstand befürchten liefs, und der Graf fand sich nicht stark genug, mit einem tapfern Volk in seinem wohlverwahrten Lande den gefährlichen Kampf um seine Freiheit wagen zu dürfen; dieses aber blieb zu einem nachdrücklichen Widerstande bereit und gefast, wenn ihn der Graf durch irgend einen Schritt nothwendig machen würde, und ob es gleich gegen ihn nicht ohne Noth das Aeufserste unternehmen wollte, so sehnte es sich doch begierig nach irgend einer Gelegenheit, die es ihm möglich machen möchte, von einem so gefährlichen Erbschirmherrn sich ganz frey zu machen, welche auch nicht lange ausblieb und für ein solches Volk nicht lange ausbleiben konnte. Noch jedem Volke haben sich mehrere Gelegenheiten zur Befreyung dargebotten, aber nicht jedes Volk besitzt

Ver-



Verstand genug, sie zu bemerken, oder Muth genug, sie zu benützen.

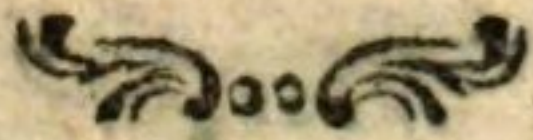
Kaiser Friedrich hatte während seinem Aufenthalte in Italien seinen Sohn, den jungen König Heinrich in Deutschland zurückgelassen, und den Herzog Ludwig von Bayern zu seinem obersten Rathgeb verordnet; da sich aber dieser Herzog von seinem Eigennutz und den Eingebungen und Ränken Gregorius IX leiten liefs, so würde dieser junge Fürst übel berathen gewesen seyn, wenn ihm nicht auch Abt Conrad von St. Gallen zur Seiten gestanden wäre, ein Mann von vorzüglichem Geist und Charakter, mit welchem Kaiser Friedrich in einem vertraulichen Freundes-Verhältnisse stand, und der ihm auch in guten und bösen Tagen mit einer seltenen und unerschütterlichen Treue ergeben blieb. Papst Gregorius, der nichts unversucht liefs, den Kaiser Friedrich zu einem Kreuzzug nach Palästina zu nöthigen, wollte auch durch den Sohn auf den Vater wirken, und Herzog

Lud-

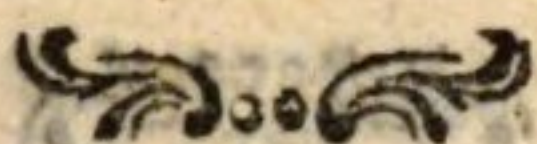


Ludwig, der aus wichtigen Gründen den Kaiser lieber in Palästina als in Deutschland wissen mochte, glaubte, daß der junge Fürst allerdings dem Papste gehorchen müsse: Abt Conrad war ganz entgegengesetzter Meinung; klug und männlich äußerte er sich: „Der Kaiser sey schon genug mit den „Werbungen des Papstes geplagt und es zieme „dem Sohne nicht, sich mit Praktiken gegen seinen Vater zu befassen.“ — Darüber wurde der Herzog so sehr aufgebracht, daß er den Abt mit bittern Anspielungen auf seinen Mönchsstand einen *totten Mann* schalt. Indefs mußte der Kaiser wider seinen Willen, durch einen Kreuzzug den Wunsch des Papstes erfüllen, wenn er sich nicht den Haß der ganzen Christenheit auf den Hals ziehen wollte: Mit einem kleinen Heere verrichtete er große Thaten, eroberte Jerusalem und viele andere Städte: Das war es aber gerade nicht, was der Papst wünschte; Er hätte sich gern von den Erbstaaten des Kaisers in Italien Meister gemacht, und zu dem Ende sollte das Heer des Kaisers in

fer-



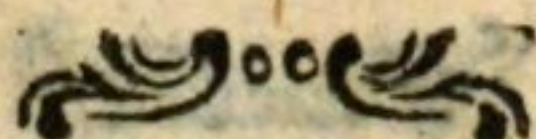
fernem Lande aufgerieben werden, und noch hoffte er beydes bewirken zu können: Er fandte ein Heer in das, dem Kaifer zugehörige, untere Italien, wo es schnelle Eroberungen machte, weil es keinen Widerstand fand: Die Verstärkungstruppen, welche dem Kaifer nachfolgen sollten, hielt er theils zurück, theils suchte er sie zu bewegen, unter seiner heiligen Fahne gegen den Kaifer selbst Dienste zu nehmen, unter dem Vorwande, daß derselbe ein Ungläubiger und ein ärgerer Feind der Christenheit, als selbst der Sultan sey; fogar scheute er sich nicht, dem Sultan von Egypten vortheilhafte Anerbietungen machen zu lassen, wenn er ihm den Kaifer vom Halse schaffen würde, welcher aber dieselben mit einer edelmüthigen Verachtung von sich wies und sie seinem Feinde zur Warnung bekannt machte. Friedrich schloß nun einen ehrenvollen Frieden, eilte nach Italien zurück, eroberte seine Länder wieder, züchtigte den Papst und glaubte durch einen Vergleich mit ihm sich von dieser Seite Ruhe geschafft zu haben; aber



aber der Papst wufste ihm bald wieder durch mancherley Ränke neue Feinde zu erregen. (*)

Unter diesen war oben erwähnter Herzog von Bayern, der aber durch die zu frühe Entdeckung seines Verständnisses mit dem Papste genöthiget wurde als offener Feind aufzutreten, ehe er zu einem Kriege gerüstet war. Friedrich kam nach Deutschland und Abt Conrad freute sich der Gelegenheit, seinem Freunde dienen und es den Herzog fühlen lassen zu können, was der *totte Mann* vermöge: Die Hülfe, welche er dem Kaiser zuführte, bestand, wie Tschudi erzählt, in hundert Schützen und Speerknappen und zweyhundert auserlesenen Rittern in *Hofengeschüch*, welches anzuführen, mir nur um des Contrastes willen der Mühe werth schien, der sich zwischen diesen Reitern im *Hofengeschüch* und den *Ohnehosen* unsrer Zeiten findet. Abt Conrad war im Kampfe gegen den Herzog

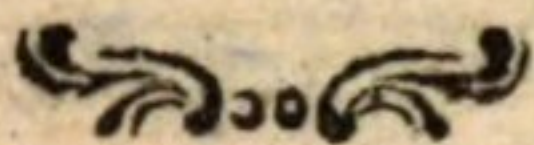
(*) Geschichte Kaiser Friedrich II. — Tschudi.



zog mit seinen Leuten immer zuförderst, und zwang ihn, den ihm angethanen Schimpf zu bereuen und unter seiner Vermittlung von dem Kaiser einen nachtheiligen Frieden anzunehmen. Gleich darauf zog Friedrich gegen die Friesen.

Die Schwierigkeiten, welche der Kaiser in dem Kriege mit den Friesen fand, reizten den Herzog von Neuem zur Empörung, denn er hoffte jetzt gegen den jungen König mit besserem Erfolg etwas unternehmen zu können, weil er von seinem Vater wenig Unterstützung zu erwarten hatte. Der eben so thätige als kluge Abt ritt zum Kaiser, um mit ihm die nöthigen Mafsregeln gegen diese neue Gefahr zu verabreden, brachte aber keine Hülfe, sondern nur die Vollmacht zurück, mit dem König Heinrich nach Erforderniß der Umstände handeln zu können: Hingegen hatte er die Kränkung zu vernehmen, dafs während seiner Abwesenheit seine eigenen Lande von dem Graf Diethelm von Toggenburg feindselig angefallen und zum Theil verwüstet worden seyen.

Die-



Dieser Graf hatte aus Neid seinen Bruder ermordet, und der unglückliche Vater wollte mit der hinterlassenen Besitzung des Ermordeten lieber ein Geschenk an das Kloster St. Gallen machen, als sie dem Mörder zukommen lassen: Der junge Graf versuchte zwar das Brudergut mit Gewalt an sich zu bringen, aber nach einer unglücklichen Fehde mit Abt Conrad mußte er die Vergabung unterschreiben und sich mit einer Summe Geldes zufrieden geben; doch konnte er es nicht verschmerzen, daß er von dem begangenen Brudermord nur das marternde Bewußtseyn und das belastete Gewissen haben, der Abt hingegen allen Vortheil davon genießen sollte: Als er nun den Abt und seinen Freund, den Kaiser, in einen schweren Krieg verwickelt sah, glaubte er jetzt oder niemals das Toggenburgische Erbgut wieder erobern und an dem Abt Rache nehmen zu können. Der Kaiser nahm den Schaden des Abts eben so sehr wie seinen eigenen zu Herzen, aber er hätte ihm damals nicht helfen können, wenn

der-



derselbe nicht in seinem eigenen Verstande ein Hülfsmittel gefunden hätte, wobey ihm von Seiten des Kaisers weiter nichts, als nur blos der gute Wille nothwendig war.

Er erinnerte sich nämlich, dafs das tapfere Volk in den Waldstätten noch allemal den Kaisern bereitwilligen Dienst und Hülfe geleistet habe, wenn es nur von ihnen nicht im Genuss seiner Freiheit gestört und angetastet wurde; und Friedrich hatte ihm von dieser Seite noch niemals wehe gethan: Darum konnte er hoffen, dafs eine Aufforderung zu einem Hülfzug bey demselben nicht umsonst seyn, und alsdenn nicht nur ihm selbst geholfen, sondern auch der Kaiser von ihrem Beistande in dem Krieg gegen den Herzog wichtigen Vorthail ziehen werde. Es ist leicht einzusehen, warum sich der Abt lieber an das freye Volk in den Waldstätten als an den Grafen von Habsburg oder an irgend einen andern Grafen wenden wollte: Denn er kannte nicht nur die



Tapferkeit und Denkart dieses Volkes, sondern überhaupt die Welt und die Menschen und besonders die großen Herren seiner Zeit zu gut, als daß er zweifeln konnte, von welcher Seite die *uneigennützigere* Hülfe zu hoffen sey.

Es kostete ihn wenig Mühe sein Hülfsmittel beliebt zu machen und es dahin zu bringen, daß eine Gefandtschaft in die Waldstätte beschloffen wurde. Eben befand sich im Dienste des jungen Königs ein Edelmann aus dem Land Uri, Arnold von Wätern, der zu dieser Gefandtschaft vorzüglich geschickt schien, weil man hoffen konnte, daß die Aufträge des Königs in dem Munde eines Landsmannes größeres Gewicht erhalten, und bey dem Volke leichtern Eingang finden werden: Arnold kam in die Waldstätte, ward von den Volksvorstehern freundlich aufgenommen und mit Wohlwollen und Aufmerksamkeit angehört, als er ihnen die großen Tugenden und Thaten des Kaisers beschrieb und ihnen vorstellte, wie sehr er ihrer

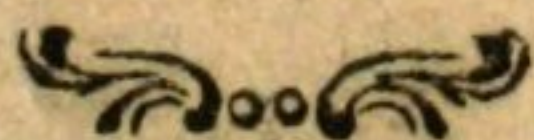


Hülfe für seinen Freund, den Abt Conrad bedürfe, und wie sehr sie sich durch dieselbe um den Kaiser und König verdient machen können: Ueberall fand er die größte Bereitwilligkeit zu dem verlangten Waffendienste, aber auch den festen Entschluß, denselben nicht eher thun zu wollen, bis ihnen der beschwerliche und ungerechter Weise aufgedrungene Reichsvogt wieder abgenommen würde: Vielleicht mochte es ihnen auch gefährlich scheinen, während dem sie andern Hülfe leisten, einen offenbaren Feind ihrer Unabhängigkeit und Freiheit mitten in ihrem Lande zurückzulassen, der sich die Abwesenheit eines grossen Theils der streitbaren Mannschaft zu Nutze machen, und irgend einen Gewaltstreich zur Begründung seiner Herrschaft unternehmen konnte. Nach gehaltener Berathschlagung ward Arnold von Waisern mit folgendem Bescheid an den König entlassen:

„ Sie, das Volk in den Waldstätten, haben
sich einst freywillig in den unmittelbaren Schutz
„ des



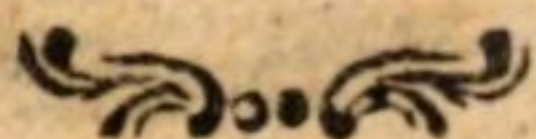
„ des Reichs begeben, und seyen demselben nur
„ in so fern Steuer und Dienst schuldig, in so fern
„ sie gegen Unterdrückung beschirmt werden: Sie
„ haben mit Steuern und Kriegsdienst ihrer Ver-
„ pflichtung immer Genüge gethan, so lange sie
„ Schutz und Gerechtigkeit gefunden; aber sie
„ seyen von dem Reich übel beschirmt, und von
„ ungünstigen Kaisern und Königen oft und manig-
„ faltig in ihrer Freiheit beeinträchtigt worden:
„ So habe sie Kaiser Otto wider das Herkommen
„ und wider alles Recht mit einem beschwerlichen
„ Reichsvogt beladen, da doch von Alters her Nie-
„ mand als der Kaiser oder König selbst ihr Ober-
„ haupt gewesen, und ihren Vätern niemals ein
„ beständiger Vogt aufgebürdet worden sey: Zu-
„ dememasse sich der Graf von Habsburg mehr
„ an, als einem Reichsvogt zustehe, und als ihm
„ der Kaiser übertragen habe, auch übe er gröf-
„ sere Gewalt, als ihm der Vertrag erlaube, den
„ sie mit ihm eingegangen seyen: Auf Unkosten
„ sowohl des Reichs, als ihrer Freiheit, suche er



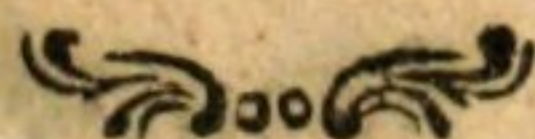
„ nur seine eigne Macht zu vergrößern — Ob sie
„ nun gleich wenig Verpflichtung mehr gegen das
„ Reich zu haben glauben, da sie bey demselben
„ weder Schutz noch Hülfe gefunden, und ob-
„ gleich Abt Conrads Krieg sie eigentlich gar
„ nichts angehe, so seyen sie dennoch bereit, dieß-
„ mal dem Herrn Kaiser und seinem Sohn König
„ Heinrich die begehrte Hülfe zu thun, in so fern
„ Graf Rudolph zu Habsburg ihnen gänzlich abgenom-
„ men und aus dem Lande geschafft werde, und sie zu
„ keinen Reisen und Diensten genöthiget werden, dann
„ allein zu des Kaisers oder Königs Nothdurften das
„ Reich berührende; und in so fern sie darüber
„ schriftliche Versicherung bekommen, daß sie zu des
„ Reichs Handen ohn alle Veränderung, Heimlichung
„ und Versetzung mögen geschützt und gehandhabet
„ werden. “ (*)

So

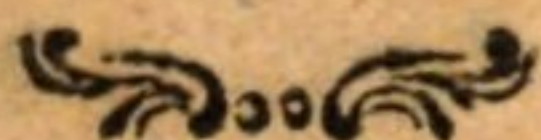
(*) Tschudi.



So einfältig diese Sprache klingt, so unterscheidet sie sich gleichwol sehr merklich und fühlbar von der Sprache eines Volkes, welches sich zwar ungerechten Bedrückungen mit Eigensinn oder Trotz zu widersetzen wagt, aber durch sein übriges Benehmen *sich klein und verächtlich macht*. Es ist die Sprache eines *mannhaften* Volks, welches, indem es die Abstellung ungerechter Bedrückung verlangt, sich zugleich *achtbar und wichtig zu machen* *weis*. In diesem Bescheid an den König Heinrich spricht ein *verständiges Volk*, welches seine Rechte kennt, jede Beeinträchtigung derselben bemerkt, sich weder täuschen noch einschläfern läßt und jedes mögliche und rechtmäßige Mittel ergreift, um sein Recht zu behaupten, aber auch zu keiner gewaltsamen Selbsthülfe schreiten will, bis von der Gerechtigkeit derjenigen, die ihm Recht schaffen sollen, nichts mehr zu hoffen ist: *Ein kluges Volk*, welches die günstige Gelegenheit zu benützen und von derselben den möglichst größten Vortheil zu ziehen *weis*; *Ein biederer Volk*, welches seine
Pflicht



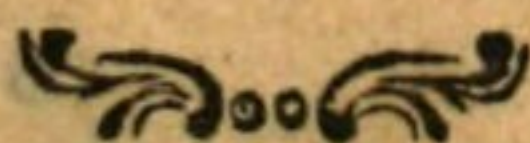
Pflicht treulich erfüllt, und gegen sein Oberhaupt gerne leistet, was es soll, wenn dieser auch an ihm thut, was er von Rechtes wegen zu thun schuldig ist: *Ein großmüthiges Volk*, welches von andern nicht mehr verlangt als Gerechtigkeit, und wenn es diese erhält, freywillig zu den wichtigsten Diensten bereit ist, wozu es keine Verbindlichkeit hat: *Ein entschlossnes Volk*, welches dasjenige, was es mit Recht fordern zu können glaubt, bestimmt und nachdrücklich darstellt, und auf seiner Forderung zu bestehen, den festen Willen zeigt; auf der andern Seite aber auch in seinen Versprechungen und Zusagen keine Künste anwendet, um sich einen Weg offen zu behalten, die Erfüllung seiner Zusage ablehnen oder verzögern zu können, sondern sich geradezu und ohne Umschweif erklärt, was es zu thun wirklich gesonnen ist: *Ein tapferes Volk*, welches zu der verlangten Hülfe schon bereit ist, indem es sie anbietet; gerüstet und mit den Waffen in der Hand da steht und sagt: Da sind wir! ruft uns nur —



so kommen wir; zeigt uns nur den Feind — so kämpfen wir.

Hätte das Volk in den Waldstätten nur bloß einen trägen Unwillen gegen den Kaiser äußern und unter dem Vorwand erlittener Bedrückung ihm den verlangten Dienst versagen wollen, so hätte es der Kaiser freilich damals an ihnen nicht ahnden können, aber sie würden sich doch seine Verachtung und seinen Haß zugezogen haben; der Reichsvogt wäre ihnen auf dem Halse geblieben und ohne Zweifel in der Folge von dem Kaiser selbst unterstützt worden; so aber konnten sie seiner auf die beste Art los werden, durch die Züchtigung eines Grafen ihm Scheu einflößen, und sich überdies an der wohlverdienten Gunst des Kaisers eine mächtige Stütze ihrer Freiheit erwerben: Bey solchen Zügen in der Geschichte unfreier Väter können, dünkt mich, ihre Nachkommen nie zu lange verweilen, damit sie lernen, *wie Glück und Freiheit von Innen, und Achtung von Aussen verdient werden muß.*

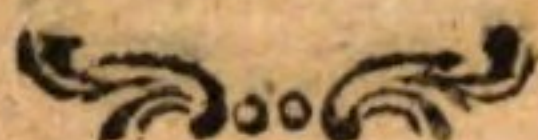
Unter



Unter oben beschriebenen Umständen mußte die Erklärung des eben so dienstwilligen als Freiheitsliebenden Volkes dem Kaiser höchst willkommen seyn; denn er erhielt, was er wünschte und woran ihm sehr vieles gelegen war, und von seiner Seite wurde weiter nichts gefordert, als nur — gerecht zu seyn. Arnold von Wafsern ward schnell wieder in die Waldstätte zurückgesandt, und brachte an jedes der drey Länder ein besonderes Schreiben des Königs mit sich, vermög dessen Inhalt sie nicht nur von der Reichsvogtey Graf Rudolphs gänzlich entlediget, sondern ihnen auch alle ihre ursprünglichen Rechte und Freiheiten, so wie sie es verlangt hatten, zugesichert werden. (*) Arnold vergaß nicht die Wirkung dieser königlichen Schreiben durch mündliche Vorstellungen zu verstärken, so wie sie bey seinen Landsleuten, die er kennen mußte, nicht ohne Gewicht seyn konnten.

„ Der

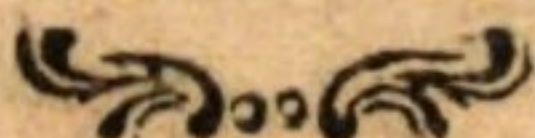
(*) Urkunde bey Tschudi,



„ Der Kaiser und der König, sagte er, tragen
„ eine besondere Liebe zu ihnen, und davon
„ haben sie an den erhaltenen Briefen und an der
„ Erfüllung ihrer Wünsche genugfames Zeugniß;
„ aber sie haben noch mehr gethan, sie haben
„ nämlich den Graf Rudolph, damit sie auch für
„ die Zukunft weder von seinen Ansprüchen noch
„ von seinem Groll etwas besorgen müssen, durch
„ eine billige Entschädigung zufrieden gestellt:
„ Nun werden sie auch von ihrer Seite die gethane
„ Zusage erfüllen und das Zutrauen rechtfertigen
„ wollen, welches man auf sie als auf biedere
„ und tapfere Männer gesetzt habe: Er zweifle
„ zwar nicht im mindesten daran, aber er müsse
„ sie doch erinnern, daß der ganze Werth und
„ Nutzen ihres Dienstes von schneller Eile abhange,
„ denn die Umstände seyen dringend; der Kaiser
„ habe im Friesenland einen schweren Krieg auf
„ dem Halbe, der ihm nicht erlaube, dem König
„ Hülfe zu senden, welcher sich gegen den Herzog
„ von Bayern und seine Helfer kaum erwehren
„ und



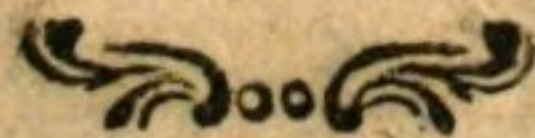
„ und den Beistand Abt Conrads nicht entbehren
„ könne, der eben darum sein eigen Land dem
„ Feind habe Preiss geben müssen: Und damit
„ es ihnen bey der so nothwendigen Eile auch
„ nicht an freudigem Eifer fehle, so sollen sie
„ nur bedenken, für wen, und gegen wen sie
„ zu streiten haben; sie streiten nämlich für einen
„ Mann, der die gerechte Sache auf seiner Seite
„ habe; der überdies zu eben der Zeit, wo an-
„ dere treulos an ihm handeln, das schönste Bei-
„ spiel einer großmüthigen Treue darstelle, indem
„ er seinen eigenen Schaden nicht achte, um ei-
„ nen größern von seinem Freund, dem Kaiser,
„ abwenden zu helfen: Auf der andern Seite
„ haben sie es gegen einen Mann zu thun, der
„ mit dem Verbrechen eines Brudermordes, mit
„ dem Fluche des Himmels und mit dem Abscheu
„ der Menschen beladen sey, der schon einmal
„ in einer Fehde mit seinem Gegner untengelegen
„ und von ihm mit edelmüthiger Milde behandelt
„ worden sey, jetzt aber von dem Bedrängnisse
„ def-



„ desselben Vortheil zu ziehen suche, und einen,
„ unlängst beschwornen Vertrag gebrochen habe:
„ Bey einer solchen Bewandtnis der Sache werde
„ ein so biederes Volk wie seine Landleute seyen,
„ es bald mit sich selbst ausgemacht haben, was
„ ihm zu thun gezieme. “ (*)

Arnolds Vorstellungen fanden allgemeinen Beifall, und es ward in allen drey Waldstätten einhellig beschloffen, dafs, weil der König ohne Anstand den Wunsch des Volks erfüllt und ihm seine Freiheit versichert habe, man nun auch ohne Anstand ihm und dem Abt zu Hülfe ziehen wolle: Sogleich standen sechshundert streitlustige Männer bereit, und mit dem Aufmarsch derselben hatte die Vogtey des Grafen Rudolphi ein Ende, nachdem sie ungefähr zwey und zwanzig Jahr gedauert hatte. Billig freuen wir uns über diese Befreyung von einer der gröfsten Gefahren, in welcher sich
unfre

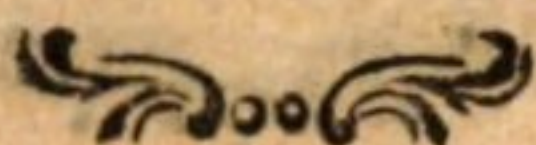
(*) Tschudi.



unfre Väter jemals befunden haben ; aber laßt uns ja nicht vergessen, daß es eigentlich jene sechshundert, auf dem Marsch begriffene, wackere Männer sind, durch welche diese Befreyung verdient wurde.

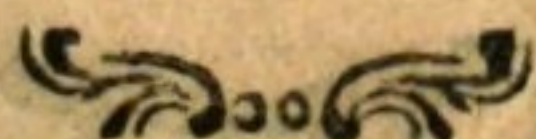
So bald sich die Brüder des Abts, die Herren von Bußnang, mit einer so beträchtlichen Hülfe verstärkt fahen, (denn damals zogen überall keine so großen Armeen in's Feld, wie heut zu Tage) glaubten sie im Vertrauen auf den Beistand tapferer Männer noch während der Abwesenheit des Abts etwas gegen den Feind unternehmen zu dürfen: Auch wurde Graf Diethelm bald aus den St. Gallischen Landen vertrieben und an seinen eigenen Ländern und Leuten harte Rache genommen; denn des Grafen Kriegsleute hatten sich in die festen Burgen und Schlösser geflüchtet, weil sie sich nicht getrauten, in offenem Feld Widerstand zu thun. Indefs war Kaiser Friedrich, nachdem er die Friesen bezwungen und gedemüthigt hatte,

in's



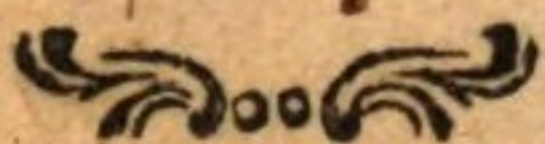
in's obere Deutschland zurückgekommen, um den Krieg gegen den Herzog von Bayern mit mehrerem Nachdruck zu führen und ihn zur Unterwerfung zu zwingen, von welchem Feind ihn aber der Dolch eines Mörders befreyte.

Kaiser Friedrich hatte jezt freye Hände, seinem Freund, dem Abt, auch einen Dienst erweisen zu können, und dieser war zu klug, als dafs er die so günstige Gelegenheit, seinen Feind ganz zu demüthigen, nicht hätte benützen wollen, denn es hatten auch viele geistliche und weltliche Herren für seine Sache Parthey genommen. Graf Diethelm wurde mit der höchsten Reichsacht belegt, und der Abt kam selbst mit einer beträchtlichen Verstärkung in sein Land zurück, um mit Hülfe der sechshundert Mann aus den Waldstätten den Grafen in seinen Burgen und Schlössern anzugreifen: In wenigen Wochen wurde der größte Theil derselben erobert und zerstört, das ganze Toggenburg verheert und verwüstet, die Stadt Lichtensteig



steig geplündert und mit der Einnahme der Burg und Stadt Uznach der kurze Feldzug beschloffen; denn der Graf konnte keinen Widerstand thun, weil er alles, selbst die Stimmung seines eigenen Volks gegen sich hatte, und seine Krieger an dem Glück ihrer Waffen für einen Brudermörder verzweifelten. Es blieb ihm nun kein anderes Rettungsmittel mehr übrig, als die Gnade des Siegers und das Mitleiden einiger Fürsprecher, die sich bewegen ließen, durch ihre Vermittlung bey dem Abt einen erträglichen Frieden auszuwirken, welches ihnen auch besser gelang, als sie hoffen konnten, denn obgleich der Abt den Krieg mit vieler Härte und Strenge geführt hatte, so bewies er nun doch gegen den gedemüthigten Feind eine rühmliche Mäßigung: Mit einer neuen Versicherung der, von dem Vater des Grafen an St. Gallen verschenkten, Besitzungen zufrieden, gab er alle gemachten Eroberungen zurück, ausser der Feste Utzenberg, die er als Unterpfand für die Sicherheit des Friedens auf eine bestimmte Zeit behalten wollte.

Den



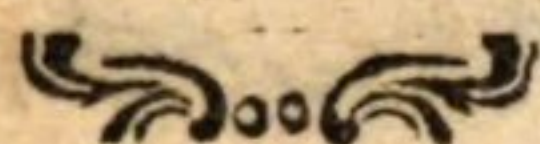
Den größten Vorthail in diesem Kriege erwarben sich die sechshundert Mann aus den Waldstätten: Belobt und geehrt, und von dem Abt dankbar und wohlbelohnt, kamen sie in ihr Vaterland zurück, und da fanden sie bey weitem den schönsten und wichtigsten Lohn ihrer Kriegesthat in der geretteten Freiheit, deren frohen Genuß sie nun mit ihren Brüdern theilen konnten.

Allein kaum waren zwey Jahre vorbey, als schon wieder eine Anfechtung entstand, die freilich nur die Landleute von Uri traf, deren Wachsamkeit und Standhaftigkeit in der Behauptung ihrer Rechte von dem König Heinrich auf eine neue Probe gesetzt wurde. Während einer Krankheit, welche den Abt Conrad befiel, wußten die Feinde Kaiser Friedrichs diesen jungen Fürsten von seinem eben so klugen als treuen Rathgeber abwendig zu machen, und da hatte er an Friedrich von Oesterreich seinem Schwager und an einigen, der Parthey des Papstes ergebenen, Prälaten ganz



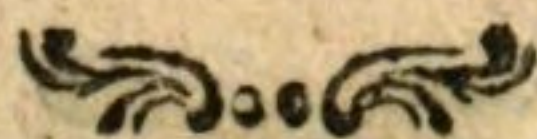
ganz andere Rathgeber gefunden, durch welche er in der Folge fogar zu einer offenen Empörung gegen den Kaiser, seinen Vater, verleitet wurde: Dem Einflusse dieser Rathgeber ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß er dem Kloster Wettingen zu Gefallen ein Schreiben an die Landleute von Uri ergehen liefs, durch welches ihnen ernstlich anbefohlen wurde, *von der fernern Besteuerung der, diesem Kloster angehörigen, Leute und Güter abzustehen.* Aber die Urner achteten wenig auf diesen Befehl und gaben zur Antwort, daß die Besteuerung aller Leute und Güter in ihrem Lande, sie mögen angehören wem sie wollen, ein *uraltet Herkommen* und ihr immer *geübtes Recht* sey, welches sie sich nicht nehmen lassen. Unbekümmert beharrten sie in der Ausübung ihres Rechtes, zogen die gewohnten Steuern ein und hofften, daß der König aus Achtung für ihr Recht, welches ihm vielleicht bisher unbekannt gewesen oder verhehlt worden sey, sie ferners nicht beunruhigen werde. Allein in dem nächst folgenden Jahr kam der Abt

von



Wettingen selbst in das Land Uri, stolz auf die Würde seiner Person und trotzend auf ein Schreiben des Königs, welches er mit sich brachte: Da wurde das Volk zusammen berufen und dieses Schreiben ihm vorgelesen. Dasselbe liefs die Gründe, warum man dem frühern Schreiben des Königs nicht nachleben wollte, die alten Rechte und Gewohnheiten nämlich, auf die man sich berief, natürlicherweise ganz unberührt; Dagegen sagt der König in demselben:

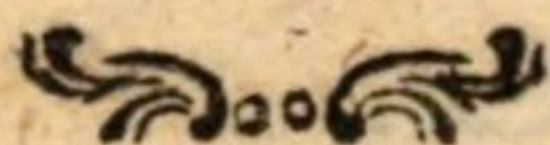
„ Weil er zu dem Orden der Mönche zu
„ Wettingen eine besondere Liebe trage, so wolle
„ er, dafs desselben Gerechtsamen unverletzt blei-
„ ben; darum befehle er den Landleuten von
„ Uri alles Ernstes und bey Verlust seiner Huld
„ und Gnade, dafs sie von den Leuten des Gotts-
„ hauses zu Wettingen, die in ihrem Thal sess-
„ haft seyen, gänzlich keine Steuer noch Anlage
„ fordern sollen: Auch sollen sie alle wissen,
„ dafs, wenn einer sich's unterstehen würde,



„ hierinnen wider seinen Befehl zu handeln, der-
 „ selbe ganz gewiss *an Leib und Gut werde bestraft*
 „ werden.“ (*)

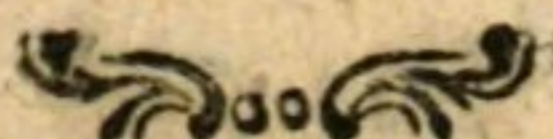
Ein solcher Befehl, und in einer solchen gebieterischen und drohenden Sprache vorgetragen, mußte bey dem freyen und mannhaften Volk von Uri die heftigste Wirkung hervorbringen. Es entstand plötzlich ein erschütterndes Getümmel, das Bewegen und Drängen des Volkes glich dem Brausen der Meereswogen, und sein Rufen dem Rauschen des Sturmwindes; Waffen und Fäuste hoben sich drohend in die Höhe und zornige Stimmen ließen sich hören: — „ Wer! Wer ist
 „ der Mann, der uns so höhnen, so herrisch ge-
 „ bieten darf! der es wagt, uns in's Angesicht
 „ mit Leibesstrafen zu drohen! Ergreift ihn! her-
 „ unter! herunter mit ihm!“ Doch, wenn die Vor-
 steher, welche das Herz des Volks in ihrer Hand haben,
 ver-

(*) Urkunde bey Tschudi.



verständige und rechtschafne Männer find, so ist eine solche Gährung niemals gefährlich. Der Abt wurde von dem Landammann und den Räthen in Schutz genommen, und das Volk durch passende Vorstellungen bald wieder zur Ruhe gebracht: auf den rauschenden Tumult folgte eine schauerliche Stille und ein leiseathmendes und gespanntes Horchen, als der Landammann sich an den Abt wandte und ihm folgenden Bescheid gab.

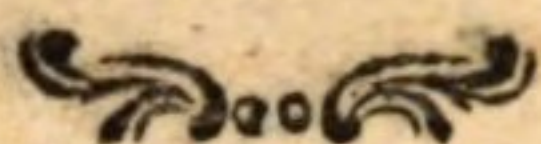
„ Es sey ihm zwar leid, daß das Volk dem
„ Herrn Abt einen so großen Schrecken verursacht
„ habe ; doch könne ihm die eigne Erfahrung,
„ welch einen schlimmen Eindruck sein Begehren
„ und vornehmlich sein mitgebrachtes Schreiben
„ auf dasselbe gemacht habe, eine heilsame War-
„ nung seyn, niemals mehr zu versuchen, was
„ er eben ietzt versucht habe: Nimmermehr solle
„ er sich um ein solches Schreiben bey dem König
„ bewerben, und noch viel weniger es wagen,
„ dasselbe in ihr Land zu bringen. — Sie küm-



„ mern sich nichts um die Ordensfreiheiten der
 „ Mönche und ihrentwegen mögen ihnen die
 „ Könige und Päpste noch mehrere ertheilen, wenn
 „ sie es gut finden. — Sie aber haben auch
 „ Rechte und Freiheiten von Alters her, die sie
 „ behalten und sich weder von einem König noch
 „ von einem Papst wollen nehmen lassen. —
 „ Wenn die Geistlichen immer um sich greifen
 „ und die Güter alle an sich ziehen, von wem
 „ man endlich noch die nothwendigen Steuern
 „ beziehen sollte? — Die *Geistlichen* wollen sie
 „ ja nicht geben, und die übrigen *könnten* nicht
 „ mehr. “ (*)

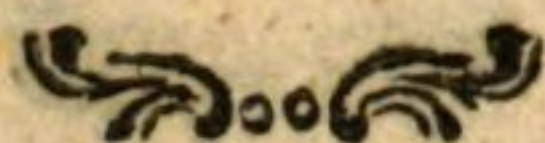
Ungehindert und sicher, obgleich mit ängstli-
 cher Eile und über den erhaltenen Bescheid höchst
 mißvergnügt, entfernte sich der Abt aus einem
 Lande, wo geistliche Würde und königliches An-
 sehen *so wenig* und Recht und Freiheit *alles* galt,
 wenn

(*) Tschudi.



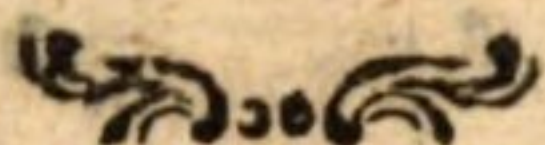
wenn im Collisionsfall zwischen beiden entschieden werden mußte; Ueber den König war das Mißvergnügen bey dem Volke allgemein, welches sich in sehr nachtheiligen und hefftigen Reden äußerte: Man ärgerte sich darüber, daß er die Rechte eines freyen Volkes, welches ihm kurz vorher einen so wichtigen Waffendienst geleistet, dem Vortheile eines Klosters aufopfern wollte; daß er es auf eine so undankbare und unwürdige Weise behandelt, und sogar wie ein eigenmächtiger und übermüthiger Despot mit knechtischen Strafen bedrohet habe: Man sagte einander, der Kaiser könne an diesem Verfahren seines Sohnes unmöglich ein Wohlgefallen haben; der thörigste junge König habe sich schon einmal durch Untreue an seinem Vater vergangen, und da er jetzt, seitdem sich Abt Conrad nicht mehr an seinem Hofe befinde, von lauter Feinden des Kaisers umgeben sey, so werde er sich durch ihre Eingebungen wohl noch zu größeren Unthaten verleiten lassen, und sich dadurch ein schweres Gericht von Gott und dem

Kaiser

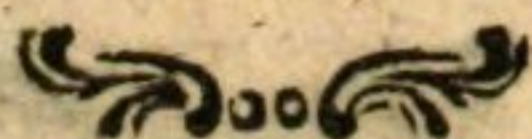


Kaiser auf den Hals ziehen; darauf gründete man denn auch die Hofnung, daß seine Ungnade von keinen wichtigen Folgen seyn werde. Wirklich ward dieser schwache und unglückliche junge Fürst schon damals oder doch bald darauf von einem päpstlichen Legaten zu einer Verbindung mit den Feinden seines Vaters und zu einer förmlichen Empörung gegen ihn verleitet; von welcher aber der Kaiser, der sich in Italien befand, früh genug unterrichtet wurde, daß er derselben durch einen schnellen Zug zuvorkommen, und den noch nicht genug gerüsteten Sohn zur Unterwerfung zwingen konnte. Wenige Jahre hernach starb Heinrich in Calabrien, wohin ihn sein Vater verwiesen hatte.

Kaiser Friedrich war so weit entfernt den Ungehorsam der Urner, den sie gegen den König Heinrich bewiesen hatten, ahnden zu wollen, daß er vielmehr nicht lange hernach im Jahr zwölfhundert und vierzig den Landleuten in den Waldstätten einen neuen Beweis seiner Achtung und sei-



nes Zutrauens gab, indem er sie durch eine Gesandtschaft um Hülfe gegen seine Feinde in Italien ansprechen liefs: Ob er gleich von seinem unveröhnlichen Feind, dem Papst Gregorius, mit dem Bann belegt war, schien er doch in ihren Augen die gute und gerechte Sache auf seiner Seite zu haben, denn sie waren nicht gewohnt, ihr Urtheil über Recht und Unrecht nach einem Bannfluch zu formen; darum fiel es auch den Gefandten nicht schwer, sie zu dem verlangten Waffendienst bereitwillig zu machen: Gleichwol glaubten sie aus Eifer für den Kaiser sich selbst nicht vergessen zu dürfen. Was sie vor wenigen Jahren an König Heinrich erfahren hatten, gab ihnen Anlaß, ihre, schon oft geführte, alte Klage zu wiederholen — „ Sie seyen bisher von dem Reich so „ schlecht beschirmt worden, dafs sie wohl alle „ Ursach hätten, sich von der Verpflichtung, „ demselben Hülfe zu leisten, entledigt zu glauben. — Und nach Italien zu ziehen, seyen sie „ auch um deswillen nicht schuldig, weil sie dem „ Reich



„ Reich niemals anders, als nur in deutschen
 „ Landen verpflichtet gewesen. — Zwar werde
 „ der Kaiser von männiglich geehrt und geliebt,
 „ weil er sich um sie noch mehr als kein andere
 „ Kaiser verdient gemacht, und dasjenige, was
 „ sein Sohn ihnen Leides gethan habe, ohne
 „ Zweifel wider seinen Willen geschehen sey —
 „ darum wollen sie auch sein Begehren mit Freuden
 „ erfüllen, und ihm die verlangte Hülfe ohne
 „ Verzug zukommen lassen, so bald er ihnen für
 „ ihre Rechte und Freiheiten eine neue Bestätigung
 „ und Versicherung ertheilt haben werde, dass sie für
 „ die Zukunft gegen alle Beeinträchtigungen gesichert
 „ seyen. “ (*)

Die Gefandten erklärten sich: „ dass sie die
 „ Erfüllung ihres nicht unbilligen Verlangens bei
 „ dem, ihnen ohne dies höchst gewogenen Kaiser,
 „ leicht und ohne allen Zweifel sich auszuwirken
 „ getrauen; besonders, wenn sie selbst eine Ge-
 „ sandt-

(*) Tschudi.



„ sandtschaft verordnen, die sogleich mit ihnen
„ abreißen könne: Weil aber wegen dringenden
„ Umständen dem Kaiser eine *schleunige* Hülfe noth-
„ wendig sey, so sollen sie ihre Mannschaft ohne
„ Verzug bereit machen und mit dem Auszug der
„ selben nicht bis auf die Zurückkunft ihrer Ge-
„ sandten warten, sondern im festen Vertrauen auf
„ die günstige Gesinnung des Kaisers, sie abziehen
„ lassen, so bald sie gerüstet sey. “ — Diese Vor-
stellung that die gewünschte Wirkung: Die Vor-
steher und das Volk beeiferten sich dem Kaiser ihre
Zuneigung und ihr Vertrauen mit der That zu be-
weisen. Kaum waren die Gesandten abgereist,
als schon sechshundert wohlgerüstete Männer bereit
standen, und ihren Marsch so sehr beschleunigten,
dass, als die Gesandten mit der Zusage der ver-
langten Hülfe vor dem Kaiser erschienen, sie ihm
zugleich die Nachricht geben konnten, dass sie
in der Nähe sey.

Das Freiheitliebende Volk in den Waldstätten
hatte zwar immer gegen seine Pflicht, den Kaisern
und



und dem Reich Hülfe leisten zu sollen, mancherley Einwendungen zu machen, weil das Beding dieser Pflicht an ihm meistens schlecht erfüllt, und es in seinen Rechten und Freiheiten öfterer ange-
tastet als beschirmt wurde: Dennoch bewiefs es allemal, was sehr bemerkenswerth ist, in der wirklichen Leistung der, von ihm verlangten Hülfe, weit mehr Eifer und Schnelligkeit, als andere Reichsangehörige bey der völligsten Ueberzeugung von ihrer Pflicht und der willigsten Anerkennung ihrer Schuldigkeit jemals bewiesen haben und — noch beweisen.

Kaiser Friedrich war gegen diesen Beweis eines so edeln Zutrauens und eines so schnell thätigen Dienstefers nicht unempfindlich: Noch während der langwierigen Belagerung von Faenza, wo die sechshundert Mann sich durch manche tapfere Waffenthat auszeichneten, und sich und ihren Brüdern Ehre und Achtung erwarben, erhielt jede von den drey Waldstätten einen wichtigen Freiheitsbrief von gleichem Inhalt, in welchem der Kaiser
ihren



ihren Dienstleister belobt (non modicum zelum ,
quem semper ad nos & imperium habuistis per effe-
ctum operis ostendistis) sie als freye Männer aner-
kennt (tanquam homines liberi, qui solum ad nos
& imperium respectum debeatis habere) sich er-
klärt, dafs er sie als ein Volk, welches sich aus
freyem Willen in den Schirm des Reichs begeben
habe, mit ofnen Armen aufnehme (ex quo igitur
sponte nostrum & imperii dominium eligistis fidem
vestram patulis brachiis amplexamur) und ihnen
von seinem und des Reichs Schutz, so wie von
ihrem Rechte als freye Reichsangehörige auf keine
Weise an irgend einen Herrn veräußert werden
zu dürfen, die stärkste Versicherung ertheilt (reci-
pientes vos sub nostram specialem & imperii protecti-
onem, itaque quod nullo tempore vos a nostris
& imperii dominio & manibus alienari vel extrahi
permitteremus.) (*)

Hätten

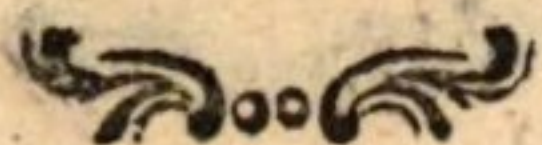
(*) Die, in allen drey Waldstätten noch vorhandene

Ure



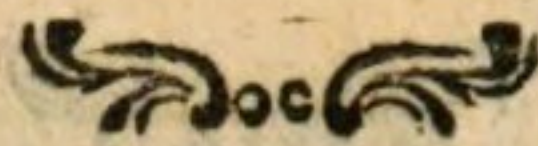
Hätten die Kaiser sich über die Waldstätte niemals mehr angemasset, als ihnen über freye Reichsangehörige von Rechtswegen zustand, und ihnen den Schutz angedeyen lassen, den sie ihnen schuldig waren, so würden sie auch an ihrem Theil sich den Kaisern und dem Reiche zu entziehen, niemals begehrt haben: Es erhellet aus ihrer ganzen Geschichte, daß ihr höchster Wunsch nicht weiter gieng, als nur in ihren Rechten unangetastet zu bleiben, und in der Unveräußerlichkeit vom Reiche gesichert zu seyn, damit sie nicht das Eigenthum eines Kaisers, oder an andere Herren verpfändet und verkauft würden, was sie, durch so manches fremde Beispiel belehrt, auch für sich selbst besorgen mußten. Durch den erhaltenen Freiheitsbrief glaubten sie nun diesen Wunsch ganz erfüllt zu sehen und die Sicherheit, keinen Erb-

Urkunde dieses Freiheitsbriefes, ist datirt — in ob-
 sidione Faventiae Anno Domini MCCXI, Mense
 Decembri XIV, indictione. Copie bey Tschudi.



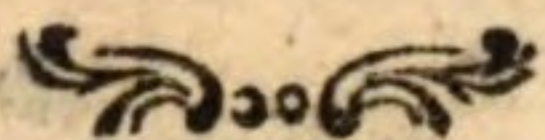
Erbherrs jemals haben zu müssen, machte ihnen grössere Freude, als kaum ein Volk empfinden kann, wenn ihm ein Erbherr und künftiger Beherrscher geboren wird; denn unter ungleichen Umständen und Bedürfnissen kann eine vernünftige Freude bey ganz entgegengesetzten Ursachen statt finden. Mit nicht geringerer Freude wurden auch die Krieger, welche jenen Freiheitsbrief erworben und verdient hatten, von ihren Brüdern aufgenommen, als sie nach der Eroberung von Faenza mit manchem Zeugniss ihres Wohlverhaltens und ihrer Tapferkeit in ihr Vaterland zurückkehrten.

Während der Belagerung hatte sich Strut von Unterwalden aus dem adelichen Geschlecht derer von Winkelried vorzüglich ausgezeichnet, und bey dem Kaiser so viel Aufmerksamkeit und Beifall erhalten, daß er ihn im Lager zum Ritter schlug. Dieser Strut von Winkelried soll hernach mit einer grossen Schlange (oder Lindwurm) nahe bey dem Kernwald ein heroisches Abenthuer bestanden und
sie



sie zwar erlegt haben, aber an dem Gifte des Blutes gestorben seyn, welches von ihrem Kopfe, den er triumphirend auf einem Spiesse trug, auf ihn herabträufelte. Dieser Kampf mit einer Schlange oder sonst einem schädlichen Raubthier mag wohl um des spätern Winkelrieds willen unter der Feder eines geistlichen Chronikschreibers eine allegorische Gestalt erhalten haben; denn, so wie der größte Schweizerheld, der spätere Winkelried sein Vaterland von dem Ungeheuer Despotismus befreyte, aber im Kampfe mit ihm sein Leben aufopferte, so mußte der frühere Winkelried, der seine Landsleute zu Weilen von der Schlange befreyte, die sie zu verschlingen drohte, an ihrem Gifte sterben, *damit er ein Vorbild seines grossen Nachkommen würde.*

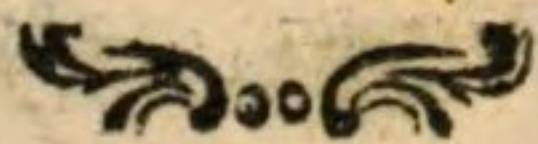
Als nach Friedrichs Tod sein Sohn Conrad eben so wie sein Vater von dem Papst Innocentius gehasst und verfolgt wurde, und mit einem mächtigen Nebenbuhler um die Regierung zu kämpfen hatte,



hatte, blieben ihm von seinen wenigen Freunden keine mit so viel standhafter Treue ergeben, wie die Waldstätte und die Stadt Zürich, welche sich eben so wenig als einst ihre Nachbarn, durch einen Bannfluch schrecken liefs. Conrad hatte aber weder den Geist noch das Glück seines Vaters geerbt, und es war von ihm wenig Schutz gegen seine Feinde zu erwarten, wenn sich diese, was man besorgen mußte, an seinen Freunden rächen wollten: Darum wurde zwischen der Stadt Zürich und den Ländern Schwiz und Uri im unverzagten Vertrauen auf eigene Kraft, ein Schutzbündniß auf drey Jahre errichtet, vermöge welchem die vereinigte Kraft von Allen für den bedrängten Theil in jeder Noth und gegen jeden Feind zu Kampf und Wehre bereit seyn mußte. Diesem Bündniß soll auch Unterwalden beigetreten seyn, als es drey Jahr später erneuert und auf eben so viel Zeit verlängert wurde.

Bey den fortdauernden Unruhen und Entzweigungen im deutschen Reiche wurde die Gefahr von

Auf-



Außen und Innen immer größer; da entschloß sich das Volk in den Waldstätten in der Person des jüngern Graf Rudolfs zu Habsburg einen Schirmhauptmann zu wählen. Wenn wir uns darüber wundern, wie unfre Vorfahren, die wir bisher immer nicht nur als tapfere, sondern auch als verständige Männer handeln gesehen haben, einen Schritt thun konnten, der beym ersten Anblicke so sehr aller gefunden Politik entgegen zu seyn scheint, so dürfen wir uns doch keines ungerechten Tadels schuldig machen, was ohne Zweifel geschehen würde, wenn wir denselben nach den Folgen, die er gehabt hat und die unsern Vorfahren nicht bekannt seyn konnten, und nicht vielmehr nach den damals obwaltenden Umständen beurtheilen wollten, durch welche sie zu demselben bestimmt und genöthiget wurden.

D a r s t e l l u n g
eines
Theils der Schweizergeschichte.

VII.

V o r l e s u n g.

1257 — bis — 1291.

Warum die Landleute in den Waldstätten den Grafen Rudolph zu Habsburg zum Schirmhauptmann wählen — Anarchie in dem deutschen Reiche — Zustand der Waldstätte — Was sie mit Rudolph vereinigt — Charakter Rudolphs — Seine Politik — Fehde wider den Bischof zu Basel — Adelszwist in Uri von Rudolph beigelegt — Streifzug der Schwizer in die Mark — Die Unterwaldner vertreiben den Herrenadel — Die Schwizer ziehen zu Felde für die Sache einer Wittfrau — Kriegsthaten Rudolphs, an welchen die Landleute Theil nehmen — Sie ziehen für ihn wider Strasburg — Rudolph, Schirmhauptmann der Zürcher — Die Landleute ziehen für Rudolph und für den Adel wider die Bürger von Basel — Bemerkungen darüber — Rudolph wird deutscher König — Königin Gertrude für Engelberg wider die Waldstätte — K. Rudolph versöhnt den Adel mit den Landleuten in Unterwalden — Giebt den Waldstätten einen Freiheitsbrief — Spricht für die Schwizer gegen seine Gemahlin Anna — Erhält Hülfe von den Waldstätten wider Otto- kar — Spricht abermal zu Gunsten der Schwizer — Sein Vergrößerungsentwurf — Wie er auf der Höhe seines Glücks denkt und handelt — Die Landleute werden um ihre Freiheit besorgt — Lucern an Albrecht verkauft — Rudolph giebt den Waldstätten einen neuen Beweis seines Wohlwollens — stirbt — was die Nachricht von seinem Tode in den Waldstätten wirkt und veranlaßt.

*Parsimonia & vigiliis & labore cum ultimis mili-
tum certavit, nec quidquam in exercitu suo præcipui,
præter honorem atque imperium habuit.*

LIVIVS.

*Iusta causa amicitie est, velle eum nobis amicum
esse, qui nos appetit.*

LIVIVS.

*Minore negotio qui imperent imponimus, quam qui
resistant imperantibus.*

LIVIVS.

Is status rerum est, ut nihil boni divinet animus.

LIVIVS.



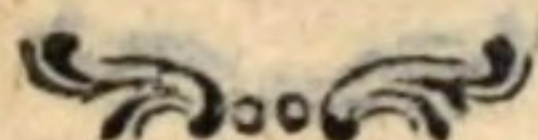
Man stößt zuweilen in der Geschichte auf einzelne, besonders auffallende Ereignisse, die vornehmlich eben durch das Auffallende und Sonderbare den Wunsch erzeugen, über die Ursachen derselben eine befriedigende Auskunft zu erhalten, und da ist es dann freilich höchst unangenehm, wenn dieser Wunsch durch die Geschichtschreiber nicht erfüllt wird; wenn sie entweder gar nichts sagen, was zur Erklärung eines solchen Ereignisses dienen könnte, oder höchstens nur irgend eine allgemeine Ursache anführen, die nichts weniger als befriedigend ist. Wer alsdann doch einiges Licht zu erhalten wünscht, und sich nicht mit bloßen Hypothesen zufrieden geben will, muß eine ganze Periode der gleichzeitigen Geschichte in



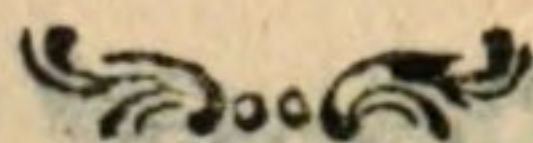
mehreren Quellen blos in Rücksicht auf dieses einzige Ereigniß mit angestrenzter Aufmerksamkeit durchlesen, alle zerstreuten Züge und Umstände, die auf dasselbe einige Beziehung haben, herausheben, zusammenstellen, vergleichen und durch eine vorsichtige Beurtheilung derselben die Aufklärung, die er suchte und wünschte, gleichsam sich selbst schaffen. Zu dieser Gattung gehört auch das Ereigniß, bey welchem ich am Ende meiner letzten Vorlesung stehen geblieben bin.

Wer die Geschichte der Schweizer in den Waldstätten bis auf das Jahr zwölfhundert und sieben und funfzig mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich ohne Zweifel sehr überrascht finden, wenn er dann weiters liest, daß sie in eben diesem Jahr den Graf Rudolph zu Habsburg aus freyem Willen zu ihrem Schirmhauptmann erbetten haben, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß MHHerren über dieses Ereigniß von mir einige Auskunft verlangen

und



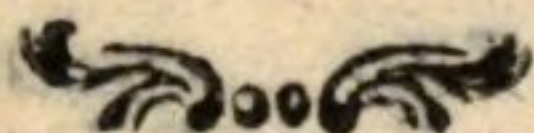
und mir die Frage vorlegen möchten — Was konnte sie wohl zu diesem Schritte bewegen? Wie war es möglich, daß sie, welche ihre Unabhängigkeit bisher mit so viel angestrongter Mühe, so wachsam und so standhaft gegen so manche Anfechtung und Gefahr behauptet hatten; sie, welche nach dem Tode des biederer und treugefinnten Grafen Rudolphi von Lenzburg den weisen Entschluß gefaßt, keinen Schirmherrn mehr über sich zu setzen, sondern in Zukunft nur Gott und ihrer eigenen Kraft zu vertrauen; sie, welche sich die Schirmvogtey des Grafen Rudolphi, aus dem Hause Habsburg so ungern aufdringen ließen, sie mit so viel Kummer und Unwillen ertrugen, und alles mögliche anwandten, sich von derselben wieder frey zu machen; wie war es möglich, daß sie nun kaum sechs und zwanzig Jahr später sich aus freyem Willen entschließen konnten, einen Grafen aus eben diesem Hause zu ihrem Schirmhauptmann zu wählen? Und schwerlich würde es Ihnen Genüge thun, wenn ich Ihnen



nur die allgemeine Ursache anzeigen wollte, die man in allen Geschichtbüchern angeführt findet, daß nämlich die Verwirrungen und Unruhen im deutschen Reiche diesen Entschluß erzeugt haben. Ich glaube darum auch, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn wird, wenn ich Sie einige Augenblicke mit dem unterhalte, was ich auf oben angezeigtem Wege zur mehreren Aufklärung dieses Ereignisses gefunden habe.

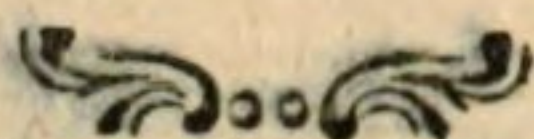
Die *erste* von den verschiedenen Ursachen, aus welchen dasselbe erklärt werden kann, war allerdings der Zustand, in welchem sich damals das deutsche Reich befand. Schon unter den beiden Gegenkönigen, dem Conrad von Schwaben und Wilhelm, Grafen von Holland, entstand eine allgemeine Zerrüttung, und nachdem jener in Italien gestorben, und dieser wenige Jahre nachher in einem Gefechte gegen die Friesen geblieben war, konnten die deutschen Fürsten über die Wahl eines Königs nicht einig werden. Die deut-

sche

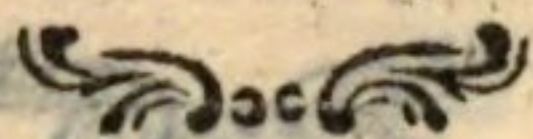


ſche Königskrone hatte unter den obwaltenden Umſtänden zu wenig Reitz, als daß ſie einen von den Reichsfürſten ſehr lüſtern machen konnte; keiner beſaß Ehrgeitz oder Selbſtvertrauen genug, um auf dieſe Krone Anſpruch machen und die, mit derſelben verknüpften Mühseligkeiten und Gefahren beſtehen zu dürfen; und keiner hatte ſich durch Charaktervorzüge, durch Talent und Kraft das allgemeine Vertrauen in ſolchem Maafſe erworben, daß ihn daſſelbe auf den Thron hätte erheben können: Vielleicht mochte man [auch einem andern aus Eiferſucht eine Würde nicht gönnen, der man ſich ſelbſt nicht gewachſen fühlte, oder, was wohl das Wahrfcheinlichſte ſeyn möchte, die Wahlfürſten hatten an dem Zuſtande der Unabhängigkeit ſo vielen Gefallen gefunden, daß ſie lieber gar kein Oberhaupt, oder doch nur ein ſolches haben wollten, von welchem ſie keine Einmiſchung in ihre eigenen Angelegenheiten und kein Hinderniß ihrer habſüchtigen oder ehrgeitzigen Abſichten zu befürchten hätten:

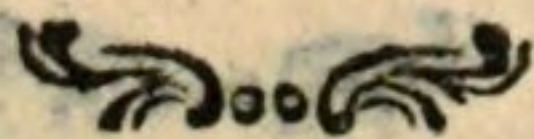
Wirk.



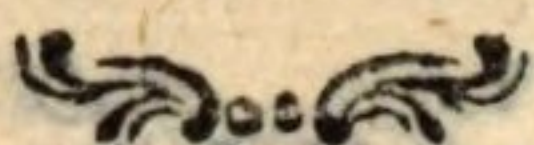
Wirklich mußten sie von Papst Alexander zu einer neuen Königswahl ernstlich ermahnt werden, und da fiel die Mehrheit der Stimmen auf Richard, den Bruder des Königs von England; allein die Gegenparthey bestritt die Rechtmäßigkeit der Wahl, weil, vermöge der Reichsordnung, kein ausländischer Fürst deutscher König seyn könne; wählten aber selbst auch einen fremden Fürsten zum Gegenkönig, in der Person Alfons, Königs von Spanien: Der deutsche Staatskörper hatte zwar jetzt in England und in Spanien ein Haupt, aber gleichwol keinen Regenten: Alfons begnügte sich mit einem Titel, der ihm schmeichelte, aber um das deutsche Reich bekümmerte er sich nicht im mindesten: Richard kam zwar nach Deutschland, aber was er als König that, war nicht viel mehr als ein Versuch, der ihn belehrte, wie gering das Ansehen und das Gewicht seiner Würde sey und da schienen ihm seine Angelegenheiten zu Hause wichtiger, als was für ihn in Deutschland zu thun war. Dem deutschen Reiche war nun kaum
noch



noch die Gestalt eines verbündeten Staates übrig geblieben; die grossen Fürsten handelten nach ihrem Gutdünken ohne ferners auf ein Oberhaupt ohne Macht und Ansehen einige Rücksicht zu nehmen; jeder suchte seine Macht von Innen und Aussen auf Unkosten seiner Nachbarn und Unterthanen zu erweitern und zu vergrössern; jeder that ohne Scheu, wozu er sich stark genug fühlte; es galten keine Rechte mehr, als welche der Stärkere dem Schwächeren gerne zustand, und keine Gesetze, als welche der Sieger dem Ueberwundenen vorschrieb; die kleineren Herren schlossen sich an die grossen und mächtigen an, hielten's aber nur so lange mit ihnen, als jene die Stärkeren blieben, und als es ihr eigener Vortheil erheischte; grosse und kleine Herren waren gegen einander in unaufhörlichen Kriegen und Fehden begriffen, in welchen geplündert und verwüstet, aber nichts Entscheidendes ausgerichtet wurde: Wenn die Baronen und Grafen von einem Streifzuge auf ihre Burgen zurückkamen, die gemachte Beute

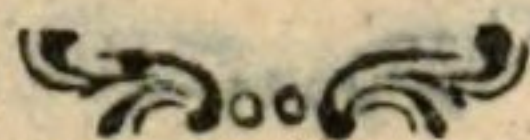


Beute verwahrt, oder die empfangenen Wunden geheilt waren, und keine neue Fehde die adelichen Krieger beschäftigte, so wurden sie Straßenträuber: Das kleine Gebiet eines solchen Baroneglich dem Netz einer Spinne; sobald einer, der es betrat, von dem Räuber und seinen Gefellen, die auf den Wachtthürmen immer auf der Lauer standen, ausgespäht war, so stürzten sie über ihn her, schleppten ihn in das Räuberneft und nicht zufrieden, den Gefangenen zu plündern, zwangen sie ihn, durch ein theures Lösegeld seine Freiheit zu erkaufen, wenn er nicht in einem schauerlichen Kerker verschmachten wollte, auch machten sie sich nicht selten mit einer schändlichen oder grausamen Mißhandlung der Gefangenen eine bübische Kurzweil: Niemand durfte im Gebiete der Baronen und Grafen weder selbst auf der Straßewandeln, noch von seiner Habe etwas darauf führen lassen, wenn er sich nicht vorher von denselben einen Geleits- oder Freybrief erworben hatte. Nur hinter starken Mauern und in bewafneten Verbin.

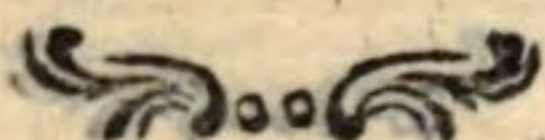


bindungen konnte man einige Sicherheit finden. Bey einem solchen Zustand der Dinge mußten nothwendig auch die Landleute in den Waldstätten um ihre Verwahrung und Sicherheit besorgt seyn.

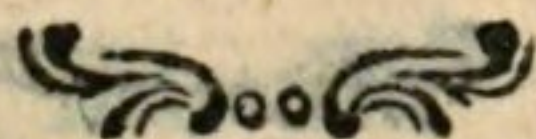
Allein, diese Ursache erklärt nur, warum ihnen eine sichere Verwahrung nothwendig scheinen mußte, aber sie erklärt nicht, warum sie sich nach einem *fremden* Schirm umgesehen haben. Von allen geistlichen und weltlichen Herren in der Nähe und am ganzen Oberrhein war damals keiner so übermächtig, daß sie sich vor ihm hätten scheuen müssen, und daß sie nicht gegen seine Macht in ihrer vereinigten Kraft einen völlig hinlänglichen Schutz gefunden hätten; auch machten diese Herren einander selbst mit immerwährenden Fehden und Kriegen so viel zu schaffen, daß keinem der Gedanke beifallen konnte, ein tapferes, und von seinem Land so wohl geschütztes, Volk überfallen und unterjochen zu wollen: Es mußte also eine andere Ursache obwalten, welche sie bewegen konnte, ihre Zuflucht zu einem fremden Schirmherren



herren zu nehmen, und diese Ursache lag ohne Zweifel in dem innern Zustand der Waldländer selbst: Eben der Geist der Ungebundenheit, der Habsucht und Raubsucht, der überall in Deutschland herrschte, hatte auch den Adel in diesen Ländern ergriffen, der besonders in Uri und Unterwalden sehr zahlreich war. In Uri entstand unter dem eifersüchtigen Adel selbst eine Mißhelligkeit und Partheyung, die desto gefährlicher war, weil ein Theil des Adels höchst wahrscheinlich von Ezzelino, dem Tyrannen der Lombardey gereizt und unterstützt wurde; bereits war dieser Zwist in eine offene Fehde ausgebrochen, und Rauben und Morden zur Tagesordnung geworden. Bey den freyen Landleuten mußte dieser Zustand, wenn sie auch von dem Adel geschont wurden, dennoch große Besorgniß erzeugen: Vielleicht hatten die Partheyen unter ihnen selbst ihre Anhänger und Freunde, und so bald diese an dem Streit Theil nehmen wollten, war eine völlige Zerrüttung und das gänzliche Verderben zu befürchten.

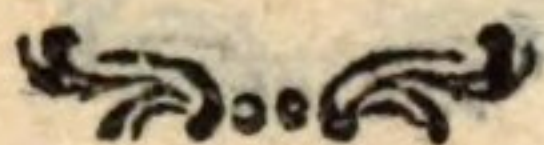


fürchten, wenn sie sich aber eines Sinnes auf die Seite einer Parthey geschlagen hätten, so würden sie damit nur entweder auf ihre eigene Gefahr einen Feind ihrer Freiheit gröfser und mächtiger gemacht, oder die schwächere Parthey zur Verzweiflung gebracht und sie genöthigt haben, sich auf jedes Beding um fremden Beistand zu bewerben, und dieser hätte ihr ein Uebergewicht verschaffen können, durch welchen unfehlbar vor allem aus das freye Volk unterdrückt worden wäre: Von den Verbündeten war kein Beistand zu hoffen, weil ihr Zustand nicht viel besser, zum Theil noch schlimmer war; besonders befand sich Unterwalden in einer höchst gefährlichen Lage. Der Adel hatte sich daselbst so sehr vermehrt, dafs man in diesem kleinen Ländchen bey vierzig adeliche Geschlechter zählte: Der Herrenadel konnte es dem minderen oder Bauernadel nicht verzeihen, dafs er sein Interesse mit demjenigen des freyen Landmanns vereinigt hatte; gegen diesen, so wie gegen das freye Volk, dessen Freiheit



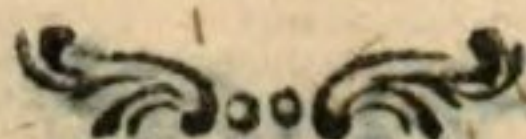
heit seine Eifersucht reizte und seinen Stolz beleidigte, trug er einen bittern Haß, der durch den immerwährenden Streit der Päpste mit den Kaisern unterhalten und nicht wenig verstärkt wurde; denn die Herren aus dem höheren Adel waren als Lehenträger der reichen Stifter und Klöster immer päpstlich gesinnt, da hingegen der Landmann und der mindere Adel es immer mit den Kaisern hielten und von ihrer Gegenparthey eben nicht viel zu befürchten hatten, so lange die Kaiser ihr Ansehen durch einige Macht unterstützen konnten: Aber nachdem König Conrad, Kaiser Friedrichs Sohn, aus Deutschland vertrieben war, und besonders, seitdem das deutsche Reich wohl zwey fremde Könige, aber eigentlich gar kein Oberhaupt hatte, glaubte der Adel nun ohne Scheu und Zurückhalt seinen Haß und seine Habsucht befriedigen und das Volk mißhandeln zu dürfen: Er erlaubte sich nun alles, was ihm zur Erreichung seiner Freiheitsmörderischen Absichten dienlich schien, welche vornehmlich dahin giengen,

gen,



gen, durch alle möglichen Feindseligkeiten und Plackereyen, es bey dem Landmann dahin zu bringen, daß er die Ruhe der Slaverey den Unruhen und Gefahren der Freiheit vorziehen, und lieber unangefochten, als Unterthan eines gnädigen Herrn, als im Genuß einer unsichern Freiheit in beständiger Furcht vor ihm leben möchte: Die empörendsten Mißhandlungen, die der Landmann jetzt erdulden mußte, blieben ungeahndet und ungestraft, weil keine Rechte und Gesetze mehr geachtet wurden, und kein Richter vorhanden war, an welchen er sich hätte wenden können; und wenn auch hie und da einer oder mehrere freye Männer in gerechter Nothwehre an einem adelichen Frevler oder an seinen Dienern das Richter- und Strafamt selbst vollzogen, so wurde damit nur die Bitterkeit vergrößert und zur Rache gereitzt, aber dem allgemeinen Uebel nicht abgeholfen; dieses konnte nur durch einen allgemeinen Aufstand geschehen, in welchem das Volk seine Feinde in ihren Burgen und Schlössern hätte angreifen, diese

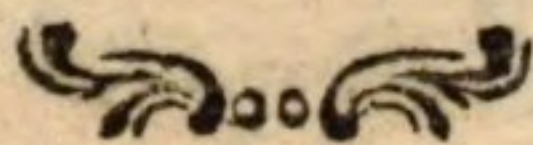
zer-



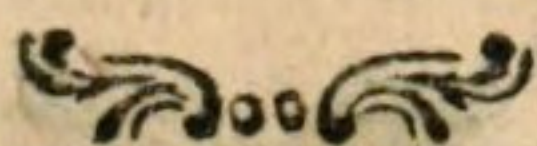
zerstören und jene vertreiben müssen; allein zu einem solchen Unternehmen war der rechte Zeitpunkt noch nicht vorhanden, weil von Innen und Aussen Vieles zu befürchten, und von den Verbündeten, die sich selbst kaum zu rathen wußten, kein Beistand zu hoffen war. Aus diesem allem läßt es sich, wie mich dünkt, hinlänglich erklären, warum die Landleute in den Waldstätten damals nicht nur um ihre Sicherheit besorgt waren, sondern sich auch nach einem *fremden* Schirm umsehen mußten: Wenn sie denn auch bey dem neuen Schirmherrn keinen thätigen und nachdrücklichen Schutz gefunden hätten, so gewährte ihnen doch eine solche Verbindung den wichtigen Vortheil, daß sie nun mit mehr Zuversicht selbst handeln und nicht besorgen mußten, daß ihre einheimischen adelichen Feinde an demjenigen Herrn, der sich zum Schirm des Volkes verbindlich gemacht, einen Freund und Helfer finden werden. (*)

Dafs

(*) Müller — Tschudi — Schmid's Geschichte von Uri —
Besondere Geschichte von Unterwalden — Leu.



Dafs sie aber den Schirm, den sie nöthig zu haben glaubten, bey dem Grafen Rudolph zu Habsburg, das heifst, bey dem Enkel desjenigen Grafen suchten, der ihnen so lästig, so gefährlich und so verhafst war, wird, so sonderbar es beym ersten Anblick scheinen mag, dennoch durch folgende Umstände sehr begreiflich. Vorausgesetzt, was gar nicht zu bezweifeln ist, dafs es nicht das Haus Habsburg, und ein, demselben eigenes, despotisches Regierungssystem, sondern dafs nur die Person des ältern Grafen Rudolphs, sein stolzer, anmafslicher und herrschfüchtiger Charakter es war, was ihn dem Volk in den Waldstätten verhafst machte, so konnte diese Abneigung und dieser Hafs, der nur persönlich war, dasselbe nicht hindern, gegen eine andere Person aus eben diesem Hause, aber von edlerem Charakter, Zutrauen zu fassen. Es mußte den Landleuten jezt alles nur daran gelegen seyn, einen solchen Mann zu finden, wie sie ihn bedurften; einen Mann, der ihnen gewogen und dessen Interesse dem ihrigen



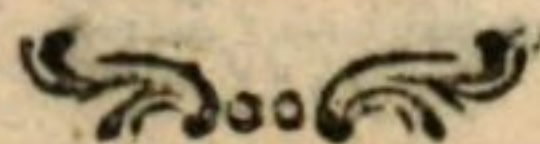
nicht entgegen feyn möchte, auf dessen Charakter sie sich verlassen könnten, und vor dessen Ansehen und Macht ihre Gegner Scheu haben müßten: Und dieser Mann war in jeder Rücksicht der damals lebende Graf Rudolph zu Habsburg. Dieser Graf hatte an seinem Pathen, dem Kaiser Friedrich, an dessen Hof und in dessen Feldlagern er seine frühesten Jugend zubrachte, einen vortreflichen Erzieher gehabt, und sich unter ihm zum Mann und Krieger gebildet: Als er nach dem Tode seines Vaters, voll Thatenbegierde in seine Erblande zurückgekehrt war, blieb er seinem Charakter gemäß, dem Kaiser und seinem Hause immer mit einer dankbaren und unbeweglichen Treue ergeben. Es ist bekannt, daß politische Partheyungen die besten Freunde entzweyen und die bittersten Feinde vereinigen können; da nun die Landleute in den Waldstätten und die Bürger von Zürich eben so wie der Graf, der gibellinischen Parthey mit standhaftem Eifer ergeben waren, so hätte dieses Zusammentreffen in ihrer Anhänglichkeit

keit

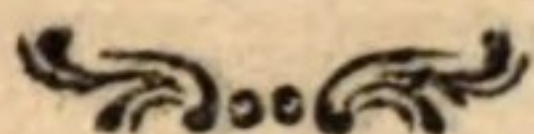


keit für die gleiche Parthey Freundschaft und Zuneigung unter ihnen stiften müssen, wenn sie auch, was aber der Fall nicht war, vorher feindlich gegen einander gesinnet gewesen wären. Die Zürcher hatten den Grafen bereits auf eine bestimmte Zeit, die aber jetzt verflossen war, zu ihrem Schirmhauptmann angenommen, und das Volk in den Waldstätten verfah ihn öfters mit rüstigen Kriegern, die er vorzüglich gerne um sich hatte, weil er tapfere Männer liebte und zu gebrauchen wufte, auch war sein Betragen gegen sie so beschaffen, daß sie allemal mit verstärkter Zuneigung für ihn in ihre Heimath zurückkamen, und bey ihren Brüdern die Lobredner seiner Tugenden wurden; und wirklich befaß der Graf solche Eigenschaften, welche Lob und Ruhm verdienen, einem tapfern Volk gefallen, und sein Herz gewinnen mußten.

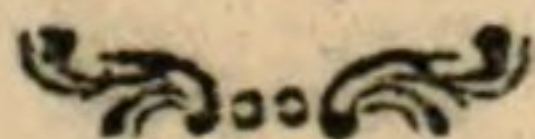
Er war in Rücksicht auf Gestalt und Kraft und Charakter in vollem Sinne des Wortes ein



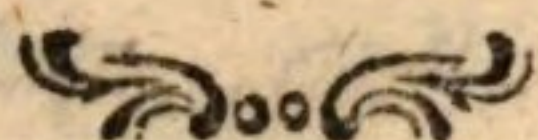
Mann. Von Jugend auf in den Strapazen des Krieges abgehärtet, ein Feind der Weichlichkeit und Ueppigkeit, mäßig und einfach in allem, erhielt er die Kräfte seines Körpers immer bis in's hohe Alter gesund und ungeschwächt: In seinen Zügen war hoher Ernst, der aber nur den Schurken schreckte, vor jedem Biedermann hingegen, der ihn anreden wollte, sich in die Miene einer zuvorkommenden Freundlichkeit auflöste, welche Zutrauen erweckte: auch hinderte ihn dieser Ernst nicht, mit Frohsinn und munterem Geiste an Scherz und Freude Theil zu nehmen, und sich selbst und andern Vergnügen zu schaffen: Im Kriege erzogen, zum Krieger gebildet, und durch Neigung und Umstände zum Krieger berufen, stand er fast immer im Feld und unter den Waffen; durch seine Kühnheit und Tapferkeit erwarb er sich frühe den Namen und den Ruhm eines Helden, und nachdem, er in einem Krieg gegen seine eigenen Verwandten für einige Fehler der unbedachtsamen Hitze von dem Misgeschicke bestraft



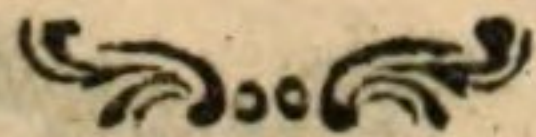
strast und sein jugendliches Feuer durch das reifere Alter gemildert worden war, vereinigte er mit den Eigenschaften eines Helden auch noch diejenigen eines klugen Anführers und Feldherrn: Die Redlichkeit und Treue, womit er sich an seine Worte band und seine Zusagen erfüllte, war so ausgezeichnet und bekannt, daß es lange in Deutschland eine Redensart blieb, wenn jemand sein Wort nicht hielt, zu sagen: *dieser hat Rudolphi's Redlichkeit nicht.* Er war ein eifriger Freund und Vertheidiger der Ordnung und des Rechtes, ob er gleich über Recht und Unrecht in seinen eigenen Angelegenheiten und vornehmlich in der Fülle seines Glücks und seiner Macht zuweilen auch geirret hat: Seinem biedern und edeln Charakter war alles Arge und Falsche so fremd, daß er es auch nicht leicht bey andern argwohnte, und sich wohl eher aus edelmüthigem Vertrauen auf den Biederfinn seines Feindes in nicht geringe Gefahr begab: Er war streng und fest ohne Härte, religiös ohne Aberglauben und fromm ohne Schwäche,



in so fern man ihn in diesen Rückfichten nach seinem Zeitalter beurtheilt: Wie einfach und mässig und sparsam er für sich selbst lebte, so war er doch nichts weniger als knickerisch, sondern vielmehr oft über sein Vermögen freygebig und großmüthig, besonders gegen seine Waffenbrüder und Kriegsgenossen; hievon sagt Tschudi — „ Er hatte allweg ein usserwelt Kriegsvolk ufs „ den Waldsteten und anders wohar, vil Ritter „ und Knechte an Im hangen, denen teilt er ufs, „ was er mithin überkam. “ — Die Popularität, welche er befaß und mit welcher er vornehmlich das Herz des gemeinen Mannes an sich fesselte, war von solcher musterhafter Art, daß man sich nur die verschiedenen Züge derselben, die in seiner Geschichte vorkommen, merken, und dasjenige, was man sonst auch popular seyn heisst, damit vergleichen dürfte, um richtig darüber urtheilen zu können, was wahre Popularität ist und was sie nicht ist: Sie war nicht Affectation, bestand nicht bloß in einigen freundlichen Worten
und



und gnädigen Mienen, die gerade darum, weil sie Herablassung feyn sollen, denjenigen, dem diese Gnade wiederfährt, mehr erniedrigen als es Stolz und Härte thun könnten; denn Härte dulden kann auch der Mann, aber sich durch eine mühsam affectirte Herablassung gechret glauben, kann nur der Slave; Sie bestand nicht in schwacher Gefälligkeit, welche rohen Neigungen und Leidenschaften schmeichelt, sie zu Ausschweifungen reizt und diese unbestraft läßt: Auch bestand sie nicht in jener Selbsterniedrigung, vermöge welcher man sich in feinem Tone und Betragen dem Pöbel gleich stellt, um sich ihm angenehm zu machen; die allemal das Ansehen eines Obern schwächt oder zernichtet, und an welcher zwar der Pöbel Gefallen findet, aber sie dennoch verachtet: Die Popularität Rudolphs bestand in einer humanen, wohlwollenden und theilnehmenden Denkungsart, in so fern sie von einem Großen gegen Geringere, von einem Herrn und Oberhaupt gegen seine Untergebenen in Worten oder im Betragen



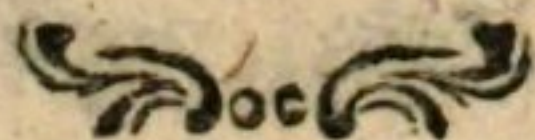
geäußert wird. Rudolph ehrte die Menschheit im Menschen, auch in demjenigen, welcher weit unter ihm stand und ihm gehorchen mußte; er liebte und schätzte persönlichen Werth und persönliches Verdienst, wo er es fand, und glaubte auch dem gemeinen Manne für geleistete Dienste Dank schuldig zu seyn, und ihn achten zu müssen, wenn er sich durch Gefinnungen oder Thaten achtungswerth machte; in allem Menschlichen stellte er sich dem Menschen gleich ohne sich einzubilden, daß er sich damit herablasse; er wollte nicht Ueberfluß haben, nicht herrlich und in Freuden leben, wenn seine Untergebenen Mangel litten und Beschwerlichkeiten zu ertragen hatten; Ungemach und Wohlleben, Kampf und Sieg, Böses und Gutes, Alles theilte er mit ihnen; wenn er es gut hatte, mußten sie es auch gut haben, und wenn er mit ihnen in Noth und Bedrängniß gerieth, lehrte er sie nicht blos mit freundlichen und tröstenden Worten, sondern vielmehr mit seinem Beispiel, wie sie sich darein schicken müssen:

Einst

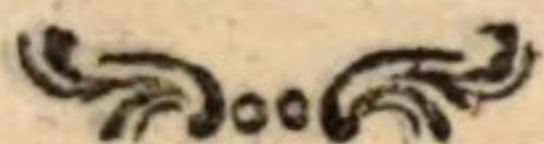


Einst hatten seine Krieger nichts als Rüben zu essen, da wollte er auch nichts besseres genießen; ein andermal litten sie Durst, da wollte er nicht allein Wasser trinken, und den Krug nicht annehmen, den man ihm darbot — „Mich dürstet jetzt,“ sagte er, für mein ganzes Volk, gebt das Wasser zurück oder laßt andere trinken. — Da er im Felde niemals einen Haufen von Bedienten und Aufwärtern um sich hatte, weil er sie weder für den Staat, den er nicht liebte, noch für seine Bedürfnisse, deren Summe nicht groß war, nöthig zu haben glaubte, so mußte er oft, gleich dem gemeinsten Krieger, in manchen kleinen Verrichtungen selbst Hand anlegen, um nur den nothwendigsten Bedürfnissen abzuhelpen; mit eben der Hand, welche mit so viel Ruhm und Kraft den Befehlshaberstab und den deutschen Scepter führte, haben ihn die Kriegsleute oft die Nadel ergreifen und seinen Wams flicken gesehen, und da schien es ihnen nicht, daß sich Rudolph damit klein und verächtlich mache, sie glaubten vielmehr, daß

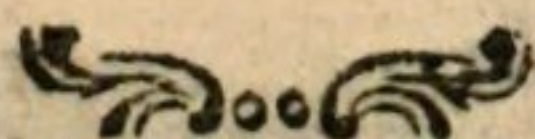
das-



dasjenige, was Rudolph that, eben darum, weil er es that, auch bey dem gemeinen Manne ehrenhafter geworden sey: Alle diese Aeufserungen seiner Popularität waren eben so viele Bande, womit er seine Kriegsleute an sich knüpfte und fest hielt; so wie er an ihrem Zustande, ihren Bedürfnissen, Beschwerden und Gefahren Theil nahm, so glaubten sie auch an seinem Vortheil und an seinem Ruhme Theil nehmen und ihn befördern helfen zu müssen; sie achteten sich selbst mehr, weil sie von Rudolph geachtet wurden, und jeder beeiferte sich, seiner Achtung werth zu seyn. Auch gegen den Bürger und Landmann war Rudolph nicht minder popular als gegen den Krieger; auch in ihm ehrte er die Würde der Menschennatur, das Nothwendige und Nützliche des Standes und Berufes, das Gute und Edle des Charakters, das Verdienst des Fleisses, das Rühmliche des wohl angewandten Talenten; er gefiel sich im häuslichen Kreise eines rechtschaffenen Bürgers, war z. B. der Gast eines wohlhabenden Gerweirs
und



und liefs sich die köstlichen Speisen und Getränke, die ihm da in vergoldeten Gefäfsen vorgesetzt wurden, unter vertraulichem Gespräche eben so gut, wie bey einem Fürsten schmecken; oder, wenn er, als ein gemeiner Soldat gekleidet, sich in das Haus eines Beckers schlich, und auf ein böslau- niges und zänkisches Weib stiefs, welches ihn mit Schmähungen über seinen Herren vom Kamin, an dem er sich wärmen wollte, und endlich gar aus dem Hause trieb, so war ihm diese Ausübung der häuslichen Meisterschaft so wenig zuwider, dafs er vielmehr mit Scherz und Lachen [gehorch- te, und nachher mit der Erzählung eines solchen Auftrittes sich und andere belustigte: Auch als Kaiser schämte er sich nicht, seine populare Denk- art, die er nie verläugnete, gegen den gemeinen Mann zu äufsern; als einst Jacob Müller, ein Bürger von Zürich, vor ihm erschien, da er sich in Mainz befand und eben von vielen Fürsten und Herren umgeben war, fühlte und handelte er, sobald er ihn erblickte, wie ein Mann, der

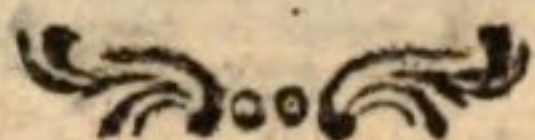


unversehens seinen werthen Freund zu Gesichte bekommt, er stand vom Throne auf, gieng ihm entgegen, behandelte ihn mit vorzüglicher Achtung, und als sich die Herren darüber wunderten, sagte er: „Dieser Mann hat einst in großer Noth und Gefahr für meine Rettung sein Leben gewagt, und da ist es wohl billig, daß ich ihn dafür ehre“ — und sogleich schlug er ihn zum Ritter; denn er wollte ihm zum Dank auch noch das Adelige geben, nachdem sich der Bürger das Edle, was der König so sehr schätzte, bereits sich selbst gegeben hatte. Wer sollte sich nun noch darüber wundern können, daß ein Mann von solcher Popularität und überhaupt von einem solchen Charakter das Herz eines braven Volks gewann, und es sich eigen machte. (*)

Rudolph war allerdings ein Volksfreund und wenn er es auch nicht aus Neigung gewesen wäre,

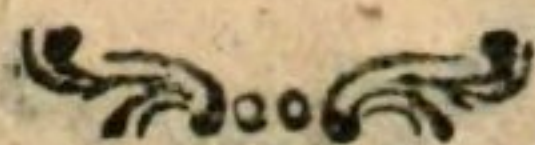
so

(*) Schmidts Geschichte der Deutschen — Müller — Tschudi — Meister u. a. m.



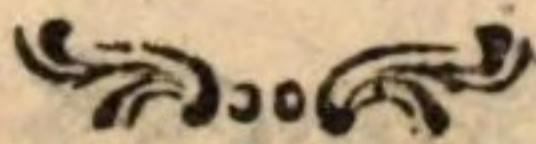
so würde ihn seine kluge Politik und sein eignes Interesse, wo nicht zum Freund des Volks, doch wenigstens zum Freund der Volksparthey gemacht und ihn bewogen haben, es mit den Bürgern und Landleuten zu halten. Die meisten benachbarten Grafen und Prälaten suchten damals durch Bedrückung ihrer Unterthanen und durch Erpressungen ihr Einkommen und ihre Eigengewalt zu vergrößern, auf Unkosten der freyen Bürger und Landleute ihr Gebiet zu erweitern und sie unter ihre Herrschaft zu bringen: Allein, ob sie gleich in diesem Beraubungs- und Bedrückungssysteme einig waren, so zerfielen sie doch in der Vertheilung des Raubes, und die Eifersucht, die unter ihnen herrschte, gestattete keinem den ruhigen Genuß errungener Vortheile; sie bekriegten einander selbst, jeder wollte seinen Nachbarn kleiner machen als er selbst war, und keinen so groß werden lassen, daß er den übrigen gefährlich werden konnte. Auf der andern Seite waren die freyen Bürger und Landleute nur um ihre Sicherheit und

um



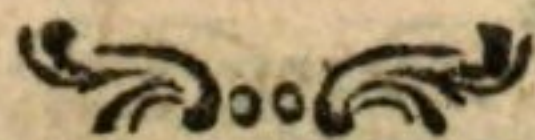
um die Behauptung ihrer Freiheit besorgt, Niemanden gefährlich und Niemand bedrohend, so lange sie unangetastet blieben, aber zur Vertheidigung entschlossen: Da wählte die Politik Rudolphs diese letztere Parthey, weil ihm die Eifersucht der ersteren ein wichtiges Hinderniß seiner eigenen Vergrößerung schien, und weil er von der letzteren nicht nur nichts zu befürchten, sondern manigfaltigen Vortheil zu hoffen hatte; denn er wufste, dafs mit den eben so tapferen als biedereren Männern in den Waldstetten vieles ausgerichtet werden konnte, und dafs die Bürger in den Reichsstätten, so wie sie in Absicht auf Cultur nicht weit unter dem Adel standen, ihm wenigstens an Gewandtheit, Erfindungsgabe, List und Muth gleich kamen, in manchem ihn übertrafen; verhältnismäfsig reicher waren, und in ihrem allgemeinen und Privatvermögen immer ergiebige Hülfquellen für sich und ihre Freunde fanden: Darum wollte sich der Graf lieber mit diesen Bürgern und Landleuten, als mit dem Adel verbinden,

den,



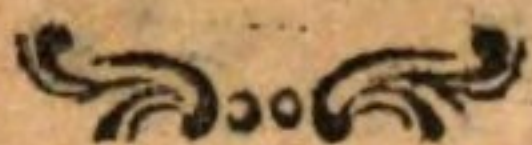
den, denn er konnte hoffen, daß sie ihre Kraft, die sie damals wohl selbst noch nicht so gut wie der Graf zu schätzen wußten, uneigennützig mit der feinigen vereinigen, und derselben ein entschiedenes Uebergewicht verschaffen werden; er wollte lieber das Volk schützen und durch den Beistand desselben groß werden, als dem Adel das Volk unterdrücken helfen, und dann hernach wieder eben denselben um den größeren oder geringeren Antheil an den schlecht erworbenen Vortheilen einen ungewissen Krieg führen; und eben dieß, daß der Graf seinen eigenen Vortheil dabey fand, sich mit den Bürgern und Landleuten zu verbinden, war ein neuer Grund, der sie in ihrem Zutrauen zu ihm bestärken mußte, denn sie sahen wohl ein, daß man in solchen Verbindungen mit mehr Gewissheit auf das Interesse als auf die veränderliche Neigung sich verlassen kann, und daß vornehmlich derjenige ein sicherer Freund ist, der es nicht nur aus Neigung ist, sondern es auch um seines eigenen Vortheils willen seyn muß.

Das



Das Volk in den Waldstätten hatte wenige Jahre vor seiner Verbindung mit dem Grafen denselben mit einem beträchtlichen Zuzug unterstützt, als er wider den Bischof zu Basel in einem Krieg begriffen war : Während diesem Krieg wurde in einer Vorstadt bey Basel ein Nonnenkloster abgebrannt, an welchem Ereigniss der Bischof eben kein Mißfallen haben konnte, denn er wufte aus demselben einen Vorthail zu ziehen, der nicht geringer war, als wenn er einen wichtigen Sieg erfochten hätte : Die abgebrannten Nonnen mußten durch ein klägliches Schreiben das, an ihnen verübte, gottlose Verbrechen, dem Papst zu wissen thun, und ihn um Hülfe und Rache anflehen. Papst Innocentius IV., welcher, so wie sein Vorgänger, ein Feind aller Freunde des Hohenstaufischen Hauses war, säumte nicht dem Bischof die Vollmacht und den Befehl zu ertheilen, auf den Grafen von Habsburg und alle seine Anhänger ein strenges Interdict zu legen : Freilich wurde ein solches Verbrechen, besonders wenn es von den Anhängern

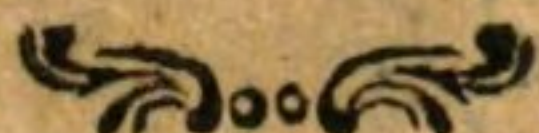
gern



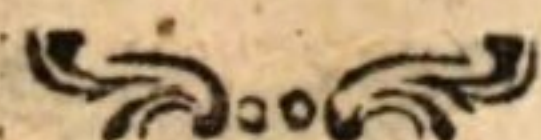
gern der päpstlichen Parthey an einem Kloster begangen wurde, sonst nicht so hart geahndet; darum glaubte auch der Papst seine Strenge damit rechtfertigen zu müssen, daß er den Grafen Rudolph und seine Freunde in dem Schreiben an den Bischof als Leute bezeichnet, welche einst für den Kaiser Friedrich und seinen Sohn gegen die Kirche Parthey genommen haben; was allerdings, wo nicht zur Rechtfertigung, doch wenigstens zur Erklärung seiner Strenge dienen mag. Bald darauf that Rudolph eine Kreutzfahrt wider die Ungläubigen in Preussen, ohne Zweifel, um sich mit der Kirche auszuföhnen und die Züchtigung von sich abzuwenden; doch konnte dem Grafen diese Kreutzfahrt keine zu harte Busse dünken, weil sie ihm Gelegenheit gab, Kriegserfahrung und Heldenruhm zu erwerben. (*)

Um diese Zeit war es, wo die Anmaßung und der Muthwille des Adels, besonders in den
Wald-

(*) Müller — Tschudi.

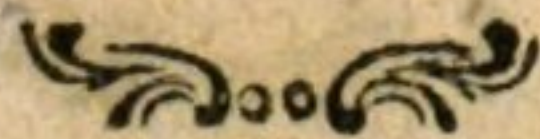


Waldländern, wie ich schon erwähnt habe, auf's höchste stieg: So bald daher der Graf wieder in sein Land zurückgekehrt war, wurde er sogleich von den Bürgern in Zürich auf eine bestimmte kurze Zeit, und im folgenden Jahr von dem Volk in den Waldstätten bis zur rechtmässigen Wahl eines neuen Oberhauptes des deutschen Reichs zum Schirmhauptmann gewählt. Dafs der Kriegslustige Rudolph dieser Wahl entgegen seyn würde, war nicht zu besorgen; sie muste ihm vielmehr höchst angenehm seyn, weil er vermittelt derselben an einigen tausend zu seinem Dienst verpflichteten, tapfern Männern einen so wichtigen Zuwachs seiner Macht erhielt, dafs er sich vor keinem Nebenbuhler seiner Grösse ferners zu scheuen hatte. Vermöge dieser Verbindung verpflichtete sich der Graf, das Volk gegen seine äufsern und innern Feinde zu schützen, Ordnung und Recht zu handhaben, und im Fall eines Krieges, ihr Anführer zu seyn; das Volk hingegen machte sich anheischig, dem Grafen gewisse Einkünfte anzuweisen, ihm



ihm als Anführer zu gehorchen, und ihm in seinen Kriegen Beistand zu leisten.

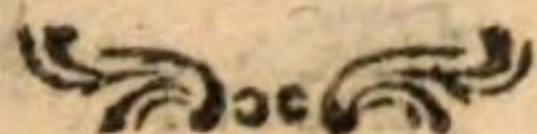
Noch im gleichen Jahr wurde Rudolph nach Uri berufen, damit er sein neues Amt verwalten, und durch sein Ansehen dem Adelszwist ein Ende machen möchte. Mit einem großen Gefolge von Dienstmannen kam er nach Altdorf, wo er mit vier Räthen vor allem Volk zu Gerichte saß, und mit so viel Ernst und Nachdruck eine Ausöhnung stiftete, daß hernach kein Adelicher in diesem Land es mehr wagen durfte, durch *Misshellende* und *Todtgefechte*, wie es in der Urkunde heist, die öffentliche Sicherheit zu stören: Um den beschwornen Frieden mußte jede Parthey zwanzig Bürgen geben, und zur Vollstreckung desselben wurden vier Männer aus dem Adel verordnet; für den Uebertreter ward die Strafe festgesetzt, daß er hundert und zwanzig Mark Silber erlegen, Ehr- und Rechtlos seyn solle, und wenn er in der gewaltsamen Uebertretung des Friedens einen



Todschlag begehen würde, so solle er, der sonst in solchem Fall gültigen Adelsrechte verlustig seyn, und über ihn, wie über einen gemeinen Mörder gerichtet werden. In dem Vertrags - oder Söhnungsbrief hiefs es zu Anfang — „ Graf Rudolph „ von Habsburg, der Landgraf von Elsass und „ die Landlüt von Uren, tund kund allen u. f. w. „ dafs Er, Graf Rudolph, mit der Landlüt „ Bäte, Gemeinliche, und Rate die Mißhellende „ u. f. w. hat versünnet “ — und am Ende — „ dafs diß Sone gimerne stäte und veste sy, so „ hat Graf Rudolph sin Insigne haran geleit und „ die Landlüt von Uren. “ (*) Welches ich vornehmlich um deswillen anführe, weil daraus erhellet, dafs Graf Rudolph nicht den ungerechten Anmassungsgeist seines Großvaters besafs und sich nicht wie jener deren von Uri von rechter Erbschaft rechten Vogt und Schirmer weder nannte noch es zu seyn glaubte; und dafs die Landleute

von

(*) Urkunde bey Tschudi.



von Uri, ungeachtet ihrer Neigung und ihres großen Vertrauens zu dem Grafen, dennoch sich selbst nicht vergassen und von ihrem Rechte der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nichts vergeben wollten.

Die Landleute hatten zwar jetzt einen Schutzherrn, wie sie ihn wünschten, aber wer den wichtigsten Nutzen aus dieser Verbindung zog, war der Graf; denn auch hier traf es ein, daß der Schutzherr mehr von den Beschützten als diese von jenen beschützt wurden: Rudolph befand sich sehr oft in dem Fall, die Landleute um ihren Beistand ansprechen zu müssen, der ihm jedesmal von ihnen mit einer schnellen Bereitwilligkeit geleistet wurde; aber niemals ereignete sich der Fall, daß Rudolph die Landleute mit seiner Macht unterstützen mußte: Der einzige, aber freilich auch nicht unwichtige Vortheil, den es ihnen verschafte, den Grafen zum Schutzherrn zu haben, bestand darinnen, daß sie nun durch das Ansehen ihres



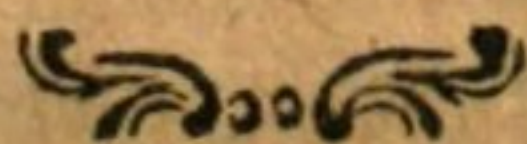
ihres Schutzherrn selbst auch ihren innern und äußern Feinden achtbarer wurden, und dafs sie mit weniger Besorgnifs ihre eigene Kraft zu ihrer Vertheidigung und zur Bestreitung ihrer Feinde anwenden konnten. Zwischen den Landleuten von Schwiz und ihren Nachbarn, den Männern in den Marken, die damals den Grafen zu Raperschweil zugehörten, hatten seit einiger Zeit Fehden gewaltet, die mit wenig Nachdruck geführt wurden, und nur in kleinen Ueberfällen und Beschädigungen der Gränzbewohner bestanden; aber jetzt, da die Schwizer vor dem Grafen zu Raperschweil und seinem Verwandten, dem Grafen von Toggenburg, weniger Scheu haben mußten, unternahmen sie es durch einen gewaltigen Streifzug sich völlige Ruhe zu verschaffen. Unter den Gefangenen, die sie nach Schwiz brachten, war auch ein Knecht des Grafen von Toggenburg: In diesem Ereignifs hätte der Graf genugsame Ursache zu einer Fehde finden können, allein es schien ihm rathsamer, durch ein höfliches Schreiben an den

ehre



ehrwürdigen Mann, den Stauffacher, Landammann zu Schwiz, um die Zurückgabe seines Knechts zu bitten, weil, wie er in dem Schreiben sagt, derselbe sich zufällig in der Mark befunden habe, und die Gefangennehmung desselben ohne Zweifel auch von Ungefähr und ohne Feindschaft gegen seinen Herrn geschehen sey: Die Schwizer sandten den Knecht ohne Anstand und ohne Lösegeld dem Grafen zurück, weil sie sonst mit ihm in gutem Vernehmen standen, und sich ihn nicht ohne Noth zum Feind machen wollten.

Wichtiger war das Unternehmen der Landleute in Unterwalden, welche gegen die Anmaßungen und Bedrückungen ihres sehr zahlreichen Adels bey ihrem Schirmherrn den Schutz nicht gefunden zu haben schienen, den sie von ihm erwartet hatten; Vielleicht hatte der Adel eine Abwesenheit des Grafen zur Unterdrückung der Landleute benutzen wollen; welche Vermuthung durch den Umstand wahrscheinlich wird, daß ein Feldzug

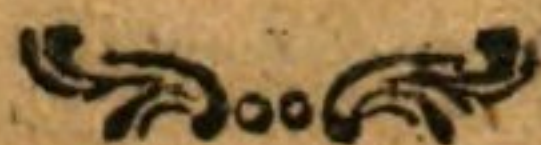


Rudolphs für den böhmischen König Ottokar wider den König von Ungarn (*) und der Ausbruch des Mißvergnügens der Landleute in dem gleichen zwölfhundert und fechszigsten Jahr zusammentreffen. Ohne Zweifel hatten die Edelleute sich jetzt wieder manches erlaubt, was die freyen Landleute erbittern mußte; und diese thaten jetzt entschlosseneren und kühneren Widerstand, weil sie hoffen konnten, daß jene von Außen keinen bedeutenden Anhang und wenigstens bey Rudolph, ihrem Schutzherrn, keine Unterstützung finden werden. Es entstand nun ein innerlicher Krieg, der Anfangs, wie es scheint, nur aus Privatfehden zwischen einzelnen Edelleuten und den nächst bey ihren Gütern fesshaften Landleuten bestand, aber den Zustand der letztern äußerst beschwerlich machen mußte, weil sie gegen die unversehenen Anfälle der, in ihren Schlössern wohl verwahrten Edelleute immer auf ihrer Hut seyn mußten; aber endlich

(*) May — Histoire militaire — Leu.



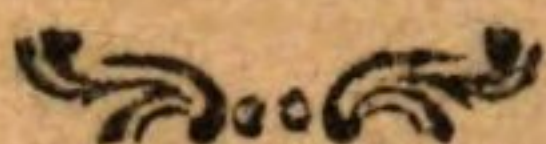
lich wurden die Landleute eines so unruhvollen und unsichern Zustandes müde, und da sie glaubten, daß der rechte Zeitpunkt vorhanden sey, die Feinde ihrer Ruhe und Freiheit sich für ein und allemal vom Halse schaffen zu können, so griff das ganze Volk mit allgemeiner Uebereinstimmung zu den, so oft für andere gebrauchten Waffen, um nun mit denselben sich selbst zu helfen, und mit vereinigter Kraft zu bewirken, was getheilten Kräften nicht gelingen konnte: Allein die Edelleute wollten den Kampf um Freiheit oder Herrschaft nicht mit dem ganzen Volke wagen, und fanden es besser, dem drohenden Sturm durch eine schnelle Flucht auszuweichen. Es war aber zu besorgen, daß die Flüchtlinge über kurz oder lang Versuche machen möchten, mit Gewalt wieder in's Land einzudringen, oder doch durch plötzliche Ueberfälle an dem Volke Rache zu nehmen, darum wurde höchst wahrscheinlich bey diesem Anlaß die Einfarth bey Stansstad mit Pfählen verwahrt und am Ufer des Sees der noch vorhandene



dene Thurm erbaut, auf welchem eine kleine Befatzung die Wache verfah, weit über den See hin jeden Feind entdecken und im Fall eines Angriffs ihn fo lange aufhalten konnte, bis das Volk durch den Landfturm in hinlänglicher Anzahl verfammelt war, um ihn vollends abzutreiben. (*)

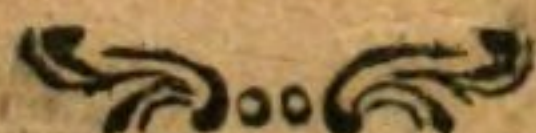
Im folgenden Jahr (1261) griffen die Landleute von Schwiz zu den Waffen, um die gerechte Sache einer Witwe gegen die Habfucht eines Prälaten vertheidigen zu helfen. Die Befitzungen der Grafen von Raperschweil waren größtentheils Mannslehen von den Klöftern Einfiedeln und St. Gallen: Als nun zu Anfang dieses Jahrs durch den Tod des Grafen Rudolphi der Mannstamm erloschen schien, weil er nebst seiner Gemahlin nur eine Tochter hinterließ, wollte der Abt Berthold von St. Gallen die verfallenen Lehen fogleich zu Handen

(*) Besondere Geschichte von Unterwalden — Tscharnet
— Füfsli — Len.



den ziehen; allein die verwitwete Gräfin befand sich schwanger, und die Leute, welche dem Abt huldigen sollten, meinten, derselbe sollte billig so lange warten, bis die Gräfin niedergekommen sey, weil man hoffen könne, daß sie einen Stammhalter zur Welt bringen werde: Der Abt aber, dem diese Hofnung, so wie der geringste Aufschub, zuwider war, sandte den Grafen Wolfram von Vehrigen mit einem grossen Haufen Volks in die Mark, und liefs durch ihn von seinen Lehen daselbst mit Gewalt Besitz nehmen; Die Gräfin nahm ihre Zuflucht zu ihrem Vetter, dem Herrn von Vaz, welcher, ob er gleich selbst der mächtigste Baron in Rhätien war, sich auch noch um den Beistand der Landleute von Schwiz und Glaris bewarb, weil er gegen ihren Willen nichts, mit ihrer Hülfe hingegen alles ausrichten konnte. Die Landleute glaubten, daß der Gräfin, mit welcher sie Mitleiden hatten, Unrecht geschehe, und daß das harte Verfahren des Abts gegen sie eine Züchtigung verdiene; es kostete daher nicht

viel



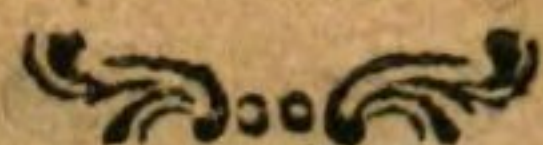
viel Mühe, sie zu bewegen für die Sache der Gräfin die Waffen zu ergreifen, und sich in beträchtlicher Anzahl an den Heerhaufen des Freyherrn von Vaz, anzuschließen: Da wurden die äbtischen Krieger in der Mark angegriffen, geschlagen und aus dem Lande gejagt; was aber noch mehr als diese Niederlage, den Abt ärgern machte, war der Umstand, daß die Gräfin bald darauf einen Sohn gebar, und damit seine Hofnungen und Ansprüche vereitelt wurden.

Während der ganzen Zeit der Schirmhauptmannschaft Rudolphs war das Volk in den Waldstätten niemals mehr um seine eigenen Angelegenheiten bekümmert, und niemals wurde es durch irgend eine eigene Gefahr genöthigt, die Bereitwilligkeit seines Schirmherrn auf die Probe zu setzen; Rudolph hingegen bedurfte fast immer seines Waffendienstes; er scheint fogar eine Anzahl Krieger aus den Waldstätten im Solde und beständig als den Kernhaufen seines Kriegsvolks



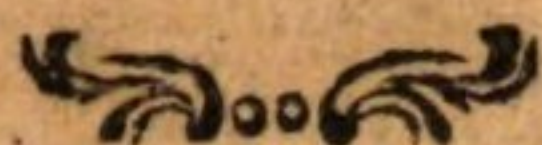
um sich gehabt zu haben; Gewiss ist es, daß er in seinen Kriegen, mit welchen er, da seiner Feinde viel und sein Schwerdt allezeit rüstig war, nie zum Ende kam, zu jedem wichtigen Unternehmen die Männer in den Waldstätten um Beistand ansprach, den sie ihm niemals versagten: Darum dürfen auch in ihrer Geschichte die wichtigsten Kriegsthaten Rudolphs während dieser Zeit nicht übergangen werden, weil sie beinahe an allen denselben, als seine treuen Helfer und Freunde thätigen Antheil genommen hatten.

Durch grossen Geldmangel und durch ungestüme Jugendhitze verleitet, hatte einst Rudolph von seinem mütterlichen Oheim, dem Grafen Hartmann von Kiburg, den er zu beerben hoffen konnte, zum zweitenmal mit Gewalt eine Geldsumme erpresst, aber ihn dadurch so sehr gegen sich aufgebracht, daß derselbe im Eifer des Zornes aus dem ganzen Erbgut von Kiburg eine Vergabung an das Hochstift Straßburg machte, und
sich



sich selbst die Macht nahm, dieselbe wiederrufen zu können, damit ihn die wilde Hitze seines Neffen nicht dazu nöthigen möchte; was er aber hernach sehr bereute, als er den ungestümen Jüngling zu einem eben so weisen als tapfern Mann werden sah, den er lieb gewann: Nachdem er mit ihm ausgeföhnt war, gab er sich zwar alle Mühe, den Bischof zu Straßburg zur Tilgung der voreiligen und seinem Neffen so nachtheiligen Vergabung zu bewegen, aber er fand kein Gehör bey demselben. Jetzt (1261) war dieser Letztere in einem Krieg mit der Stadt Straßburg begriffen; da bot Rudolph seinen Leuten und auch seinen Freunden in den Waldstätten auf, zog ihm zu Hülfe, und hoffte damit die Herausgabe des Schenkungsbriefes seines Oheims um ihn verdienen zu können: Als er sich aber durch diese Hofnung getäuscht sah, faßte er den Entschluß, bey günstigem Anlaß als Feind von der Furcht des Bischofs zu erzwingen, was er als Freund von der Dankbarkeit desselben nicht erhalten konnte.

Sobald



Sobald die Bürger zu Strafsburg vernahmen, daß Rudolph sich mit großem Mißvergnügen von dem Bischof getrennt habe, boten sie ihm unverzüglich die Hauptmannschaft in ihrem Kriege wider denselben an, welche Stelle unter diesen Umständen dem Grafen sehr willkommen seyn mußte: Während er den Krieg der Strafsburger mit eben so viel Glück als Nachdruck führte, starb der Bischof Walther, und sein Unglück bewog seinen Nachfolger, den Bischof Heinrich, sich durch die Zurückgabe der Vergabungsurkunde mit dem Grafen Rudolph auszuföhnen: Dieser hatte jetzt seine Hofnung auf das große Kiburgische Erbgut gesichert, und nach Jahresfrist gelangte er durch den Tod des alten Grafen Hartmanns zum wirklichen Besitze desselben.

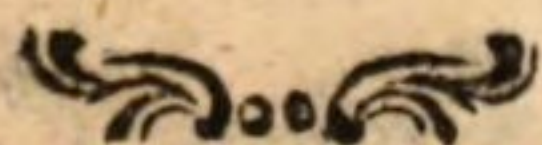
Im folgenden Jahr (1264) erhielt die Macht Rudolphs noch einen nicht geringen Zuwachs durch die Schirmhauptmannschaft über Zürich: Die Bürger dieser Stadt hatten zwar diese Stelle
zuerst



zuerst dem Freyherrn Lütold von Regensburg angeboten, weil sie sich nicht durch eine andere Verbindung seine Feindschaft zuziehen wollten, von welcher sie zwar für ihre Stadt nicht viel zu befürchten hatten, die aber vornehmlich ihrem Handel höchst nachtheilig seyn mußte; als aber der Freyherr, auf seine Macht und seine Freunde trotzend, ihnen den harten Bescheid gab —

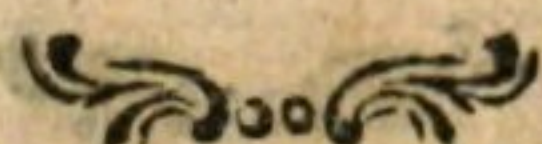
„ Eure Stadt ist von meinen Herrschaften und
„ Burgen, wie ein Fisch vom Garn umgeben;
„ leicht könnt ich euch mit Gewalt bezwingen;
„ ergebt ihr euch aber freywillig an mich, so will
„ ich euch gnädig regieren und schirmen. “ — Da wollten sie lieber die Feindschaft als die Gnade eines solchen herrischen Nachbarn, und lieber durch einen offenen Krieg Ruhe und Sicherheit von ihm erkämpfen, als in schwacher Demüthigung von ihm erbitten: Sie wandten sich jetzt wieder an ihren alten Freund, den Grafen von Habsburg, dem die angebottene Hauptmannsstelle desto erwünschter war, weil er nun den Freyherrn von

Re.

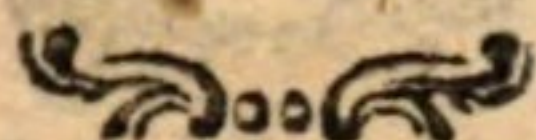


Regensburg, mit welchem er bereits in Feindschaft stand, mit größerm Vortheil bekriegen konnte: Der Freyherr wurde zuerst von dem Glücke und hernach von seinen Freunden und Helfern verlassen, von welchen einer nach dem andern sich mit Zürich und dem Grafen zu vergleichen suchte — „wie es dann gwonlich got (sagt Tschudi) „dass im Glückfall vil Helfer sich er-
„zeigend, und sobald sich die Sach stofst, so
„weicht einer nach dem andern ab“ — Es kam so weit mit dem Freyherrn, dass er, welchem die Hauptmannstelle über Zürich zu gering war, nun froh seyn musste, das Burgrecht in Zürich zu erhalten, und bey einem Bürger dieser Stadt von einem ärmlichen Leibgedinge leben zu können.

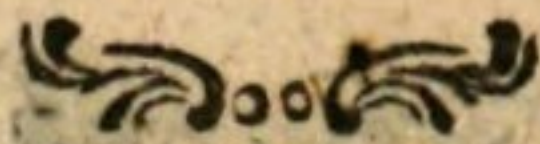
Während dieser Fehde begab sich einst (1267) Rudolph mit vielen Rittern nach Basel, um einer Fastnacht-Lustparthey beizuwohnen, obgleich Er und der Bischof, so wie die Bürger und ein Theil ihres Adels einander bereits im Herzen feind wa-



ren, und bey einer solchen Stimmung der Gemüther wird ein Freudenfest allemal entweder eine sehr gute oder eine sehr schlimme Wirkung thun, Veröhnung stiften, oder versteckte Leidenschaften zum Ausbruch reitzen: So groß die Anmaßung und der Stolz des Adels war, so schien ihm doch der Bürgerstand damals noch nicht, wie späterhin, eine unreine Classe zu seyn, die er von seinen gesellschaftlichen Freuden ausschließen müsse; die Bürger nahmen mit ihren Weibern und Töchtern Theil an den Fastnachtspielen, welche einige Tage hindurch dauerten, und durch nichts Widriges gestört wurden, so lange die Gegenwart Rudolphi die Ausgelassenheit der Ritter im Zaum hielt: So bald aber derselbe abgereist war, erlaubten sich die Ritter bey den Weibern und Töchtern der Basler Bürger manche Freiheiten, welche den Letztern unerträglich schienen, und welche sie, wie Tschudi sehr naiv sagt, *den Herren nicht zu lieb lassen werden und nicht gönnen mochten.* Von Eifersucht und Wein erhitzt, fielen sie über
die



die Ritter und Edelleute her, verwundeten und erschlugen viele fogar im Schoofse ihrer Schönen, und die übrigen mußten sich, da aus dem Tumult ein allgemeiner Bürgerauflauf entstand, durch eine fchleunige Flucht retten. Rudolphs Zorn entbrannte, als er diesen Vorfall vernahm, und es war ihm nun nichts fo sehr angelegen, als wie er die Bürger von Basel für diese unbefonnene That züchtigen, sich selbst und den beleidigten Adel an ihnen rächen könne: Vielleicht war ihm aber auch dieser Vorfall nicht unwillkommen, weil er ihm Gelegenheit verschaffte, mit überwiegendem Vortheil einen Krieg wider den Bischof und die Stadt zu unternehmen, da er auf den Beistand des ganzen racheschnaubenden Adels zählen konnte, und das mag wohl die Ursache seyn, warum er, der sonst ein Freund des Bürger- und Bauernstandes war, dem Streite mit Basel die Gestalt einer allgemeinen Adelsfehde, und sich selbst das Ansehen gab, als ob er nur die Ehre des Adels verfechte: Nachdem er sich eben so kühn als



nachgiebig mit seinem gefährlichsten Feind, dem Abt Berthold von St. Gallen nicht nur ausgeföhnt, sondern ihn auch bewogen hatte, an der Fehde wider Basel Theil zu nehmen, liefs er sein Aufgebot auch an die Landleute in den Waldstätten ergehen, die sich abermals gegen ihn bereitwillig finden liefsen.

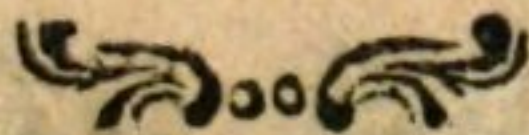
Ungerne sieht man sie dießmal zu Felde ziehen, um die Sache des Adels gegen Bürger zu verfechten, und sie scheinen damit sehr gegen die gesunde Politik verstoßen zu haben, in welcher sie doch sonst nicht fremde waren; allein wir müssen ihr Benehmen auch in diesem Fall nicht aus *unserm*, sondern aus *ihrem* Gesichtspunkte beurtheilen. Die Bürger von Basel hatten sich allerdings einer unedeln und strafbaren That gegen ihre adelichen Gäste schuldig gemacht, und es konnte den Landleuten nicht unbillig scheinen, dafs sie dafür gezüchtigt werden oder Genugthuung geben müssen: Rudolph hatte ihnen nicht



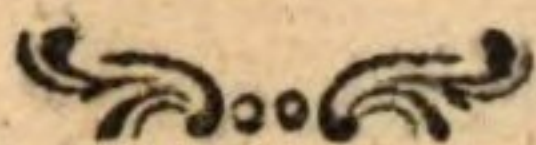
gesagt, was er dem Abt von St. Gallen sagte —

„ Die Fehde sey des ganzen Adels; Sie müssen
„ sich vereinigen und für die Schmach, welche
„ in Basel dem Adel widerfahren sey, strenge
„ Rache nehmen, sonst würde das Ansehen des
„ Adels immer mehr sinken, der Trotz der Bür-
„ ger und Bauern hingegen, der ohne dem schon
„ zu groß sey, würde immer mehr zunehmen
„ und am Ende gar nicht mehr zu bändigen
„ seyn. “ — Hätten sie gewußt, daß es so ge-
meint sey; daß nicht so wohl die beleidigten
Edelleute gegen die strafbaren Bürger von Basel,
als vielmehr eigentlich der Adelstand gegen den
Bürger- und Bauernstand zu Felde ziehe, so würde
ihnen wohl auch die natürliche und nothwendige
Folge aus jener Darstellung Rudolphi zu Sinn
gekommen seyn. „ Die Fehde sey des ganzen
„ niedern Standes; wenn die Bürger und Bau-
„ ern einfältig genug wären, sich unter einander
„ selbst für den Adel aufzureiben, so würden sie
„ immer schwächer und verächtlicher werden;

„ der

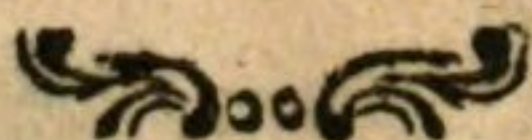


„ der Trotz des Adels, der ohne dem schon groß
„ genug sey, würde noch mehr zunehmen, und
„ Bürger und Bauern leicht vollends unterdrücken
„ können. “ — Aber dieser Begriff von einer allgemeinen Standesfehde lag noch nicht in der Vorstellungsart der Landleute; sie waren den Edelleuten in ihrem eigenen Lande nicht so sehr um ihres *Adels* willen, als vielmehr um ihrer *Herrschsucht* willen abgeneigt; sie haßten an ihnen nicht sowohl das Adelige als vielmehr das Herrische; darum lebten sie auch in gutem Vernehmen mit ihnen, so bald sie nicht ihre Herren seyn wollten: Um deswillen, weil ihnen ein Theil ihres einheimischen Adels verhaßt war, hatte sich doch dieser Haß bey ihnen noch nicht generalisirt und auf den ganzen Adelstand ausgebreitet; sie wußten oder glaubten nicht, daß der Geist des Stolzes und der Herrschsucht, den sie mit nicht geringer Beforgniß für ihre eigene Ruhe und Freiheit an den benachbarten Grafen und Baronen bemerkten, allgemeiner Charakter des Standes, Geist des Adels sey, der
wie



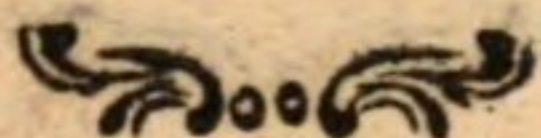
wie die anmaßliche höhere Würde durch das Blut fortgepflanzt werde; daß jeder Ritter und Edelmann ein *geborner* Herr oder Feind des Volks sey, der sich, vermöge seines Standes, für berechtigt oder verpflichtet halte, zur Niederhaltung und Unterdrückung des Volkes aus allen Kräften mitzuwirken; daß der Adel als solcher wie eine Verbindung angesehen werden müsse, die auf das Verderben der niedern Stände abziele; daß er sich auch jetzt zu diesem Zweck vereinigt habe, und nicht sowohl die fehlbaren Bürger von Basel, als vielmehr den Bürgerstand überhaupt, ja sogar selbst eben die Landleute bekriege, welche ihm Beistand leisten. Daß der Adel selbst sie lehrte, die Sache in diesem Lichte ansehen, war eben so unpolitisch als die Folgen davon für ihn verderblich wurden; und schon dieser Krieg wider Basel und was die Landleute während demselben sahen und hörten, mußte ihnen über diesen Punkt manches aufklären; aber jetzt dachten sie nur ihrem Schirmhauptmann beistehen zu müssen, und sie thaten dieses mit

eben

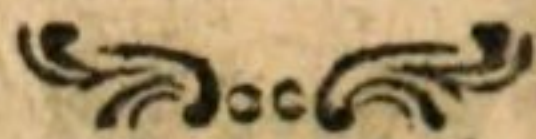


eben jener Pflichttreue, mit welcher sich ihre Nachkommen, ungeachtet ihres Freiheitseifers, das vorzüglichste Zutrauen der Fürsten und Monarchen erworben haben.

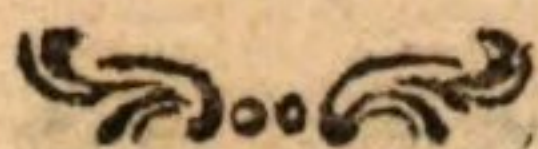
Die Bürger von Basel suchten das hereinbrechende Ungewitter durch eine Ausföhnung mit Rudolph abzuwenden; sie unterwarfen sich freiwillig dem Spruche einiger Schiedrichter, vermöge welchem sie nicht unbilligen Schadenersatz thun mußten; doch schienen sie nicht sowohl durch die Furcht als vielmehr durch das Gefühl ihres Unrechts zu dieser Nachgiebigkeit bewogen worden zu seyn; denn bald hernach nahmen sie wieder die Parthey des Bischofs und fochten für ihn und seine Sache mit ungemein viel Tapferkeit und Standhaftigkeit, als er einige Jahre hindurch von Rudolph bekriegt wurde. Während diesem Kriege, als Rudolph mit seiner Macht eben vor Basel lag, geschah es, daß er von den Churfürsten in Betrachtung seiner großen Tugend und Weisheit zum
König



König des deutschen Reichs erwählt wurde: Er hatte freilich seine Erhöhung vornehmlich der allgemeinen Achtung für seine persönlichen Eigenschaften und Verdienste zu danken; doch wurde bey dieser Wahl von den Fürsten mit Hofnung und Wohlgefallen theils auf seine Töchtern, theils auf seine damals noch geringe Macht gesehen, die der Eifersucht nicht gefährlich schien. Durch dieses Ereigniß wurden die Gemüther in eine solche Stimmung [versetzt, daß eine gänzliche Ausöhnung zwischen Rudolph und der Bürgerschaft von Basel wenig Schwierigkeit finden konnte: Mit vielen Ehrenbezeugungen wurde der neue König von den Bürgern in ihre Stadt aufgenommen; es war eine groſse Freude in dem ganzen Lande, und von allen Seiten eilten die Freunde Rudolphs herbey, um ihn zu beglückwünschen; unter diesen war auch eine Gesandtschaft aus den Waldstätten, die ihn nach Aachen begleitete, um seiner Krönung beizuwohnen.



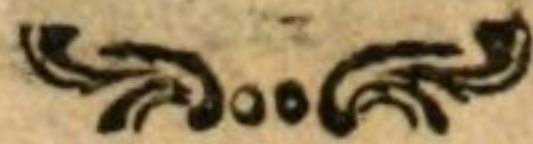
Der König Rudolph behielt gegen seine alten Freunde, besonders gegen das Volk in den Waldstätten eben die wohlwollenden Gefinnungen, die er als Graf gegen sie bewiesen hatte. Wahrscheinlich war es die Beforgnis, daß sich die Landleute im Vertrauen auf die Gunst des Königs, zu viel herausnehmen möchten, was den Abt von Engelberg bewog, sich für sein Kloster um den Schutz der Gemahlin des Königs zu bewerben: Er eilte nach Bruck, wo sich die Königin Gertrude noch einige Zeit vor ihrer Krönung aufhielt und von einer Menge Gratulanten umgeben war, die aber den Abt nicht hinderten, sich bey derselben beliebt zu machen, und von ihr einen Schirmbrief für das Kloster Engelberg gegen die Waldstätte auszuwirken, in welchem es heist; „ Daß sie, „ die in Christo geliebten Mönche zu Engelberg, „ in ihren besondern Schutz genommen habe, „ und den Landleuten bey Verlust ihrer Huld und „ Gnade gebiete, demselben nicht entgegen zu „ handeln, und das Kloster auf keine Weise in „ sei-



„feinen Rechten und Besitzungen zu stören.“ — Dieser Brief hatte freilich etwas Beleidigendes für die Landleute, weil er aber die Rechte des Landes nicht angrif, und überhaupt weder nachtheilig noch wichtig schien, so wurde nicht viel darauf geachtet, und er hatte auch keine weitem Folgen.

Mit rühmlichem Eifer bemühte sich Rudolph gleich im Anfang seiner Regierung, der Zerrüttung im deutschen Reiche abzuhelfen, Handel und Wandel und Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, allen Fehden und Räubereyen der grossen und kleinen Herren ein Ende zu machen, und einen allgemeinen Landfrieden zu bewirken; und diesem Eifer ist es auch zuzuschreiben, dass er in seinem ersten Regierungsjahr den ausgewanderten Adel mit den Landleuten in Unterwalden ausföhnte, worauf derselbe grösstentheils wieder in's Land zog. (*) Wahrscheinlich hatte sich der Adel um
die

(*) Leu — Tscharner — Füssli — Besondere Geschichte von Unterwalden.

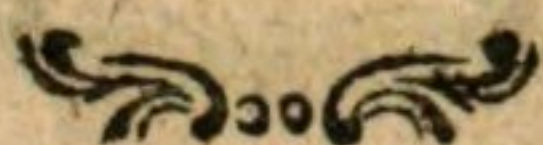


die Vermittlung Rudolphi beworben, welche bey einem Volke nicht ohne guten Erfolg feyn konnte, dessen Herz dem neuen König ergeben war, und in dessen Charakter und Denkart bereits jener Geist der Mäßigung und des Edelmuths lebte und wirkte, der sich in der Folge in einem so schönen Lichte zeigte: Niemals ist eine Ausöhnung aufrichtiger und vollkommener gewesen als es diese war; niemals haben Menschen ihren Feinden herzlicher verziehen und ihnen mehr Gutes für Böses vergolten, als diese Landleute; niemals haben sich Menschen von alten Sünden gründlicher bekehrt, als diese Edelleute von ihrem Adelsstolz und Herrengest; niemals ist Edelmuth besser angewandt und besser belohnt worden. Der Herrenadel trat jetzt ganz in den Zustand und in die Gesinnung des niedern oder Bauernadels; wurde so wie dieser, dem freyen Landmann gleich; vereinigte sein Interesse mit demjenigen des Volks; entsagte seinen eingebildeten Vorzügen, und verlor nichts dabey, weil ihm dieselben durch reale Vortheile ersetzt wurden;

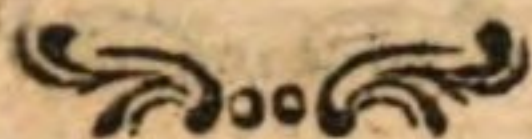


den; er wurde in seinem größern Wohlstande und Reichthum von dem Volke nicht mehr beunruhiget, sondern gesichert, nicht mehr gehaßt, sondern geliebt, nicht mehr gefürchtet, sondern geehrt und geachtet, nicht mehr bekriegt, sondern geschützt; er gefiel sich immer besser in diesem Zustande, lernte die Würde der Freiheit immer mehr schätzen und darüber den Glanz des Adels vergessen, und konnte endlich den Geist der Herrschsucht eben so wenig an andern dulden, als man ihn einst an ihm dulden wollte: Diese Edelleute wurden so entschiedene Republikaner, daß das Volk in Zeiten der größten Noth sich kein Bedenken machte, dieselben im Rath und im Kampfe an die Spitze zu stellen, und Ursache fand, sich glücklich zu preisen, die Sache der Freiheit so würdigen Händen anvertraut zu haben.

König Rudolph gab seinen Freunden, die sich ehemals um ihn verdient gemacht hatten, und besonders auch den Landleuten in den Waldstätten, mehrere Beweise seiner dankbaren und wohlwollen-



enden Gefinnung: Sie erhielten von ihm einen Bestättigungsbrief ihrer Rechte und Freiheiten (datum VI. idus januarii jndict. 2. Regni nostri Anno primo) durch welchen er ihrer Redlichkeit, ihrer Treue, ihrer Anhänglichkeit, ihrer Standhaftigkeit, ihrem Eifer und den rühmlichen Thaten, womit sie diese Gefinnungen gegen ihn und das Römische Reich bewiesen haben, die größten Lobsprüche ertheilt, und sie in den stärksten Ausdrücken versichert, „dafs es seine unveränderliche Gefinnung sey, ihre Freiheiten und Rechte nicht zu mindern, sondern zu mehren (libertates vestras, honores & jura incommutabili animo disponentes ubilibet, non minuere sed augere), und — „dafs er sie in keinem Fall und auf keine Weise jemals verpfänden, sondern sie als werthe Söhne zu des Reichs besondern Diensten in unveräußerlicher Unmittelbarkeit bewahren wolle.“ (Certos enim vos reddimus & securos, quod in nullo eventu vel casu vos obligabimus ullo modo, sed inter speciales alumnos imperii



perii computare vos volumus, specialibus nostris
& imperii usibus & obsequiis omni tempore refer-
vandos). (*)

Bald ereignete sich ein Fall, wo es sich zeigen
musste, ob Rudolph seine Zusagen erfüllen, und
dasjenige auch wirklich thun werde, was er in
diesem Briefe geschrieben hatte. In der Aue zu
Steinen, (welches Dorf sich, so wie der Flecken
Art, vor wenigen Jahren von einigen Herrenrech-
ten der Grafen zu Habsburg aus dem Hause Lauf-
fenburg losgekauft hatte) wollten die Nonnen den
Schwizern keine Steuern erlegen: Als ihnen der
Landammann Rudolph von Stauffach ein Pferd in
Arrest nehmen liefs, wandten sich die Sachwalter
der Nonnen an die zweite Gemahlin Rudolphi,
die Königin Anna, um bey ihr den Schutz gegen
die Landleute zu suchen, welchen sie bey dem
König nicht zu erhalten hofften: Wenn die Geist-
lichen bey den grossen Herren etwas auswirken
woll-

(*) Urkunde bey Tschudi.

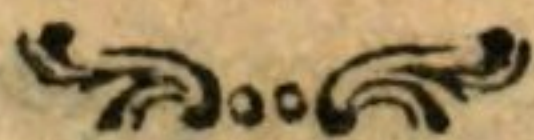


wollten, so wandten sie sich gerne an die Gemahlinnen derselben, wie wir schon aus mehreren Beispielen gesehen haben, ohne Zweifel, weil sie es aus Erfahrung am besten wußten, daß man dem weiblichen Gemüthe am leichtesten auf dem Wege der Andacht beikommen kann, so wie das Weib den Verstand und das Herz des Mannes am leichtesten auf dem Wege der Liebe gewinnt. Wirklich gab die Königin, mit Bewilligung ihres Gemahls, den Nonnen einen Schutzbrief gegen die Landleute (geben zu Kiburg am 4. Tag Septembers, im andern Jar der Richsnung unsers Herrn des Königs) durch welchen denselben, zwar in einem milden Tone, befohlen wird — „daß sie
„das zum Pfand weggenommene Pferd zurückge-
„ben, und das Kloster in der Aue, welches Sie
„in ihren besondern Schutz aufgenommen habe,
„um seine Güter nicht nur ferners zu keiner
„Steuer nöthigen, sondern es vielmehr gegen jede
„andere Beeinträchtigung beschirmen sollen.“ —
Allein der Ammann und das Volk in Schwiz wollten
die-



diesem Briefe nicht gehorchen und nahmen es den Nonnen sehr übel auf, daß sie sich um denselben beworben hatten. In der Hofnung, daß König Rudolph seine Gerechtigkeitsliebe und seine alte Gefinnung gegen sie auch in diesem Fall nicht verläugnen werde, wurde eine Gesandtschaft an ihn beschlossen und dieselbe mit weiser Ueberlegung einem Manne aufgetragen, welcher sich einst im Dienste Rudolphs ausgezeichnet und lange in vorzüglichem Grade seine Gunst genossen hatte.

Conrad Hunn, so hieß dieser Mann, erschien vor dem König und der Königin, und entledigte sich des erhaltenen Auftrages mit der Freymüthigkeit eines alten Bekannten, mit dem warmen Eifer eines Patrioten, und mit allem dem Nachdruck, welcher in einer kunstlosen Darstellung der an sich klaren Wahrheit liegt — „Die, in dem Schutz-
„briefe der Königin dem Nonnenkloster zugesicherte Steuerfreyheit, über welche er sich im
„Namen seiner Landleute beschweren müsse, sey, (sagte er) *ungerecht*; weil sie den alten Gebräu-



„ chen, so wie den unbezweifelten und immer
„ geübten Rechten des Landes entgegen sey: Sie
„ sey ferners *unbillig* und *bedrückend*, denn ver-
„ möge derselben müßte man nicht nur die bis-
„ her eingezogene Steuer von allen den Gütern,
„ welche bereits durch Kauf oder Vergabung an
„ das Kloster gekommen seyen oder noch an das-
„ selbe kommen möchten, verlieren, sondern auch
„ den Abgang derselben durch eine um so viel
„ stärkere Anlage auf die Güter der Landleute
„ ersetzen: Ueberdies seye sie *allgemein schädlich*,
„ denn da die Geistlichen allenthalben immer
„ weiter um sich greifen, so müßte durch solche
„ Steuerfreiheiten eine immer grössere Last auf
„ das Volk zu liegen kommen, die am Ende ganz
„ unerträglich werden dürfte; darum bitten seine
„ Landleute den König und die Königin, solche
„ Stürfryung abzutun, und si bi irem alten Bruch
„ und Harkommen bliben ze lassen. “ — Der
König fand das Begehren der Schwizer gerecht
und billig, und gab ihnen eine Urkunde, durch
welche

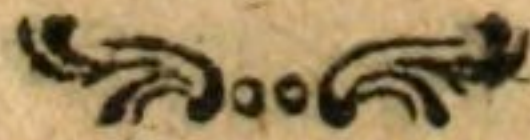


welche der Steuerbefreyungsbrief der Königin entkräftet wurde. (*) Dafs es dem König Rudolph keinen geringen innern Kampf gekostet haben mufs, gegen eine schöne, geliebte Königin, die erst seit wenigen Monaten seine Gemahlin war, zu sprechen und einen Brief von ihr zu entkräften, ist wohl nicht zu bezweifeln, und eben darum verdient auch dieser Sieg seiner Gerechtigkeitsliebe über die Liebe zu seiner Gemahlin neben seine glänzendsten Heldenthaten gestellt zu werden und ob er gleich von keiner politischen Wichtigkeit ist, so sollte er doch um seines moralischen Werthes willen in keiner Geschichte des Königs Rudolphs mit Stillschweigen übergangen werden, um so weniger, da gegen die beurkundete historische Wahrheit desselben kein Zweifel statt findet.

Sowohl dem König als auch dem Conrad Hunn bewiesen die Landleute ihre Dankbarkeit auf eine sehr edelmüthige Art: Letzteren belohn-

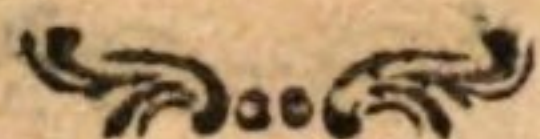
ten

(*) Tschudi.



ten sie für seine, bey diesem und andern Anlässen geleistete Dienste damit, daß sie ihm nur um zehen Pfund ein Gut verkauften, welches viele hundert Gulden werth war; Dem König aber thaten sie gleich im folgenden Jahr gegen Ottokar, König von Böhmeim, so wie hernach bey mehreren Gelegenheiten wichtige Waffendienste. Sie und ihre Brüder von Uri und Unterwalden blieben nicht zurück als Rudolph zum zweitenmal gegen diesen seinen gefährlichsten und mächtigsten Feind zu Felde ziehen mußte, und alle seine Unterthanen und Freunde in den Ländern und Städten Helvetiens zur Hülfe aufforderte. Zwölf tausend Mann zogen mit ihm aus Helvetien über Ulm nach Wien, und in der großen Schlacht wider Ottokar, der wichtigsten und blutigsten des dreyzehenden Jahrhunderts, wurde ihnen die Ehre zu Theil, in dem Centrum, welches den König selbst an der Spitze hatte, gegen Ottokar und seine besten Truppen zu fechten: Nur nach einem langen und fauren Kampfe neigte sich der Sieg auf Rudolphs Seite;

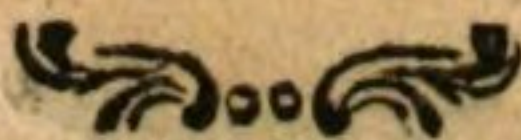
Die



Die neuen Helvetier kämpften oft und viel und eben so glücklich für das Habsburg-Oesterreichische Haus, als sie hernach gegen dasselbe gefochten haben, und trugen sehr vieles zu diesem Siege bey, durch welchen die Grösse eben dieses Hauses begründet wurde. Auch hatten sie sich ihren Antheil an diesem entscheidenden Sieg nicht wenig kosten lassen; es waren mehrere Taufende auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, und hie und da sah man nur die Helfte von denen, welche ausgezogen waren, in ihr Vaterland zurückkehren. (*)

In dankbarem Andenken an erwiesene Dienste, und seinen Grundfätzen getreu, sprach Rudolph einige Jahr später (1289.) abermals zu Gunsten der Schwizer, als der Herr von Titendorf, Vogt auf Kiburg, oben erwähnten Nonnen im Namen des jungen Herzogen Rudolphi einen neuen Schirm- und Steuerbefreyungsbrief ertheilte; welcher Brief bey den Schwizern um so viel weniger Gewicht haben

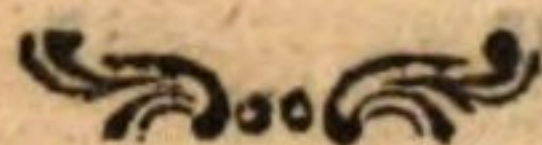
(*) May — Histoire militaire — Leu — Tschudi.



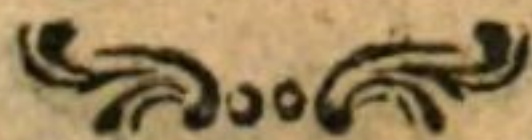
haben konnte, weil er von einer Autorität herkam;
 die in ihrem Lande gar nichts zu befehlen hatte;
 Sie verordneten eine Gesandtschaft an den König;
 welche einen so guten Erfolg hatte, daß Rudolph
 nicht nur sein erstes Urtheil über die gleiche Sache
 bestätigte, sondern demselben noch beifügte: —
 „ Die von Schwiz föltend denselben Brief von der
 „ Kloster - Frowen in der Ow Handen in Iren
 „ Gwalt nemmen, doch denselben frowen verziehen,
 „ und kein leids tun, umb, daß Si diesen Schirm-
 „ brief geworben; und Si nach Nothdurft beschir-
 „ men. “ (*)

Es ist mit der Macht der Fürsten wie mit dem
 Reichthume der Privatleute, daß nämlich eben
 in dem Wachsthume jener Macht und dieses Reich-
 thums neue Reitze und neue Mittel liegen, sie
 noch mehr zu vergrößern; doch ist nicht zu be-
 sorgen, daß diese Vergrößerung in's Unendliche
 fortgehen werde; sie findet allemal ihre Grenzen
 ent-

(*) Tschudi.



entweder durch indolenten und schwelgerischen Genuss, welcher schwächt und verzehrt; oder durch eine, mit der innern Vervollkommnung und Stärke in keinem Verhältniss stehenden Erweiterungsfucht, welche zu verkehrten Maafsregeln und zu verderblichen Wagstücken hinreißt. Rudolph sah das Ansehen und die Macht seines Hauses immer höher steigen; je leichter und besser ihm alles gelang, was er zur Vergrößerung seines Hauses unternahm, desto mehr ward er gereizt, immer mehr zu versuchen, und mit grössern Mitteln konnte er hoffen, noch mehr auszurichten, als er bereits mit geringeren ausgerichtet hatte: Seiner Macht und seinem Glücke schien ferners nichts mehr im Wege zu stehen, als Recht und Gerechtigkeit, aber wer alles vermag, überredet sich leicht, daß er auch alles darf. Ein Schreiben König Rudolphs an den König Edward von England setzt es ausser Zweifel, daß er die Absicht gehabt habe, für einen seiner Söhne das alte Burgundische oder arelatische Königreich wieder her-

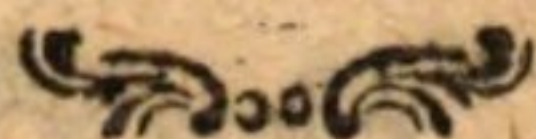


herzustellen (*) zu dem Ende wollte er die alten Ansprüche des Reichs auf einige von diesen Ländern mit Gewalt geltend machen, und das übrige, was Habsburg nicht schon besaß, kaufweise oder schirmsweise an sich bringen: Dieser große, und vielleicht an sich untadelhafte Entwurf, hätte in der Ausführung auch bey einem gewissenhaften Gebrauch erlaubter Mittel den Freiheiten des Volks und den Rechten anderer Herren gefährlich werden müssen; aber er war es desto mehr, weil Rudolph anfieng alles für Recht anzusehen, was seinem Hause vortheilhaft schien, und weil er glaubte, daß er sich durch nichts müsse aufhalten lassen, wo er mit Gewalt durchgreifen könne.

Jener Entwurf sowohl als auch das veränderte Gemüth Rudolphi wurde zwar damals und späterhin von vielen seinem Sohn Albrecht und dem Einflusse desselben auf seinen Vater zugeschrieben, weil man von Rudolph um der Tugenden seines

früh-

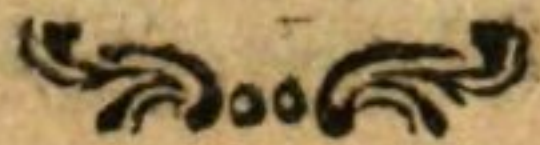
(*) Müller.



frühern Lebens willen eben so ungern Böses glaubte und sagte, als von Albrecht gerne das Schlimmste geglaubt und gesagt wurde; Allein es ist aus der Natur des menschlichen Gemüths eben so begreiflich, als es aus vielen Thatfachen erweislich ist, daß Rudolph durch die GröÙe seines Glückes zum Mißbrauche desselben verleitet wurde. Als er im Jahr 1282, an einem feyerlichen Hoftage zu Augsburg, von vielen Fürsten und Herren umgeben, in der Pracht königlicher Hoheit auf dem Throne saß, um seine Söhne mit Oesterreich, Steyer, Krain und der Windisch-Mark zu belehnen, sagte er unter andern in seiner Rede an die Fürsten (nach einer Urkunde bey Müller, I. Thl.)

— „ Der Beherrscher des römischen Reichs ist
„ als solcher von allem Gehorsam gegen das Ge-
„ setz überhaupt entledigt und an keine bürger-
„ liche Gesetze gebunden, weil er selbst Gesetz-
„ geber ist. Ob wir aber gleich in der Hoheit
„ der königlichen Würde auch über die Gesetze
„ und Rechte erhaben sind, so wollen wir den-

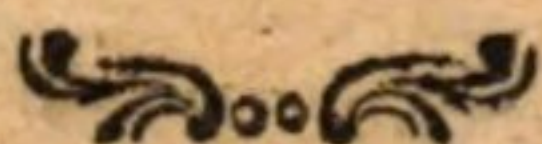
„ noch



„dennoch unser Haupt gern den Vorschriften und
 „der Herrschaft des Naturgesetzes unterwerfen:
 „Nach dem Antriebe oder vielmehr nach der
 „Vorschrift eben dieses Naturgesetzes ist es uns
 „besonders angelegen, unfre Söhne zu einer
 „Standesmäßigen Würde und Hoheit zu erheben.“

— (Romani moderator imperii observantia legis
 solutus, legum civilium nexib. quia legum conditor,
 non constringitur. Nos, licet in excellenti spe-
 cula regiae dignitatis & super leges & jura simus
 positi, legis tamen naturae praeceptis & imperio
 caput nostrum sincere submittimus. Ad instinctum
 sive potius imperium ejusdem legis naturae circa
 magnificentiam status prolis nostrae & sublimatio-
 nem ipsius studia nostra convertimus). Herr Mül-
 ler fügt dieser Stelle die kurze Bemerkung bey —
gar sonderbar, von Rudolph: — Und das ist wohl
 des Mildeste, was sich von derselben sagen läßt;
 doch ist es allemal rühmlicher, wenn das Fehlerhafte,
 als wenn das Gute an einem Mann sonderbar ist.
 Diese Aeufserungen Rudolphs sind auch um des

Con-

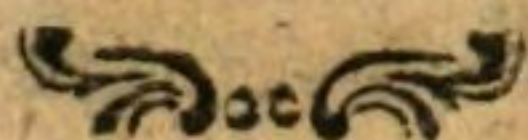


Contrastes willen merkwürdig, in welchem sie mit dem Geiste unfreier Zeiten stehen: Er glaubte sich über Staats- und Bürgerrechte hinwegsetzen zu dürfen, und nur das Naturgesetz respectiren zu müssen; die Monarchen unfreier Zeit hingegen glauben die Naturrechte und Gesetze aus allen Kräften bekriegen zu müssen, und sind die eifrigsten Verfechter der Staats- und Bürgerrechte, so daß sie große Staaten unter sich theilen, nur um in denselben diese Rechte geltend zu machen. (*)

Wenn

(*) Man sehe mehrere Manifeste. Man hat einem gerechten und weisen Regenten den Vorschlag gemacht, das natürliche Recht, und mithin auch die Wissenschaft seiner Anwendung auf Staaten, das natürliche Staatsrecht, als der Ruhe des Staats schädlich, aus dem Lande zu verweisen, die Lehrstühle des Natur- und allgemeinen Staatsrechts gänzlich aufzuheben. (a) Vielleicht würde mancher Fürst in dem Urtheile seiner Unterthanen vieles gewinnen, wenn alles bekannt

(a) Wedekind — kurze systematische Darstellung des allgemeinen Staatsrechtes.

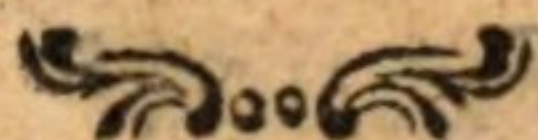


Wenn wir übrigens auch jener Rede Rudolphi die gelindeste Deutung geben, so können wir uns doch nicht darüber wundern, wenn ein Regent, der so spricht, auch manches thut, was dem, was er sagt, angemessen ist; wenn er der Vergrößerung seiner Macht, als seinem höchsten Zwecke, alle anderen Rücksichten unterordnet; wenn er mit der Kraft des Reiches, so wie mit seiner eigenen, unter dem Vorwand gegründete Ansprüche des Reiches zu verfechten, nur für sein eigenes Haus Eroberungen macht; wenn er unter dem Schein des Eifers für den Landfrieden hie und da den Adel so hart verfolgt, daß er damit den Zweifel erregt, ob er dabey das Gemeinwohl zur Absicht habe, oder ob er vielmehr den deutschen Adel entwafnen möchte, damit zuletzt nur er oder seine Nachfolger alles ungestraft unternehmen mögen (*); wenn er Länder oder Herrschaften, z. B.

Lucern

kannt wäre, was ihm gerathen wird, und was er von sich weist.

(*) Müller.



Lucern an sein Haus kauft und dann die Reichstädte Zürich, Constanz und viele andere mit ungewöhnlich starken, und allgemeines Murren erregenden Steuern von zwöfhundert bis fünfzehnhundert Mark belegt, um die Kauffsumme bezahlen zu können; (*) wenn er bey solchen Käufen sich mancherley Zwangsmittel erlaubt, z. B. einen Abt Ulrich von St. Gallen an seinem Hofe, zu einem grossen Aufwand nöthigt, und ihm dann nicht anders aus der Verlegenheit helfen will, bis er ihm um eine baare Summe Grüningen verkauft, oder wenn er es einem andern Abt, dem Wilhelm von Montfort, sehr übel aufnimmt, dafs er in Augsburg bey den Belehnungsfeyerlichkeiten seiner Söhne den Ueberredungen zu einem langen, kostspieligen Aufenthalt kein Gehör giebt, weil er den zerrütteten Finanzen des Stiftes durch eine löbliche Sparsamkeit aufhelfen, aber demselben von seinen Besitzungen nichts veräußern will; wenn er dann

unter

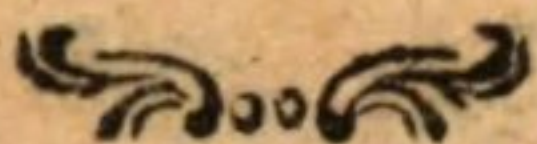
(*) Tschudi.



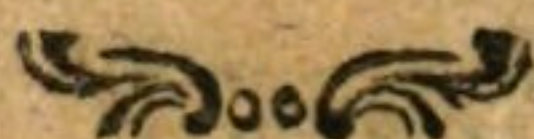
unter dem Vorwand, den ihm durch die eilfertige Abreise des Abts angethanen Schimpf zu rächen, denselben bekriegt, um einen Theil der Stiftsländer an Kiburg zu bringen; (*) Ueber das alles ist sich weniger zu verwundern, als darüber, daß der sonst edelmüthige Rudolph seinen ungerechten Krieg gegen den Abt Wilhelm mit der größten Bitterkeit führte; daß er ihm, als er einst fußfällig um Verzeihung bat, mit einer höchst unedeln und stolzen Härte begegnete, und ihn auch im Unglücke, da er sich aus einem verborgenen Winkel in den andern flüchten mußte, mit einer so unverföhnlichen Feindschaft verfolgte, daß der Abt nirgends seines Lebens sicher war, selbst bey seinen, durch die Drohungen des Königs geschreckten Freunden und Verwandten kaum mehr einen Zufluchtsort fand, und nicht eher aus seinem letzten geheimen Schlupfwinkel der Burg Aspermont, in's Freye gehen durfte, bis man ihm die Nachricht brachte, daß der König,

wel-

(*) Tschudi, Müller.

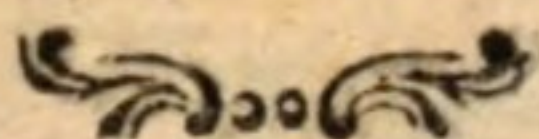


welcher ihm nach dem Leben stellte , gestorben sey.
Von diesem Benehmen Rudolphi gegen den Abt
Wilhelm sagt Müller: „ In dieser Sache vergaß
„ König Rudolph die Billigkeit, welche Gewaltigen
„ gegen Unglückliche ziemet , und ohne welche das
„ Haus Habsburg vor ihm und noch zu seiner Zeit
„ unschwer auszurotten gewesen wäre. Der König
„ der Deutschen war nicht so groß in dem Glück,
„ dessen er anfieng zu misbrauchen, als der Abt
„ von St. Gallen durch den Muth, mit welchem
„ er sein Verderben kommen sah, und sein Unglück
„ ertrug. “ — Wilhelm konnte freilich der Macht
Rudolphi nichts als eine unerschütterliche Standhaf-
tigkeit entgegen setzen, welche aber für das Haus
Habsburg, besonders in der Schweiz, die wichtig-
sten Folgen hatte, und vielleicht trug sie auch nicht
wenig bey, daß die deutschen Fürsten in ihrer,
den Absichten Rudolphi ungünstigen Stimmung
bestärkt wurden; denn sie scheuten seine Macht und
den Mißbrauch derselben, und Rudolph mußte im
Jahr zwölfhundert und ein und neunzig sterben,
ehe



ehe er seinen Wunsch, den Albrecht zum Nachfolger auf dem deutschen Königsthron zu haben, erfüllt sahe.

Auch der unglücklichste Widerstand gegen ungerechte Gewalt ist im Ganzen allemal wohlthätig, weil er sie zu solchen Schritten nöthigt, durch welche sie allgemein bekannt und verhafst wird. Die Geschichte mit dem Abt von St. Gallen hatte in dem ganzen Lande großes Aufsehen und besonders auch bey den Landleuten in den Waldstätten tiefen Eindruck gemacht, welcher durch dasjenige, was zu eben der Zeit zunächst an ihren Grenzen vorgieng, um vieles verstärkt wurde. Die Bürger von Lucern, welche Stadt, samt dem Chorherrenstift und was dasselbe an Gütern besaß, damals dem Gottshaus Murbach im Elsass zugehörte, hatten von dem Abt zu Murbach dem Berchtold von Falkenstein, als er sich in großer Schuldennoth befand, durch eine beträchtliche freywillige Geldsteuer die eidliche und schriftliche Bekräftigung ihrer Unveräußerlichkeit von seinem Stifte erhalten:
Gleich-



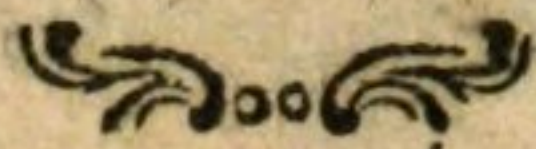
Gleichwol verkaufte dieser Abt wenige Jahre nach dieser feyerlichen Versicherung an Albrecht und seines Bruders Sohn nicht nur die Stadt Lucern, sondern auch mehr als zwanzig Meyerhöfe, Burgen und Aemter, von welchen ein Theil in den Waldstätten lag; anfänglich widerstand er zwar den Zunöthigungen Rudolphi und Albrechts, welche nach dieser wichtigen und wohlgelegenen Besetzung sehr lüftern waren und alles anwandten, um den Abt zum Verkauf derselben zu bewegen: Endlich aber liefs sich derselbe bereden, weil er unter dem Drucke einer grossen Schuldenlast sich und seinem Stifte nicht anders zu helfen wufste, und weil der König und sein Sohn keine Gewissensscrupel, die Verwahrung seiner Ehre, und die Befänftigung der betrogenen und missvergnügten Bürger über sich nahmen. Albrecht kam selbst nach Lucern, wo er die Bürger mehr durch die Furcht vor seiner Macht zur Huldigung zwang, als sie durch seine Versprechungen zu derselben geneigt machte; sie sahen an dem Schicksale zweyer Mönche, welche so kühn waren Habsburgs Herrschaft für unrechtmäfsig zu erklären und dafür mit lebenslänglichem Gefängnifs büfsen musten, was von Albrecht zu erwarten sey. (*)

Für die Landleute in den Waldstätten war es äufserst beunruhigend, dafs sich die Habsburgische

D d

Macht

(*) Tschudi — Müller.

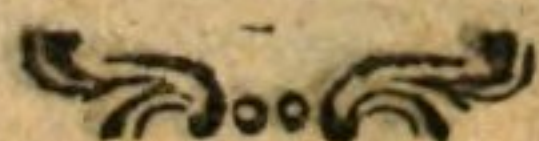


Macht durch den Erwerb von Lucern zunächst an ihren Gränzen und vermittelst einiger Besitzungen sogar in ihrem Lande festgesetzt hatte: Es kam ihnen jezt wieder zu Sinn, daß vor wenigen Jahren ein Vogt des Herzog Rudolphi sich unterfangen hatte, in ihrem Lande, wie in seines Herrn Gebiete, Befehle zu geben, gegen welche sie freilich bey dem König Schutz fanden, die ihnen aber jezt zu beweisen schienen, was die Söhne Rudolphi den Waldstätten schon lange zugedacht haben; sie bedachten und überlegten alles, was Albrecht seit einiger Zeit zur Erweiterung und Vergrößerung der Habsburgischen Herrschaft unternommen, und was er sich neulich in Lucern erlaubt hatte, und da zweifelten sie nun gar nicht mehr daran, daß es auch auf ihre Unterdrückung abgesehen sey: Aber ungeachtet ihrer Besorgniß und ihres Mißtrauens gegen Albrecht, dem sie von allem, was ihnen misfiel, allein die Schuld beileigten, hatte sich dennoch ihr Herz nicht von Rudolph abgewandt. Mit dem alten Zutrauen sandten sie Botten an ihn, als er wenige Wochen vor seinem Tode nach Baden kam, welche von ihm die Entscheidung eines Streites wegen der Wahlfähigkeit der Leibeigenen zur Landammannstelle erbitten sollten: Rudolph entschied, wie sie es wünschten, vermöge der noch vorhandenen Urkunde — „daß kein
„Leib-



„ Leibeigener zu dieser Stelle gewählt werden
„ folle, weil es der Würde eines freyen Volkes
„ zuwider sey. “ — Ob sich gleich Rudolph über
Volks - und Bürgerrechte erhaben glaubte, so
scheint er sie doch bis an sein Ende geachtet und
geschützt zu haben, vornehmlich in den Waldstät-
ten: zu allem, was man an ihm tadeln muß, ver-
leitete ihn Vergrößerungsfucht, nicht Tyrannengeist.
Die Geschichte hat ihm nicht unverdient unter den
Regenten der Vorzeit eine hohe Stufe angewiesen;
er war ein edler Mann von Geist und Kraft, und
befaß die Tugenden und Fehler eines grossen
Fürsten.

Die Nachricht von seinem Tode erregte allge-
meine Bestürzung und Trauer, besonders in den
Waldstätten, wo sein Verlust ein desto größeres
Unglück schien, je weniger Gutes von seinem Nach-
folger geglaubt und erwartet wurde. Die Vorsteher
des Volkes traten zusammen, um mit einander zu
überlegen, wie dem Vaterlande zu rathen sey,
welches seinen Freund und Beschützer verloren
habe, und für welches sie von dem Sohne eben
dieses Beschützers das Schlimmste befürchten
müssen: Ob Albrecht, vermöge der Grösse und
Nähe seiner Macht und vermöge seiner bekannten
Gesinnung als Freund oder als Feind dem Vater-
lande gefährlicher sey; ob sie durch eine schwache
Nach.



Nachgiebigkeit seine Gunst suchen, oder sich gegen seine unzweideutigen Absichten und gegen seine Feindschaft zu einem tapfern Widerstande gefasst machen wollen, war die grofse Frage, welche entschieden werden mußte, und sie entschieden dieselbe, wie es patriotischen Vorstehern eines freyen Volkes anständig war. — Dafs sie sich nämlich durch keine, ihrer Ehre und ihrer Freiheit nachtheilige Schwäche um Albrechts Gunst bewerben, und gegen seine Feindschaft das Vaterland aus allen Kräften vertheidigen wollen, und dafs — eine *allgemeine Verbindung* nothwendig sey; welche sie auch in wenigen Tagen zu Stande brachten. Allerdings ein wichtiger Schritt, mit welchem sie einen Weg betraten, der sie neuen und weit gröfseren Gefahren entgegen führte, als sie bisher bestanden hatten, und als selten ein Volk zu bestehen vermag; auf welchem sie aber auch Gelegenheit fanden, es im Kampfe gegen mächtige Feinde zu beweisen, *wer sie seyen*: Der Verfolg ihrer Geschichte wird uns lehren — *wer sie waren*.

Verbesserungen.

Seite 13, Linie 4: statt paufchen lese man punifchen

- 16, - 18: - geschach - - - geschah
- 31, zu unterft - zu fich - - zu fich selbst
- 81, L. 1, ihren Rath gelenkte Volkfchlufß
zum gültigen, ift auszufreichen.
- 113, zu unterft ft. fchützen l. ftürzen
- 150, zu unterft ft. falfo l. falfo
- 154, L. 17, ft. Widerftandel. Widerftand
- 176, L. 8, ft. Murti l. Murri
- 198, L. 3, - Adelsftande - Adelsgeifte
- 208, L. 10, - befcheeret - beweeret
- 245, L. 2, - göfsere - gröfsere
- 275, L. 10, - fande - fände
- 296, L. 16, - kommen - komme
- 302, L. 6, - Schwierigkaiten - Schwierigkeiten
- 302, L. 9, - dem - den
- 308, L. 15, - Heimlichung - Hinlichung
- 315, L. 14, - Aufmarfch - Ausmarfch
- 345, L. 10, - zuftand - zugeltand
- 372, L. 11, - gimerme - jemerme
- 373, L. 11, - jenen - jenem
- 375, L. 16, - fchienen - fcheinen
- 380, L. 7, - machte - mochte
- 386, L. 8, - Clafse - Caste.

Vorbereitung.

Seite 17, Linie 4: Statt geschlichen lese man geschlichen
- 16; - 18; - 19; - 20; - 21; - 22; - 23; - 24; - 25; - 26; - 27; - 28; - 29; - 30; - 31; - 32; - 33; - 34; - 35; - 36; - 37; - 38; - 39; - 40; - 41; - 42; - 43; - 44; - 45; - 46; - 47; - 48; - 49; - 50; - 51; - 52; - 53; - 54; - 55; - 56; - 57; - 58; - 59; - 60; - 61; - 62; - 63; - 64; - 65; - 66; - 67; - 68; - 69; - 70; - 71; - 72; - 73; - 74; - 75; - 76; - 77; - 78; - 79; - 80; - 81; - 82; - 83; - 84; - 85; - 86; - 87; - 88; - 89; - 90; - 91; - 92; - 93; - 94; - 95; - 96; - 97; - 98; - 99; - 100; - 101; - 102; - 103; - 104; - 105; - 106; - 107; - 108; - 109; - 110; - 111; - 112; - 113; - 114; - 115; - 116; - 117; - 118; - 119; - 120; - 121; - 122; - 123; - 124; - 125; - 126; - 127; - 128; - 129; - 130; - 131; - 132; - 133; - 134; - 135; - 136; - 137; - 138; - 139; - 140; - 141; - 142; - 143; - 144; - 145; - 146; - 147; - 148; - 149; - 150; - 151; - 152; - 153; - 154; - 155; - 156; - 157; - 158; - 159; - 160; - 161; - 162; - 163; - 164; - 165; - 166; - 167; - 168; - 169; - 170; - 171; - 172; - 173; - 174; - 175; - 176; - 177; - 178; - 179; - 180; - 181; - 182; - 183; - 184; - 185; - 186; - 187; - 188; - 189; - 190; - 191; - 192; - 193; - 194; - 195; - 196; - 197; - 198; - 199; - 200; - 201; - 202; - 203; - 204; - 205; - 206; - 207; - 208; - 209; - 210; - 211; - 212; - 213; - 214; - 215; - 216; - 217; - 218; - 219; - 220; - 221; - 222; - 223; - 224; - 225; - 226; - 227; - 228; - 229; - 230; - 231; - 232; - 233; - 234; - 235; - 236; - 237; - 238; - 239; - 240; - 241; - 242; - 243; - 244; - 245; - 246; - 247; - 248; - 249; - 250; - 251; - 252; - 253; - 254; - 255; - 256; - 257; - 258; - 259; - 260; - 261; - 262; - 263; - 264; - 265; - 266; - 267; - 268; - 269; - 270; - 271; - 272; - 273; - 274; - 275; - 276; - 277; - 278; - 279; - 280; - 281; - 282; - 283; - 284; - 285; - 286; - 287; - 288; - 289; - 290; - 291; - 292; - 293; - 294; - 295; - 296; - 297; - 298; - 299; - 300; - 301; - 302; - 303; - 304; - 305; - 306; - 307; - 308; - 309; - 310; - 311; - 312; - 313; - 314; - 315; - 316; - 317; - 318; - 319; - 320; - 321; - 322; - 323; - 324; - 325; - 326; - 327; - 328; - 329; - 330; - 331; - 332; - 333; - 334; - 335; - 336; - 337; - 338; - 339; - 340; - 341; - 342; - 343; - 344; - 345; - 346; - 347; - 348; - 349; - 350; - 351; - 352; - 353; - 354; - 355; - 356; - 357; - 358; - 359; - 360; - 361; - 362; - 363; - 364; - 365; - 366; - 367; - 368; - 369; - 370; - 371; - 372; - 373; - 374; - 375; - 376; - 377; - 378; - 379; - 380; - 381; - 382; - 383; - 384; - 385; - 386; - 387; - 388; - 389; - 390; - 391; - 392; - 393; - 394; - 395; - 396; - 397; - 398; - 399; - 400; - 401; - 402; - 403; - 404; - 405; - 406; - 407; - 408; - 409; - 410; - 411; - 412; - 413; - 414; - 415; - 416; - 417; - 418; - 419; - 420; - 421; - 422; - 423; - 424; - 425; - 426; - 427; - 428; - 429; - 430; - 431; - 432; - 433; - 434; - 435; - 436; - 437; - 438; - 439; - 440; - 441; - 442; - 443; - 444; - 445; - 446; - 447; - 448; - 449; - 450; - 451; - 452; - 453; - 454; - 455; - 456; - 457; - 458; - 459; - 460; - 461; - 462; - 463; - 464; - 465; - 466; - 467; - 468; - 469; - 470; - 471; - 472; - 473; - 474; - 475; - 476; - 477; - 478; - 479; - 480; - 481; - 482; - 483; - 484; - 485; - 486; - 487; - 488; - 489; - 490; - 491; - 492; - 493; - 494; - 495; - 496; - 497; - 498; - 499; - 500; - 501; - 502; - 503; - 504; - 505; - 506; - 507; - 508; - 509; - 510; - 511; - 512; - 513; - 514; - 515; - 516; - 517; - 518; - 519; - 520; - 521; - 522; - 523; - 524; - 525; - 526; - 527; - 528; - 529; - 530; - 531; - 532; - 533; - 534; - 535; - 536; - 537; - 538; - 539; - 540; - 541; - 542; - 543; - 544; - 545; - 546; - 547; - 548; - 549; - 550; - 551; - 552; - 553; - 554; - 555; - 556; - 557; - 558; - 559; - 560; - 561; - 562; - 563; - 564; - 565; - 566; - 567; - 568; - 569; - 570; - 571; - 572; - 573; - 574; - 575; - 576; - 577; - 578; - 579; - 580; - 581; - 582; - 583; - 584; - 585; - 586; - 587; - 588; - 589; - 590; - 591; - 592; - 593; - 594; - 595; - 596; - 597; - 598; - 599; - 600; - 601; - 602; - 603; - 604; - 605; - 606; - 607; - 608; - 609; - 610; - 611; - 612; - 613; - 614; - 615; - 616; - 617; - 618; - 619; - 620; - 621; - 622; - 623; - 624; - 625; - 626; - 627; - 628; - 629; - 630; - 631; - 632; - 633; - 634; - 635; - 636; - 637; - 638; - 639; - 640; - 641; - 642; - 643; - 644; - 645; - 646; - 647; - 648; - 649; - 650; - 651; - 652; - 653; - 654; - 655; - 656; - 657; - 658; - 659; - 660; - 661; - 662; - 663; - 664; - 665; - 666; - 667; - 668; - 669; - 670; - 671; - 672; - 673; - 674; - 675; - 676; - 677; - 678; - 679; - 680; - 681; - 682; - 683; - 684; - 685; - 686; - 687; - 688; - 689; - 690; - 691; - 692; - 693; - 694; - 695; - 696; - 697; - 698; - 699; - 700; - 701; - 702; - 703; - 704; - 705; - 706; - 707; - 708; - 709; -

Grob, Gregor

Der Schweizer auf dem Rigi

Bd.: 2

St. Gallen 1797

Helv. 347-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453558-2

VD18 10715657-003